Philipp Berges

Eine Reise um die Erde

Verlagsbuchhandlung Broschek & Co, Hamburg

Eine Reiſe um die Erde

in Skizzen

von

Philipp Berges

Mit zahlreichen Illuſtrationen in Kupfertiefdruck
ſowie einer Karte

Hamburg
Verlagsbuchhandlung Broſchek & Co.
1913

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/einereiseumdieer01berg

RBK
Tante
#1626

An

Albert Broschek!

Einsam sitz' ich und versonnen
Wieder in den alten Räumen,
Und aus der Erinn'rung Bronnen
Steigt empor ein seltsam Träumen.

Schlanke grüne Palmen tauchen
Ihren Fuß ins blaue Meer,
Brennend rote Blumen hauchen
Düfte aus, süß, heiß und schwer.
Braune Menschen seh' ich schreiten,
Blütenkränze in den Locken;
In den sonnig hellen Weiten
Rings nur Lachen und Frohlocken.
Nahrung wächst auf allen Bäumen,
Keine Sorge engt die Brust – –
Die Natur spricht: ohne Säumen
Weih' dich ganz der Lebenslust.

Schlankgebaute nackte Frauen,
Tropensonne, Kokosbaum – – – – –
Darf ich der Erinn'rung trauen?
War es nur ein schöner Traum?!

*

Nein, kein seltsam' Traumesweben
Will den Seelenspiegel trüben,
Tief grub sich ein heiß' Erleben
In ihn ein mit scharfen Zügen.

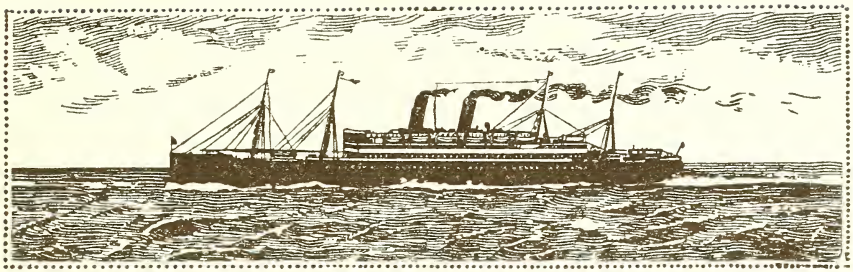
Dieser Stern, der vielgestaltige,
Der uns durch das Weltall trägt,
Bleibt das unlösbar gewaltige
Lebensrätsel, bunt bewegt.
Welch ein seltsam' Völkerwimmeln
Tut sich auf in weiten Fernen,
Neue Länder in den Himmeln
Ziehn herauf mit andern Sternen;
Aus dem wundersamen, blauen
Tropenmeer voll Sonnenglüh'n,
Steigen, herrlich anzuschauen,
Inseln, voll von ewigem Blüh'n.

Wie ich sah das Unbekannte,
Will in diesem Buch ich zeigen - - -
Dir, der in die Welt mich sandte,
Gebe ich das Buch zu eigen!

Philipp Berges.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Ueber den großen Teich	9
II.	Neuyorker Mosaik	17
III.	Nei-ä-gärrä - - „Das donnernde Wasser"	25
IV.	Vom Ontariosee zum St. Lorenzstrom	31
V.	Der große Ueberländer	37
VI.	Durch das Land der Zukunft	45
VII.	O Stadt am Goldenen Tore!	53
VIII.	„Teddy" Roosevelt spricht!	61
IX.	Tage der Träume	67
X.	Ankunft auf Tahiti	75
XI.	Von Tahiti nach Rarotonga	83
XII.	Tagebuchblätter aus Neu-Seeland	91
XIII.	Maoriland aus der Vogelschau	101
XIV.	Reisegefährten	109
XV.	Die australische Weltstadt	117
XVI.	Fahrt in die deutsche Südsee	123
XVII.	Momentbilder aus dem Bismarck-Archipel	129
XVIII.	Von Neu-Guinea nach den Palau	137
XIX.	Tropengespenst	143
XX.	Tag und Nacht im Schönian-Hafen	149
XXI.	Die Stadt der Puffärmel	157
XXII.	Chinesische Impressionen	163
XXIII.	Mein erster Tag in Japan	175
XXIV.	Gegensätze	183
XXV.	Im japanischen Berlin	191
XXVI.	Abschied von Japan. - Ostasiatische Küstenfahrt	199
XXVII.	Indischer Auftakt	207
XXVIII.	Bei der Göttin mit den Fischaugen	213
XXIX.	Wie man in Indien reist	229
XXX.	Das große heilige Kasi	239
XXXI.	Indische Wunder	249
XXXII.	Ueber den Indischen Ozean	259
XXXIII.	Ein Abstecher nach Deutsch-Ostafrika. - Heimkehr	269



I.

Über den großen Teich.

Morgenfrühe auf See. Noch ſchlummert die Stadt, die ſich in den weiten Räumen des Ozeanrieſen birgt. Ringsum bis an den lichten, grauen Horizont, der das Schiff gleich einem ſcharf abgemeſſenen Kreis umgibt, wallt und wogt, ſprüht und ziſcht, brauſt und wäſcht, aufgewühlt von einer friſchen Briſe, das dunkle, fiſchwimmelnde Weltmeer. Gleich einer Flut bläulichen, geſchmolzenen Metalls ſtürmt es gegen die Planken des Schiffskoloſſes, der emſig ſeinen Weg durch die langen Wogen pflügt, bald mit ſeinem Vorderſteven tief eintaucht, dann wieder wie ein mutiges Roß emporſteigt und die Wellen in toſenden Giſcht zerſtieben läßt.

Und inmitten der weiten Meereseinſamkeit das eilende Schiff, mit dem unabläſſigen dumpfen Pulsſchlag, den die gewaltigen Maſchinen, das Herz des Koloſſes, allen Atomen des Gebäudes mitteilen, mit den ſtolzen, zitternden Maſten, die die Luft ſauſend durchſchneiden, den ragenden Schornſteinen, denen ein düſteres Gewölk entquillt, deſſen Schatten auf das Meer fällt.

Ringsum rauſcht die See ihre uralte gewaltige Melodie, der ſchon Odyſſeus gelauſcht, als des Aeolos freundliche Winde ihm die Segel ſchwellten. Länder und Reiche wachſen und vergehen; wie Blätter und Blüten des Lenzes, die jetzt in Pracht aufleuchten, jetzt vom Winde verweht werden, wechſeln die Geſchlechter der Menſchen; angeſtaunte Wundergebilde von Menſchenhand, der „Ewigkeit“ erbaut, ſinken in Schutt und Trümmer und werden zum Boden für noch größere, aber ach! nicht minder vergängliche Werke — — nur das unermeßliche Weltmeer allein bleibt ewig jung und groß und

furchtbar, und ewig unverändert. Wie die nimmerraſtenden Wogen an die Planken des Odyſſeusſchiffleins pochten, ſo pochen ſie auch an die eiſernen Platten unſeres modernen Koloſſes, der mit ſeiner lebendigen Fracht von Tauſenden von Menſchen — in Wahrheit eine ſchwimmende Stadt — die Gewäſſer durchpflügt.

Und wie zu Zeiten des leidengeübten Dulders umwogen auch uns heute noch „die ungeheuren Gewäſſer", immer noch entſteigt in der Morgenfrühe „Eos mit Roſenfingern dem Lager des hochgeſinnten Tithonos" und gießt die roſige Morgenröte über den Himmel aus; immer noch wühlt der finſtergelockte Poſeidon mit ſeinem Dreizack das Meer auf und entfeſſelt den Widerſtreit der wilden Wogen — — und immer noch gießt das herrliche, unendliche Meer aus ſeiner erhabenen Einſamkeit das jauchzende Gefühl der Freiheit und des Losgebundenſeins in die Menſchenſeelen.

*

Als der Weiſeſte der Sterblichen, Sokrates, nachdem er den Schierlingsbecher getrunken hatte, zu ſterben kam, waren dies ſeine letzten Worte: „Man muß dem Asklepios einen Hahn opfern." Dem Gotte der Heilkunſt brachte man als Dank für Geneſung nach ſchwerer Krankheit den tagverkündenden Vogel dar. Sokrates alſo betrachtete ſein Scheiden von den Mühſeligkeiten des Daſeins als eine Geneſung, die das Dankopfer erforderte.

Was müßte nun erſt der dem Asklepios opfern, der die Brücken aller Daſeinsmühen hinter ſich abbrechen und doch am Leben bleiben darf?!

In dieſem Falle befinde ich mich. Es iſt kein Traum, die Reiſe um den Erdball hat begonnen. Der Sonne ziehe ich nach, weſtwärts, der jetzt noch kühlen, bald aber heißeren Sonne der Tropen, die immer vor mir her flieht, indem ſie vor mir in das Meer untertaucht, alsbald aber im Oſten aus den Fluten wieder emporſteigt und dem Schiffe im Halbkreis, es überholend, nacheilt. Hinter mir liegen mit den abgebrochenen Brücken die tägliche Arbeit und der tägliche Aerger, ohne den Inſpektor Bräſig nicht leben konnte; langſam taucht unter, was die Seele beunruhigt hat, und entweicht vor dem friſchen Hauche des Meeres.

Weſtwärts mit der Sonne geht mein Pfad — wie einſt dem Kolumbus, ſo wird auch mir noch einmal das Land Amerika aus dem

Weltmeer emportauchen; in dem ungeheuren südlichen Ozean jenseits des Kontinentes harren mein die glückseligen Inseln, wo nackte Menschen sich mit Blumen schmücken, „Kathai“ und „Zipangu“, wo Chinesen und Japaner wohnen, haben freilich schon lange vor mir andere Leute entdeckt — tut nichts, ich entdecke sie noch einmal, ob die Eingeborenen wollen oder nicht — das Wunderland Indien, das nun nicht mehr so ganz dunkle Afrika sollen mir Rede und Antwort stehen. Vieles, ach, so vieles habe ich seit vielen Jahren über all diese Länder in Druckschriften gelesen — nun will ich selber hin und sehen, was für Zeitgenossen dort wohnen, denn, unter uns, auf Gedrucktes kann man sich nie so recht verlassen.

*

Die schwimmende Stadt erwacht. Auf das wundervolle „Kaiserdeck“ ergießt sich der Strom der Amerika-Reisenden. Dieses Deck der „A m e r i k a“, die ja zu den größten und komfortabelsten Passagierdampfern der Hamburg-Amerika Linie gehört, ist wie ein gigantischer Salon, dem Wasser und Sturm nichts anhaben können. Eine hohe Brustwehr aus braunem Eichenholz umsäumt ihn, aus der Brustwehr streben Schiebefenster empor, so daß der Salon rings umschlossen ist. Hier stehen in langen Reihen die Deckstühle, hier laufen auch die Passagiere, wenn sie des Ausruhens müde sind, ihr tägliches Pensum ab. Dieses Deck füllt sich langsam, schon vor dem ersten Frühstück, mit einer internationalen Menge. Deutsche gehen umher und sagen: „So — so“, „aha“ und „J wo“; die Amerikaner laufen hin und her und schnarren ihr „Awful“ und „You d'ont say“; bedächtiger wandeln die Engländer umher, ein Buch in den Händen, und die kleinen Japaner drücken sich herum und sagen gar nichts. Schon haben sich Gruppen verwandter Seelen gefunden, der Flirt hat schon seine Herrschaft angetreten, und schon haben sich scharfe Typen herausgeschält. Da ist der deutsche „Geheimrat“ (so sieht er wenigstens aus), jovial, dick, groß, alter Korpsstudent. Neben ihm wandelt der schneidige Herr Landrat aus Hauptmanns „Biberpelz“ auf dem Deck umher, mit weißer Büx, Schmiß im Gesicht, korrekt, adrett, voll Haltung, mit vornehmem, beleidigten Gesicht — eine Perle. Eine wundervolle Studie sind, wie immer, die amerikanischen Jünglinge mit ihrer saloppen Eleganz und mit dem Gemisch von Unverfrorenheit und weibischer Zimperlichkeit im Benehmen. Einer, ein Mustereexemplar, wechselt

täglich viermal die Kledage. Heute trägt er braune Jacke, weiße Weste, graue Hose, die fast bis zum Knie umgekrempelt ist, und himmelblaue Strümpers. Sein Blick sagt: „Was kostet der Atlantische Ozean mitsamt Europa?“ Er ist ein regelrechter „masher“, ein Weibermann, und knüpft bald hier, bald dort an. Eine reizende amerikanische Fee flattert neben ihm, klein, zierlich, blond, mit ewigem graziösen Tanzschritt, ein bezauberndes Lächeln im weißen Kindergesicht. Sie hat das Himmelblaue oben, in Form eines gestrickten Mützchens, auf dem Kopfe. Das Geflatter und Geflitter des weiblichen Jung-Amerika ist überhaupt allerliebst — keck, zierlich, offen, hübsch und dumm. Vielen sieht man die Herkunft noch deutlich an. Aus der großen Mischrasse der „Amerikaner“ wird noch auf lange Zeit kein einheitlicher Typ hervorgehen. Mit der blaubemützten blonden Yankeegirl rivalisiert eine edle Polin, schwarz, rassig, voll Feuer; diese Polin ist aber in Amerika geboren. Ganz anders ein wundervolles Griechenmädchen aus England. So muß die schöne Nausikaa ausgesehen haben, als sie dem vielumhergestürmten Ithakerkönig Lebewohl zurief. Die junge Engländerin mit dem griechischen Kopf wird von Vater, Mutter, Tante, Gouvernante und zwei Brüdern bewacht und flirtet nicht. Familienweise wandelt es hierhin und dorthin. Der amerikanische millionenschwere Großindustrielle, selbstbewußt, ernst, businesslike, mit einer Frau wie eine Königin, einem kleinen Jungen mit den Allüren eines Mannes und einer zarten, liebreizenden Tochter, die vielleicht einst eine Herzogin sein wird. Die Yankees, bis in die ältesten Jahrgänge hinauf, sind meistens glatt rasiert. Vorn Jüngling, hinten Methusalem. Ein Deck tiefer, auf dem sogenannten „Washington-Deck“, wandeln die Eigenbrödler, die sich nicht unter die Menge mischen wollen.

Aber allmählich verlieren sich die Spaziergänger in den Speisesaal, um das erste Frühstück einzunehmen. Man speist in der Ersten Kajüte à la carte an kleinen Tischen; die allgemeine Bewegungsfreiheit an Bord der „Amerika“ ist geradezu ideal. Ein Heer sprachgewandter und flinker Stewards sieht den Gästen jeden Wunsch vom Munde ab. Und da sitzen sie nun, die Amerikaner, und frühstücken mit einem Ernst und einer Gründlichkeit, daß man glauben könnte, sie hielten auf diese Weise ihre Morgenandacht ab. Und das tun sie auch wohl. Neben mir die Millionärsfamilie. Jeder nimmt etwas anderes. Man beginnt mit Grape Fruit, Apfelsinen, gebacke-

nen Aepfeln, Bananen und Melonen. Dann gibts Hafergrütze, Mais, Reis, Pfannkuchen, dazu Toast mit Butter. Das ist das Vorspiel. Nun kommt gebackener Fisch, dann Hammelkoteletten mit Bratkartoffeln. Zum Schluß Kaffee und Gebäck mit Fruchtmarmeladen. Das zarte Mädchen, das einst vielleicht eine Herzogin sein wird, ißt am meisten. Immer, wenn man glaubt, sie ist bis zum Rande voll, fr... — ich meine, frisch und gesund, wie sie ist — ißt sie ein weiteres Kapitel. Aber endlich ist auch diese Morgenandacht beendet und der Tag tritt in seine Rechte.

Man geht in den prächtigen Rauchsalon, in den Turnsaal, in den Damensalon mit großer Leihbibliothek — alles umsunst —, ins Schreibzimmer, aufs Deck, wo die Kapelle eine Stunde lang konzertiert; dann kommt die Siesta in Liegestühlen, wobei Bouillon und Gebäck von den Deckstewards gereicht wird, und nach all dieser Arbeit naht das schon viel ausgiebigere Lunch um die Mittagszeit heran. Die Hauptmahlzeit, wozu man sich in Frack und Smoking wirft, findet abends statt. Die ganz „Feinen" essen im Ritz-Carlton-Restaurant. Nach dem Hauptessen allgemeiner Bummel, heftiger Flirt der jungen Welt, Rauchsalon und Poker und endlich Café im Ritz-Carlton-Wintergarten, wo sich unter Palmen und Musikklängen die vornehme Welt dieser schwimmenden Stadt zusammenfindet.

So vergehen die Tage. Das entzückendste dolce farniente, das auf dieser Welt zu finden ist.

*

Ueber das Meer ist der schwarze Mantel der Nacht herabgesunken. Unablässig stürmt das Schiff in eine schwarze Wand hinein und läßt ein ebenso undurchdringliches Dunkel hinter sich. Ueber das Waschen und Zischen der Wogen hinaus tönt ohne Aufhören das Stampfen, Schnauben und Klappern des gigantischen Maschinenungeheuers unten im Raume, das mit seinen Dutzenden von glühenden Rachen unersättlich ganze Waggonladungen fetter Steinkohlen hineinschlingt und dafür mit seinen eisernen Muskeln ohne Verschnaufen die mächtigen Schiffsschrauben dreht. Ein dumpfes Schüttern macht das Fahrzeug erbeben. Losgerissene Taue, ein unbefestigter Klappstuhl auf dem Verdeck, der hin- und herrutscht, vielleicht eine Luke, die nicht geschlossen wurde, verursachen unbestimmte Geräusche, die in der großen Stille umso lauter klingen. In regelmäßigen Intervallen

tönt wie aus weiter, weiter Ferne das Anschlagen der Schiffsglocken und gleich darauf der langgezogene Ruf des wachehabenden Matrosen hoch vom Mast herunter: „Al . . . les . . . wohl!!“

Es ist spät in der Nacht. In meinem Bett, mehr einem an der Kabinenwand aufgehängten Kasten ähnlich, liege ich noch wach und „bewege viele Gedanken in meiner unsträflichen Seele“. Durch die roten Bettvorhänge, die, dem Gesetz der Schwere gehorchend, geisterhafte Bewegungen ausführen, wenn das Schiff tief in die Wogen eintaucht oder sich wieder erhebt, fällt der Blick in die dämmerige Kabine, ein schmuckes Zimmerchen, dem man es nicht ansieht, daß unter ihm bergetief in purpurner Finsternis das tückische Meer liegt.

Langsam senkt sich der Schleier des Schlummers auf die Gedankenflucht. Wie in einem sanften rosigen Nebel liegt die Erinnerung. Die Abreise mit dem Extrazug der Hamburg-Amerika Linie nach Cuxhaven, winkende Freunde auf dem Bahnsteig, vorbeiwirbelnde Felder, von der Sommersonne beschienen, und der zitternde, leise verebbende Abschiedsschmerz in der Brust. Am Fenster des Waggons stehen zwei junge Gräflein und lachen laut auf: „Wie komisch, Gott, wie furchtbar komisch, B u x t e h u d e heißt der Ort! Ich jlaubte, den jibt's jarnicht in Wirklichkeit!“ Und Buxtehude fliegt vorüber. Bei hellem Sonnenschein, ein günstiges Vorzeichen, steuert der mächtige Dampfer ins Meer hinaus, die Kapelle spielt, die hüpfenden weißen Taschentücher am Ufer werden immer kleiner, wie ein bräunlicher Sandstreif liegt die Küste noch da, und endlich versinkt das Land. Auf den Flügeln des Traumes eilen die Gedanken dem Schiffe voraus — schon ist der amerikanische Kontinent überwunden, durch die blaue Südsee steuert das Schiff, von fliegenden Fischen umschwärmt, Koralleninseln mit wehenden Palmen tauchen aus der Flut, von den Gestaden grüßen braune blumengeschmückte Insulaner . . .

Langsam kommt der Schlummer. Die Bilder verwirren sich. Die schimmernden Tropeninseln versinken in Nebel. Ich liege wieder in der sanftwiegenden Kabine. Leiser und leiser erklingt das Stampfen der Maschinen. Die große Bahnhofshalle in Hamburg taucht noch einmal wie eine Vision empor. Zwei Gräflein am Fenster bei Buxtehude. Winkende Tücher. Und mit einem letzten, fernen, unbestimmten Aufleuchten der Freude ob all' der reichen Möglichkeiten des Daseins schlafe ich ein . . . . .

*

Heute muß bei Poseidons, unten auf dem Meeresgrunde, ein großes Fest sein. Die See ist so feierlich ruhig wie ein riesenhaftes stehendes Gewässer. Wie ein Spiegel, den kein Hauch trübt, liegt sie im Morgensonnenschein. Nur das Schiff, das mit ruhigem Pulsschlag durch das Wasser zieht, wirft sanfte Wogen auf.

In einigen Stunden wird der alte Ruf „Land! Land!“ erschallen. Das Feuerschiff von Nantucket ist bereits vorübergezogen, als die Bevölkerung der „Amerika“ noch schlief. Von Nantucket aus ist drahtlos schon die Kunde von unserer Ankunft nach Neuyork geflogen. Noch ein geschäftiger Tag, dann wird alles von der Arbeit ruhen können: der Kapitän legt die Sorge um die ihm anvertraute Stadt ad acta; der erste Offizier läuft nicht mehr geschäftig durch alle Gelasse des Riesenhauses, um nach dem rechten zu sehen; der Ober-Ingenieur, der Herrscher in der Unterwelt, gebietet seinen gewaltigen Maschinen Halt; die durch drei intelligente Beamte vertretene Seepost liefert ihre Tausende von Sendungen ab.

Die Reisenden, und mögen sie auch noch so kundig und „befahren“ sein, vermögen es sich nur schwer vorzustellen, welch einen Riesenbetrieb das Mammutschiff enthält. Man muß durch die unendlichen Räume der verschiedenen Klassen und des stark bevölkerten Zwischendecks gewandelt sein, man muß hinabgestiegen sein in jene Räume, wo die titanischen Maschinen durcheinanderwühlen, nicht nur, um die Welle zu drehen, sondern auch, um für Beleuchtung, Kühlung, Wasserversorgung, Ventilation und viele andere Dinge zu sorgen; die unendlichen Vorratsräume und Kühlkammern muß man gesehen und endlich muß man auf jener Brücke geweilt haben, deren Umgebung das Gehirn des Kolosses darstellt. Mit Staunen sieht man, wie durch einen Fingerdruck die Sicherheitsschotten des Schiffes geschlossen werden können, wie das Steuer dem leisesten Druck gehorcht, wie Telephone alle Abteilungen des Schiffes mit der Brücke verbinden — neben einem Telephon, dessen Leitung in das Wasser geht. Denn durch dieses Element tönen nachts telephonisch die Unterseesignale der Feuerschiffe und Küstenstationen mit leisem Glockenklang heran und verkünden dem Offizier, der auf der Wacht steht, wo er sich befindet. —

Im Licht der Sonne steigen die grünen Ufer von Long Island aus dem Meere, die Atlantichöhen ziehen vorbei, an Sandy Hook vorüber geht es in die untere Bay, die Wälder von Staten Island rauschen einen Willkommengruß, Coney Island mit seinen phantasti-

schen Bauten winkt herüber, — der Hafen von Neuyork öffnet sich, als der Abend sinkt, und enthüllt sein buntes, wimmelndes Leben von Dampfern, grotesken Fährschiffen, schwimmenden Eisenbahnzügen, kleinen flinken Tugboats; die Freiheitsstatue auf Liberty Island steht klar und imposant am Abendhimmel, dahinter schimmern die langgeschwungenen Brücken über den East-River — — und nun steigen von der Spitze der Manhattan-Insel gleich Burgen und Schlössern eines Riesenlandes die Wolkenkratzer auf.

Langsam schwimmt der Dampfer in den Hudson hinein, dem Anlegeplatz zu. Auf der Spitze des Schiffes stehen Hunderte von Zwischendeckern und schauen erstaunt und wortlos auf die Wohntürme, diese gewaltigen Manifestationen einer neuen Welt.

Langsam schwenkt das Schiff in den Pier, wo Hände und Tücher winken — — Kommandos erschallen, Ketten rasseln, Glockensignale schrillen — — die Maschinen stoppen. — — — — — —

Market Street in San Francisco

1. Cliff-Haus, San Francisco 2. Straße in San Francisco

II.

Neuyorker Moſaik.

Manchmal kommt mir's in den Sinn,
Nach Amerika zu ſegeln,
Nach dem großen Freiheitsſtall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln...
Heine.

Vor hundert Jahren lebte in der Nähe des Waldenſees in Maſſachuſetts ein einſamer Denker, Henry D. Thoreau, einer der größten Menſchen, die das europäiſierte Amerika hervorgebracht hat. Dieſer Naturmenſch behauptete, nachdem er mehrere Jahre ganz allein in den Wäldern gelebt hatte, die Häuſer der Menſchen ſtrömten einen üblen Geruch aus. Aber die Wohnungen in der nahen Stadt Concord, wo ja auch Emerſon gelebt hat, waren keine Häuſer zu nennen. Es waren Hütten. Was würde die feine Naſe Thoreaus uns erſt verkündigt haben, hätte ihr Beſitzer die direkt unwahrſcheinlichen und märchenhaften Wolkenkratzer Neuyorks riechen und mit ſeinen Augen ſehen können. Das ſind keine Häuſer mehr, ſondern in die Luft hinausgebaute Städte. Was aber den Geruch anbelangt, da würden die Yankees ihren großen Denker ausgelacht haben, denn mehr als anderwärts heißt es hier für alles, was praktiſch iſt und Geld einbringt, non olet.

Ich kann nicht beurteilen, was Neuyork, die Empire-City, auf den Neuling für einen Eindruck macht, denn ich komme zum vierten Male in meine zweite Heimat — nur von meinem eigenen Eindruck nach einer achtjährigen Abweſenheit vermag ich zu ſprechen. Kühnlich darf man behaupten: das moderne Neuyork iſt die überwältigendſte Stadt der Erde. Geradezu alles nimmt den Zug ins Gigantiſche an — die Ausdehnung, die Schönheit, die alle Grenzen überſchreitende Mächtigkeit der Bauwerke, der ſinnverwirrende Verkehr, die Lebensluſt, die ungeheure Geſchmackloſigkeit, das Verbrechen, der öffentliche Betrug, Geſchäft und Wohltätigkeit.

Was aber in all dieser Hyperthropie am meisten in die Augen springt, sind die Gebäude und ihre Höhe. Wer nach Neuyork kommt, gelangt in das Fabelland der Riesen, wo die Wohnhäuser Gebirgen gleichen. Wer mit einer der vielen Dampffähren, die selbst gewaltigen Schlachtschiffen gleichen, über den Hudson geschwommen kommt, um die untere Stadt zu erreichen, vor dem steigen die Geschäftstürme des Engrosbusineß-Viertels auf: die Burgen Plutos. Man muß nun nicht glauben, daß Stil in diesen Wolkenkratzern ist, durchaus nicht, — einsame Blöcke ragen aus dem Gewimmel der normalen Häuser auf, und jeder ist Zeuge der Geschmacklosigkeit seines Bauherrn. Da gibt es Pyramiden, Würfel, Glockentürme, Dreiecke, viereckige und achteckige Riesenblöcke mit Tausenden von dunklen blinkenden Fenstern. Der Anblick dieses unteren Teiles der Manhattan-Insel mit den Hunderten zusammengerückter Wolkenkratzer spottet jeder Schilderung, er findet nicht seinesgleichen. Ueber allen diesen seltsamen Türmen lagert eine bewegte Wolke, die Tag und Nacht aus vielen tausend Schloten strömt und auf die die Elevatoren treibenden Maschinen zurückzuführen ist. Diesen Umstand haben sich die Schöpfer des Bankers Trust Building (540 Fuß, 40 Stockwerke) zunutze gemacht; sie haben eine Riesenpyramide gebaut, aus deren höchstem Gipfel ununterbrochen eine Dampfwolke steigt, ein architektonischer Vulkan. Auch in der oberen Stadt ragen fern drohende Burgen empor, wahre Märchengebilde an Klobigkeit und Höhe, nur der Riesencampanile der Metropolitan-Versicherungsgesellschaft (700 Fuß, 52 Stockwerke) macht mit seinen herrlichen Formen eine Ausnahme, ebenso wie das neue, im Bau begriffene Stadthaus (580 Fuß, etwa 50 Stockwerke), das nach seiner Vollendung der schönste „Wolkenkratzer" der Welt sein wird.

Staunend fragt man sich, wann wird in diesem Wettstreit um das allerhöchste Gebäude die Grenze erreicht sein?! Das neue Woolworth-Gebäude am Broadway, zurzeit das absolut höchste Wohnhaus der Welt, ist 750 Fuß hoch und besitzt 55 Stockwerke. Das Gebäude mißt also in der Höhe 228 Meter und bleibt nur noch etwa 70 Meter hinter dem Eiffelturm zurück.

Inzwischen windet die Fähre sich auf dem Hudson zwischen den Dutzenden schwimmender Eisenbahnzüge, Ozeanschiffe, haushoher Kornelevatoren und Kohlenbagger und anderen seltsamen Fahrzeugen hindurch, läßt den Blick frei auf die gewaltigen hängenden Brücken,

deren nunmehr vier den Fluß überqueren, und legt an ihrem Pier an. Das summende Gewühl der Fünfmillionenstadt, ihre Hitze und ihre Gerüche, vor allem ihr Völkergewühl, umfangen den Wanderer. Zwischen den Riesengebäuden huschen die Menschen nun wie geschäftige Ameisen durcheinander hin. So gewaltig die Wolkenkratzer auch aus der Entfernung wirken, dieser Eindruck verwischt sich, wenn man dicht vor ihnen steht, er verhundertfacht sich. Unterhalb des Woolworth-Blockes stehend und an ihm in die Höhe sehend, schaut man hinaus in die Unendlichkeit. Die furchtbare Massigkeit, die für das Auge unbegrenzte Höhe, die verwirrende Menge der immer kleiner erscheinenden Fenster, die Stockwerke, die nur noch Rillen in der Mauer gleichen — alles das bringt einen ganz überwältigenden Eindruck hervor. Diese übertriebenen Höhen gehen nicht mehr aus einem Bedürfnis oder aus Raummangel hervor: sie sind Gegenstand der Reklame, des gegenseitigen Ueberbietens — eine amerikanische Abart des Größenwahns. Das amerikanische Volk gleicht heute einem schwerreichen, ungebildeten Emporkömmling, der sich alles Schöne und Große kaufen kann und auch kauft, aber fürchterlich damit protzt und schlechte Manieren hat. Nirgends stoßen die Gegensätze auf allen Gebieten heftiger gegeneinander als hier. Das kann auch gar nicht anders sein, denn Neuyork ist der große Hexenkessel, in dem der Abfluß aller Völker der Erde zu einer Art neuen Rasse zusammengebraut wird. Grenzenlos wie die gigantische Bauart in den meilenlangen Straßen, durch die die Tramcars stundenlang in einer Richtung fahren, ist auch die Arbeit der Stadt für das allgemeine Beste. Oeffentliche Bibliotheken von einem Umfang und einer Schönheit der Einrichtung, die einzig dastehen, Museen, gefüllt mit Schätzen, Staatsschulen von hohem Rang, Asyle und Wohlfahrtseinrichtungen von ungeheurer Ausdehnung, Konzerte und Vorträge, Abend-Universitäten — alles frei. Daneben wiederum eine allgemeine Geschmacklosigkeit, die in ihrer Art ebenso erstaunlich ist wie das Große und Schöne.

Wer ein Volk kennen lernen will, muß beobachten, wie es sich amüsiert. Das Zentrum der Riesenstadt hat sich mit ihrem Wachstum immer mehr ins Innere der langen Insel verschoben und ist jetzt hinter der 42. Straße. Hier flammen abends die elektrischen Lichtreklamen auf und verwandeln die ganze Gegend in ein Strahlenmeer. Was Berlin, Paris und London auf diesem Felde bieten, schrumpft zu Kindereien zusammen gegenüber dieser unbeschreiblichen Flammen-

verschwendung. Wohin das Auge blickt, wird es durch irgendeine elektrische Bizarrerie gefesselt — weinende und lachende Kinder, je nachdem sie die Reklamenahrung erhalten oder nicht, ein römisches Wettrennen aus züngelnden Flämmchen, eine Dame mit winkendem Auge, Seiltänzerinnen mit Sonnenschirmen, sich selbst füllende Gläser und Flaschen, und ringsum viele Hunderte von Rädern, Garben, Sternen, Streifen und Buchstaben. Mitten in diesem Lichtgewirr feiert die Lebenslust, die trotz allem moralischen Getue hier heftiger ist als irgendwo sonst, ihre Orgien. In gigantischen Lokalen, die ganze Häuser einnehmen, soupiert man und — tanzt man. Man tanzt eine Art Wackeltanz, den Turkeytrot oder Truthahnschritt, wobei der Herr nach jedem pas ein Bein aufhebt, etwa wie ein Pferd, das mit dem Hahnentritt behaftet ist. Eine scheußliche Geschmacklosigkeit. Von den Damen weiß man nie, wohin sie gehören, — der allgemeine Verkehr zwischen den Geschlechtern ist ja freier als bei uns. Die Musik spielt „ragtime", sinn- und melodienlose Weisen. Werden bekannte vaterländische Lieder gespielt, dann schreit alles vor Enthusiasmus und klatscht endlos Beifall; während der Nationalhymne steht man auf und nimmt den Hut ab. Dann kommt wieder der Hahnentritt. Augenblicklich hat es den Neuyorkern — allerdings etwas post festum — das Kabarett angetan. Was sie aber darunter verstehen, ist zum Totlachen. Ahnungslos geht man in irgendein besseres Lokal, um Abendbrot zu essen. Auf einmal erscheint oben an der Treppe irgendein Frauenzimmer ohne Stimme und geht gröhlend die Treppe hinab ins Lokal, wo sie, immer noch krächzend, zwischen den Gästen hin- und hergeht. Oder zwei schrecklich salopp gekleidete Burschen, die an einem Nebentisch Soda und Whiskey getrunken haben, beginnen plötzlich zwischen Tischen und Stühlen singend auf- und abzugehen. Fragt man den Kellner, was der Unfug bedeuten solle, dann antwortet er beleidigt: „Wir haben doch jetzt ein Kabarett." Ueberhaupt, o diese Kellner! Heine müssen diese Gentlemen vorgeschwebt haben, als ihm die „Gleichheitsflegel" einfielen. An unsern Tisch in einem der vornehmeren Lokale tritt der Kellner und fragt: „What are you boys going to have?" („Was wollt ihr Jungens haben?") Bemerken muß ich, daß ich zwei ältere Herren bei mir hatte; auf mich paßte die Bezeichnung schon besser, ich bin allerdings erst ein Knabe von 49 Jahren. In bezug auf Höflichkeit muß man überhaupt in Amerika umlernen; sie existiert nur unter Bekannten, Fremde behandeln ein-

ander mit vollkommener und schöner Rücksichtslosigkeit. Die ganze jetzige amerikanische Kultur hat noch einen Stich ins Indianische. Im alten Mexiko führte man bei Tische die tiefsten philosophischen Gespräche und — aß Menschenfleisch dazu. Auch in dem modernen Amerika reichen hohe Kultur und tiefe Barbarei einander die Hände. Dieses Land bringt Wunder der Technik, der Baukunst, der geschäftlichen Unternehmungen und der plutokratischen Spekulation hervor — aber die Polizei geht Hand in Hand mit dem Verbrechertum, selbst in Neuyork kann man, wie wiederum der Rosenthal-Prozeß zeigt, professionelle Mörder dingen, die Presse ist sicherlich ziemlich minderwertig und zieht bei aller gepriesenen Gleichheit einen Personen- und Reichtumskult groß, der anekelnd wirkt; die besten Männer des Landes scheuen sich nicht, wenn es zum Kampf um politische Macht kommt, tief im gemeinsten Schmutz zu wühlen; unter der ungeheuren Pracht der Theater und Vergnügungslokale verbirgt sich der „Bluff", denn es steckt nichts dahinter.

Man soll aber nicht über diese merkwürdigen Erscheinungen einfach aburteilen, sondern sie zu verstehen suchen. Sind die Neuyorker Amerikaner?! Nur bedingt. Sie sind ein unausgegorenes Völkergemisch, das stündlich Zuzug aus der Hefe europäischer Nationen erhält. Nur ein Blick in einen der Züge, die unterhalb Neuyorks in Tunneln unablässig dahinbrausen, oder in eine der Hochbahncars, die zu Tausenden die Riesenstadt durcheilen. Sechsfach übereinander brausen an manchen Stellen die Pfade des Verkehrs, in vier übereinander gelagerten Tunneln unter der Erde, auf der Straße und über der Straße.

Eine Gepflogenheit, die allen Verkehrsmitteln anhaftet, ist das Zugmachen. Sämtliche Fenster und Türen bleiben offen, dazu blasen von oben die sausenden elektrischen Fächer, — ein gewaltiger Luftstrom macht die Blusen der Damen, die Schlipse der Herren, die Gardinen an den Fenstern flattern — in Europa vergißt man immer, daß Neuyork keineswegs auf dem Breitengrad Hamburgs liegt, sondern auf dem von Neapel.

Ein Blick in eine solche flatternde, zugige, mit schwingenden elektrischen Fächern durch das Dunkel unter dem Flußbett des Hudson dahinsausende Car eines Expreßzuges der „Subway", wie die Untergrundbahnen in Neuyork heißen. An der Tür der Kondukteur mit offenem Rock, Mütze im Nacken, — Tabak kauend. Gegenüber ein

Negerdandy mit gestreiftem Hemd und funkelnden Ringen; eine Italienerin, die ungeniert erst ihr Baby säugt und es dann — trockenlegt; eine höchstens 15jährige amerikanische Mutter mit Baby, sie kaut Gummi; ein Schutzmann mit Knüppel; drei reizende Mädel mit Riesenhüten, fesch, elegant, aber alle drei kauen unaufhörlich; mehrere glattrasierte Geschäftsleute mit Stallgesichtern; zwei Ebräer mit Stirnlöckchen, frisch aus Polen; ein Chinese in moderner Tracht. Gespuckt wird weniger als sonst — dem Spucken innerhalb der Wagen ist man wenigstens kräftig zu Leibe gegangen. Ein Plakat verkündet, daß dieses „misdemeanor" (oder Uebertretung) mit fünfhundert Dollars oder fünf Jahren Gefängnis o d e r b e i d e m geahndet wird. Auch hier der Zug ins Gigantische. Spucken scheint vor dem Gesetz gleich hinter dem Vatermord zu rangieren.

Nach dieser Stichprobe aus der Neuyorker Bevölkerung, wobei die „oberen 400" nicht mit eingerechnet sind, denn der Reichtum ist international, versteht man die allgemeine Geschmacklosigkeit besser. Man versteht die Augenverblendung, die aus dem großen Volksvergnügungsplatz Coney Island abends eine wunderbare, kaum zu schildernde Lichtstadt macht — mit dem elendesten Rummel dahinter; die Theater, die Riesenpreise nehmen und eine wahrhaft glanzvolle Aufmachung zeigen — mit Seichtheit und Roheit im Hintergrunde; die Kinos, die den Theatern den Rang streitig machen — und Indianerstücke aufführen.

Dieses große Neuyork saugt die Völker auf. Drüben im Osten liegt das „Jiddische Viertel", ein neues freiwilliges Ghetto, mit jüdischen Theatern, Bibliotheken, Schulen, Zeitungen und Straßenschildern; eine ganze Stadt innerhalb der Stadt beherbergt die Italiener, eine andere die Chinesen. Wie es oben zufließt, fließt es unten wieder ab; schon die zweite Generation besteht aus englisch sprechenden Amerikanern und wird aufgesogen. Niemand weiß heute, was aus diesem Völkergemisch mit seinen vielen ungelösten Problemen, unter denen die Negerfrage wohl die schwierigste ist, einmal für ein Volk hervorgehen wird, — vielleicht ein Volk, das neben unserer Zivilisation, die es schon hat, auch unsere Kultur sich aneignet; vielleicht ein neues zivilisiertes Barbarentum, der Schrecken und der Ruin der alten Welt.

Für den Beobachter von Welt und Menschen schlingt sich aber auch um dieses Gewirr kämpfender Massen das Band der Schönheit,

die alles flutende Leben begleitet. Und es schlingt sich um die Fünfmillionenstadt außerdem das goldene Band der Naturschönheit — der Hudson mit seinen bewaldeten Palisadenufern strömt an ihrer Seite, ihr Auge blickt auf die herrliche Bucht von Neuyork.

*

Wie seltsam das Leben den Fremden auch anmuten mag, er weiß, — die Außenseite abgerechnet, sind die Menschen unter allen Himmelsstrichen doch tief im Herzen dieselben. Auch hier die Hundert und Hunderttausende, die mitten im Wirrwarr ein Leben der Philosophie führen. Wenn die Feierabendglocke tönt, entführt sie der schnelle Zug oder das Schiff weit weg aus dem Getriebe in ihr stilles Heim, wo Ruhe, Frieden und Glück winken. Ich entsinne mich eines stillen schönen Abends fern von Neuyork, in einer Vorstadt Brooklyns. Schon war es später Abend und die Sterne funkelten in klarer Sommerluft.

Die ganze Straße bestand aus reizenden Cottages, Landhäusern, die jetzt im Dunkel lagen. Aber von allen Veranden straßauf und straßab winkten und blinkten seltsame, hüpfende und tanzende Feuerfunken, die jetzt Ringe und Kreise, dann wieder Sterne und Linien bildeten. Auch auf unserer Veranda hüpften die Funken. Glühende und schwelende chinesische Räucherstöcke, Punk genannt, waren es, die alle vor den Türen weilenden Cottagebewohner in den Händen hielten, — als Wehr gegen die Moskitos.

Fern lag die wühlende Stadt. Das Gezirp der bunten amerikanischen Insekten füllte die Luft. Eine Sternschnuppe fiel und ließ einen langen, feurigen Streif. „Glückliche Heimkehr dereinst," dachte ich.

III.

„Nei-ä-gärrä" – „Das donnernde Waſſer".

Alle Wege führen zwar nach Rom, aber gewiß gibt es ſelbſt in Italien viele, viele Tauſende, die Rom noch nicht geſehen haben. Wie viele Tauſend Hamburger werden zu Grabe getragen, ohne Helgoland, den bunten Edelſtein der Nordſee, geſchaut zu haben — und ſo auch leben und ſterben in Neuyork Millionen, die eines der größten Naturſchauſpiele, die Niagarafälle, nur vom Hörenſagen kennen.

Wie!? Die Niagarafälle ſind in Büchern und Zeitſchriften ſchon ſo häufig beſchrieben worden, daß es ſich nicht verlohnt, noch ein Wort über ſie zu verlieren? Mir ſcheint es dagegen, als ob ſie in ihrer ganzen erſchütternden Größe und Schönheit überhaupt von keiner Feder geſchildert werden *können*.

Eines Abends entführt den Reiſenden ein Zug der Neuyorker Zentralbahn nach Buffalo, und die Federn des Wagens, die das Bett des „Sleepers" ſchaukeln, wiegen auch ihn in ſanften Schlummer. Am Morgen iſt es von Buffalo nur noch ein Katzenſprung bis zu dem Städtchen Niagara Falls, das neben den Fabriken, die auf die Waſſerkräfte der Fälle zurückgehen, einzig und allein der „Fremdeninduſtrie" huldigt. Ein typiſch nordamerikaniſches Städtchen mit ſchiefen hölzernen Telegraphenpfählen, hölzernen geborſtenen Trottoirs und Baracken ſtatt der Steinhäuſer, aber mit einigen rieſigen Hotels, die nur im Sommer geöffnet ſind, wenn viele Tauſende aus allen Erdteilen die Niagara-Fälle beſuchen.

Eilig und voll Erwartung ſchreitet man durch die einzige Hauptſtraße nach dem Proſpekt-Park und ſteht ſchon nach wenigen Minuten oberhalb des amerikaniſchen Falles. Rückblickend, gewahrt man einen Teil der „Rapids" im Niagarafluß, jener Untiefen, von tauſend kleinen und großen Felstrümmern unterbrochen, über die und zwiſchen denen das Waſſer ziſchend, ſpritzend, gurgelnd und ſchäumend in raſen-

der Eile dahinſtrömt, immer raſcher, immer wilder, bis es in ungeheurer Maſſe über den 60 Meter hohen Felsabſturz herabfällt. Nicht weit von der Stelle, die dem Beſucher den erſten Anblick des Naturwunders bietet, ſtand 1678 der Indianerapoſtel, der Franziskanerpater Hennepin, der als Erſter die herrliche Szenerie beſchrieben hat. Ein Gedenkſtein bezeichnet den Punkt, von dem aus vermutlich ſein erſtauntes Auge das Wunder umfaßte. Der Niagara fließt vom Eriſee nach dem Ontarioſee, der 100 Meter tiefer gebettet iſt; er hat auf ſeiner kurzen Reiſe dieſe Schnellen zu überwinden und alle ſeine Waſſer drängen ſich an den Fällen dicht zuſammen, um mit furchtbarer Gewalt und ohrenbetäubendem Getöſe in einem gigantiſchen Halbkreiſe über die jähen Felswände zu ſtürzen. Nicht weniger als 7500 Kubikmeter Waſſer fallen in jeder Sekunde in den Keſſel tief unten und haben, wie die neueſten Berechnungen der Wiſſenſchaft annehmen, in 39 000 Jahren den Weg durch die Kalkfelſen ausgehöhlt, in dem der raſende Strom unterhalb der Fälle dahineilt.

Groß und unvergeßlich iſt der Anblick des Niagara für den, der zum erſtenmal ſeinen Blick über die Landſchaft, die beide Staaten, die Union und Kanada, zu einem ewigen Reſervat gemacht haben, hinſchweifen läßt. Der Sommer hat die Felſenlandſchaft in dunkles Grün gehüllt, die Steine im Fluß ſind moosüberſponnen, weit drüben, auf der kanadiſchen Seite, wohin ſich die gewaltige und zierliche Konſtruktion der Suspenſion-Brücke ſchwingt, ſtehen Birken mit wehenden grünen Blätterfahnen. Auf den Hotels diesſeits der Fälle wehen die Sterne und Streifen der Union, drüben der Union Jack Altenglands. Zur Linken aber entwickelt ſich eine Naturſzenerie, zu groß, um mit Menſchenworten geſchildert werden zu können. Erſt der „amerikaniſche“ Fall, unterbrochen von der dichtbewaldeten Ziegeninſel, weiter hinweg der ganz ungeheure halbkreisförmige 915 Meter lange Fall auf kanadiſchem Gebiet.

Tiefgrün und kompakt wie hartes Kriſtall erſcheinen die Gewäſſer am Rande der Kluft; hinabſtürzend, verwandeln ſie ſich in Schaum und Giſcht und in Wolken aus Waſſerperlen, die 200 Meter hoch in die Lüfte emporwirbeln und als eine ewige, die Geſtalt unter dem Winde ſtetig wechſelnde Dampfſäule über den Fällen ſchweben; von unten, wo es kocht und brodelt wie aus Millionen von Dampfkeſſeln, ſteigt ein dumpfes Geheul empor, das ſich aus zwei deutlich geſchiedenen Geräuſchen zuſammenſetzt. Oben iſt es ein Waſchen und Gießen,

hervorgerufen durch die Reibung der Wassermassen; unten ist es dumpfes, krachendes Donnern. Hinabblickend vom oberen Rande des Falles, sieht das Auge in einen brodelnden Kessel, dessen Grund von wirbelnden Wolken verhüllt ist: ein Schwindel wird im Gehirn erzeugt, der kristallene Fall scheint plötzlich stillzustehen und der Fels mit dem Beobachter in rasender Fahrt in die Tiefe zu stürzen.

*

Tief unten, seitwärts vom amerikanischen Fall, liegt ein kleiner Schraubendampfer, „Maid of the mist" genannt, die „Nebelmaid". Ein Aufzug führt hinab, wenn man nicht 250 Stufen hinabsteigen will. Unten schlüpft man in einen weiten schwarzen Wachstuchmantel, zieht eine Kapuze über den Kopf und begibt sich auf das hohe Verdeck. Die „Maid of the mist" fährt unterhalb der Fälle spazieren, und nicht dies allein, sie versucht einen fruchtlosen Kampf mit den reißenden Gewässern und sucht so dicht wie möglich an die fallenden Wassermassen heranzukommen. Die Amerikaner lieben ja die Sensation. Schwankend und stampfend zieht das kleine Schiff unter dem amerikanischen Fall dahin, dessen Größe von hier aus neue Impressionen schafft, aber emporzublicken ist beinahe unmöglich, ein Regensturm geht über Schiff und Passagiere nieder; langsam, denn der wütende Strom schlägt ihn zurück, nähert sich der Dampfer dem kanadischen Hufeisen-Fall, ganz dicht dringt er an den Hexenkessel der fallenden Wasser heran, das Schiffchen legt sich fast auf die Seite — da stellt der Kapitän die Maschine ab, und die Gewalt des Stromes ergreift die menschengefüllte Nußschale, wirbelt sie im Nu herum und treibt sie stromabwärts, ihrem Ausgangspunkt zu.

*

Der Gipfel aller Sensationen aber ist die berühmte „Cave of the winds", die „Höhle der Winde". Wie die Fälle selbst, die ihren Namen von den indianischen Ureinwohnern empfingen, die sie „Neiägärrä", das „donnernde Wasser", nannten, so war auch diese Felsengrotte, die unterhalb des amerikanischen Falles liegt, den roten Söhnen der Wildnis lange bekannt, ehe der weiße Mann die alten Jagdgründe an sich riß.

Feierlichkeit umhüllt den Abstieg in die dem Gott der Winde geheiligte Grotte. Oben auf dem Felsen opfert man den Hütern dieses modernen Naturtempels zuerst einen Obolus in Gestalt eines Dollars.

In einer Kabine hat man sich, den Weisungen des Führers folgend, bis auf die nackte Haut auszuziehen. Auf den bloßen Leib bekommt man einen dünnen Anzug aus Hose und Jacke aus grauem Flanell, darüber einen leichten gelben Oelanzug mit Kapuze, die bloßen Füße werden in Mokassins aus Pflanzenfiber gesteckt. Wertsachen kommen in geschlossener Kassette in ein Bureau, und den Schlüssel hängt man sich aus Mangel an Taschen um den Hals. Die Toilette ist vollendet.

Am Rande des Felsens steht ein langer, hoher und enger hölzerner Turm, wie ein Schornstein anzusehen. Durch diesen Schornstein, der eine Wendeltreppe birgt, steigt man, sich unzählige Male um sich selbst drehend, hinab bis an den Wasserspiegel und steht endlich auf dem nackten Felsen unterhalb des Wasserfalles. Mit Staunen und Erschütterung blickt man auf den nun ganz nahen, keine hundert Meter entfernten Fall, dessen Tosen das Wort vom Munde hinwegreißt. Aber mit Befremden schaut das Auge auch zugleich auf die vielen schwanken hölzernen Brückchen, die von Stein zu Stein, von Fels zu Fels außen in weitem Bogen um die stürzenden Wasser herum angebracht sind und sich weit drüben in Wolken und Gischt zu verlieren scheinen. Der Führer schreitet voran. Mit tastendem Fuße betritt man hinter ihm die nassen, schlüpfrigen, immerwährend vom Wasser überschütteten Bretter, beide Hände auf die Seitengeländer stützend, und beginnt den Marsch um den Fall herum. Emporzublicken ist schon nach wenigen Schritten unmöglich, *Festhalten* lautet die Parole. Das Auge sieht nur noch drei Schritte voraus, ganze Wassermassen beginnen über den Wanderer niederzugehen, tausend Schläuche scheinen sich zu öffnen, aus denen Wind und Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrausen. Das Auge wird blind im kämpfenden Wasserdampf, das Ohr taub vom Geheul des Falles, am nackten Körper trieft trotz des Oelanzuges das Wasser in Strömen nieder. Aber alles dies ist erst das Präludium.

Die Brückchen sind nicht mehr zu sehen, nur noch zu fühlen. Jetzt machen sie eine scharfe Wendung — Dunkel fällt aus der Höhe nieder, der Weg führt rückwärts, dicht an der Felsenwand entlang, die hier einbuchtet, *direkt unter den fallenden Wassern hindurch*, die wie ein lebendiger kristallener Dom über dem Wanderer stehen. Doch nur für kurze Momente kann man die Augen öffnen. Der Aufenthalt in dieser Grotte der Winde, die ihren Namen zu Recht trägt, ist unbeschreiblich. Das donnernde Geheul des Wassers hat

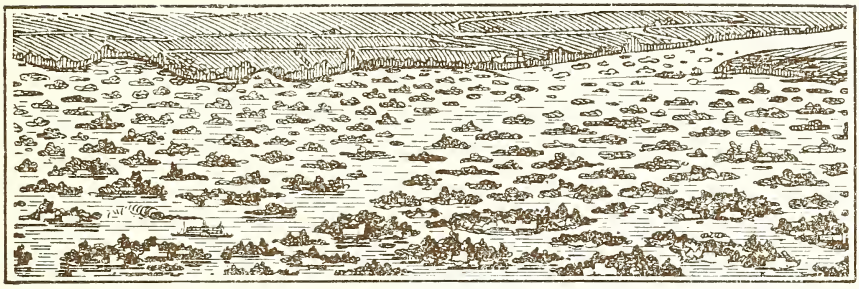
seinen Höhepunkt erreicht, das zurückspritzende Wasser überschüttet dich unablässig mit wild tosenden Wogen, die zusammengepreßte Luft entlädt sich in ewigen sturmartigen Windstößen, die reißend durch das glasige Halbdunkel brausen, denn vor der Höhle wallt und wogt gleich einem Vorhang der gewaltige Wasserfall.

Gleich einem Nichts steht inmitten dieses Kampfes der kleine Mensch und klammert sich instinktiv an das Stückchen Holz, das ihn trägt — atavistische Gefühle quellen aus tiefer Seele empor und wollen sich zum Gebet formen.

Was mich betrifft, so betete ich zu dem dunkelgelockten Umuferer Poseidon, dem Herrscher der Gewässer, und zu Aeolos, dem Ordner der Winde. Beide hörten mein stilles Gebet und führten mich gnädig aus Wassergraus und Sturmgebraus und aus dem nächtigen Dunkel wieder an das goldene Licht des Tages . . .

Ueber dem Wasserfall stand ein großer schimmernder Regenbogen . . .

Die Seneca-Indianer, die in alten Zeiten die Wälder ringsum bewohnten, opferten dem Niagara alljährlich die schönste Jungfrau des Stammes. In einem blumengeschmückten Nachen wurde sie in die Stromschnellen hinausgestoßen, die sie rasch entführten und mit den jagenden Wassern über den Fels hinabstürzten. Auch ich hätte dem großen Geiste des Niagara gern noch ein Abschiedsopfer dargebracht. Da es aber heutzutage nicht mehr Sitte ist, Jungfrauen zu opfern, wenigstens nicht, indem man sie ins Wasser wirft, gab ich statt dessen dem Führer ein anständiges Trinkgeld.



IV.

Vom Ontariosee zum St. Lorenzstrom.

Aus geheimnisvollem Dunkel blitzen ganz, ganz fern, schnell aufleuchtende und wieder verschwindende Lichter, wie die irrenden Seelen abgeschiedener Häuptlinge, die am Rande der Gewässer auf- und abwandern. Sonst ringsum schwarze Nacht und tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Rauschen der Wogen, die die Schaufeln des großen Raddampfers emporwühlen. Ueber dem Ontariosee, den die „Corona“ quert, um das kanadische Ufer zu gewinnen, hängt eine dunkle Nacht, so „dunkelschwarz“ wie das Trauergewand der Thetis und wie jenes, mit leuchtenden Sternen bestickt. In einem wunderbaren, den mitteleuropäischen Sommernächten unbekannten Glanz leuchtet das Firmament. Die nie untergehende Wega gießt ihren blauen Schimmer herab, golden leuchtet die schöne Capella aus dem Sternbild des Fuhrmann, das „Reiterlein“ über dem Mittelstern der Deichsel des Himmelswagens tritt so klar hervor, daß man es ohne Glas genau erkennt, und Kynosura, der Polarstern, ist nicht nur selbst, sondern mit allen Sternen des kleinen Bären sichtbar. Die Milchstraße aber hängt wie ein helles, ganz niedriges Gewölk, das sich stereoskopisch vom dunklen Grund abhebt, in den fernen Höhen. Nun wird es klar, weshalb die Indianer einst in diesem Sternenbogen eine Brücke sahen, die den Seelen der Abgeschiedenen als Weg in das Land der Geister diente.

Hinter den fernen Ufern ringsum, die nun das Dunkel der Nacht deckt, haben sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts jene blutigen Kämpfe um die Vorherrschaft zwischen Engländern und Franzosen abgespielt, und zugleich Tausende von Indianergräueln, von Cooper mit

hoher Poesie und wenig Wahrhaftigkeit in Romanen verewigt. In jenen Urwäldern stellte „Lederstrumpf" seine Fallen, hier schlich der edle Delawarenhäuptling Chingachgook, die „große Schlange", der Freund der Engländer, auf dem Kriegspfad, und hinter ihm Uncas, sein hochherziger Sohn; die Soldaten Onkel Sams und des großen weißen Inselkönigs sowie das Feuerwasser haben die roten Söhne der Wildnis aus ihren alten Jagdgründen verdrängt — aber alles in diesen Gegenden erinnert noch an die Ureinwohner, die Namen von Städten, Seen und Flüssen, die Spielzeuge der Kinder, die Erzeugnisse der Kunst und beinahe auch die Sitten der Eroberer. Schon in dem unfernen Niagara fällt es auf, daß die Zusammenhänge mit der Indianerzeit wieder lebendig werden, die ganze heimische Kunst geht auf indianische Motive zurück, die Puppen der Kinder sind nachgebildete Indianerbabies, die Kaufläden sind voll von indianischem Bric-à-brac, und jeder Name am Wege schließlich erinnert an die alte Zeit. Toronto, das Ziel unseres Dampfers, der von Lewistown kommt, trägt wie alles umher, noch seinen alten indianischen Namen, der „Ort des Stelldicheins" bedeutet; aus dem Indianerdorf, in dessen Nähe um Fort Rouille um 1749 blutige Gefechte um den Pelzhandel stattfanden, ist inzwischen eine blühende Stadt von fast einer halben Million Einwohnern geworden.

In den Wäldern, die den Ontariosee säumen, ist immer noch ein Hauch der alten Urwaldpoesie lebendig. Immer noch durchziehen die menschenarmen und wildreichen Gründe der Pelzjäger und der Trapper, aber sein roter Waffengefährte ist verschwunden. Er hat der neuen Zeit weichen müssen, die eben jetzt in Gestalt unseres gewaltigen Raddampfers, dunkle Rauchwolken hinter sich her wirbelnd, über den romantischen Ontariosee schwimmt.

*

Von der Romantik zur Wirklichkeit. Als der Dampfer mit der hierzulande überall üblichen Verspätung vor seinem Dock in Toronto eintraf, war es zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht. Auf der Werft unten am See alles dunkel und still. Ehe ich noch unter den wenigen Passagieren an Land zu kommen vermochte, hörte ich ein paar Automobile davonrattern und hatte denn auch richtig das Nachsehen. Nach wenigen Minuten stand ich mit meinem Handköfferchen ganz mutterseelenallein zwischen allerlei Schienengleisen, die ins Dunkel verliefen, irgendwo am Seeufer in Toronto. Die Straßen

Der „Capitain" im Yosemite-Tale

Der Upa-Upa-Tanz auf Tahiti

waren schon ganz still. Da nahm ich mein Handköfferchen fester, empfahl mich dem uralten Nothelfer Herkules und stiefelte los. Die erwünschte Gestalt eines Schutzmanns zeigte sich nicht, nur allerlei Bassermannsche Gestalten, die an den Straßenecken lungerten. Endlich entdeckte ich ein großes erleuchtetes, schon aus der Ferne gastlich winkendes Hotel — ein „Bellboy" stürzt mir entgegen und entreißt mir meinen Handkoffer, ich selbst trete an das Pult, wo der heilige Hotelclerk thront. Der Clerk in einem amerikanischen Hotel von Rang ist nämlich ein bedeutender Mann, etwa wie bei uns ein Minister. Erhabenheit wohnt auf seiner Stirn, vor ihm sind die Scharen der reisenden Menschen wie Spreu im Winde.

Da der Gewaltige gerade mit einem späten Gast spricht, warte ich bescheiden; ein anderer Mensch tritt heran, ich bin für den hohen Clerk immer noch Luft; ein dritter Mensch spricht mit dem Erhabenen, und aus dieser dritten Rede vernehme ich von ungefähr, daß das Haus ausverkauft, alle Zimmer belegt seien. Da ergrimme ich in meinem Herzen und fahre den Clerk an: „Why d'you keep me waiting for a quarter of an hour, when you know there's no room left — he?!" — „Warum lassen Sie mich eine Viertelstunde warten, wenn Sie wissen, daß kein Platz da ist?!"

Der hohe Clerk lächelt erstaunt und befremdet. Wenn ich ihn nicht anrede, so ist wohl sein amerikanischer blödsinniger Gedankengang, weshalb sollte er mich anreden? Höflichkeit Unbekannten gegenüber steht nicht auf seinem Programm. Auf den Grimm folgt die Satire. „Sie sind wohl," sage ich auf Deutsch, „der bekannte Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte?" Er sperrt den Mund auf und starrt mich an. Ich wiederhole meine Sentenz. Da sagt der Mensch endlich achselzuckend, er verstände nicht Italienisch. Auf dies Bekenntnis hin ließ ich meinen Empfindungen nunmehr mutig Raum. „Wissen Sie, lieber Herr," sagte ich eindringlich, „Sie sind jedenfalls der größte Rindsknochen unseres Jahrhunderts. Lassen Sie sich für Geld sehen!"

Sprachs, riß mein Handköfferchen an mich und schritt abermals hinaus in die Nacht, fand ein noch nicht besetztes Hotel und war geborgen.

*

Am nächsten Morgen sah das geschäftige Toronto zum Fenster herein und lockte mich schnell hinunter in die Straßen. Hier krochen

zwar keine Biber umher, man sah aber doch auf den ersten Blick, daß man sich nicht mehr in den „Staaten", sondern in Kanada befand. Statt des dicken, robusten, gewaltigen Konstablers, den man überall in der Union wiederfindet, steht hier der lange, schlanke, dünne Sohn Albions an den Straßenecken, auf dem Kopfe einen weißen Tropenhelm, dessen Sturmband oberhalb des Kinns hängt. Kein deutscher Laut mehr, denn in Kanada leben verschwindend wenige Deutsche — alles ist stockenglisch. Sitten und Gebräuche und die ganze Lebensart sonst allerdings amerikanisch. In den Straßen steht als Wahrzeichen der schiefe hölzerne Telegraphenpfahl. Das emsige Leben in den Hauptdurchfahrten, besonders in der Yonge-Street, gemahnt an Neuyork. Es wimmelt, wie in allen amerikanischen Städten, von ragenden Bankgebäuden. Im übrigen besitzt Toronto so und so viele Einwohner, ist die Hauptstadt der Provinz Ontario, hat einen großen schmutzigen Bahnhof, in den fünf Linien münden, in fünfzig Kirchen kann man beten, aber in fünfhundert Saloons trinken, mit einem Wort, eine wirklich sehr nette Stadt — besonders, wenn man sie im Rücken hat.

*

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer: „Die tausend Inseln!"

Welch einen Schatz von Erinnerungen umhüllen sie, diese drei Worte; welche Bilder von Erhabenheit und seltsamer Lieblichkeit, welche Empfindungen atemloser Spannung und staunender Verwunderung ist in ihnen beschlossen. Die Landschaft der tausend Inseln schmückt den Eingang aus dem Ontariosee in den mächtigen St. Lawrencestrom, und nicht Toronto, sondern sie sind das Ziel der Reise. Europäische Reisende, deren Ziel gewöhnlich im Westen liegt, machen häufig einen Abstecher nach den Niagarafällen, aber das Wunder der tausend Inseln, die Seltsamkeit des „laurentischen Landes", wie es die Wissenschaft nennt, lockt sie selten, trotzdem die Inseln nach und nach ein Wallfahrtsort der Amerikaner werden. Auch ist die Zahl keineswegs ein Bluff, im Gegenteil, nicht tausend, sondern 1600 Inseln sperren den Weg vom See in den Strom.

Und abermals schwimmt der Dampfer, diesmal ein weit mächtigerer, mit drei Etagen über dem Radkasten, in den grünen See hinaus; wieder wird es Nacht, die Leuchtfeuer blinken von den Ufern herüber und senden noch einen letzten Gruß in die Kajütenfenster,

hinter denen die Reisenden zur Ruhe gehen, in Erwartung der kommenden großen Naturerscheinungen. Wenn der Morgen aus den Fluten emporsteigt, wird Kingston am Nordrand des Ontario erreicht und alles strömt auf Deck. Denn nun beginnt die Märchenfahrt durch das laurentische Land. Der St. Lawrence, der aus dem Ontario ausströmt, hat in uralter Vorzeit das ganze Land zerrissen, durch Erde und Felsen hat er sich den Weg gebahnt und in jahrtausendelanger Arbeit Rinnen gehöhlt, Kanäle erweitert, Felsen abgeschliffen und herrliche Inseln gebaut.

Eine Fahrt der optischen Täuschungen beginnt. Das Land voraus scheint geschlossen, aber es öffnet sich bei der Annäherung und entwirrt sich in unzählige große und kleine Inseln und in Tausende von sichtbaren und unsichtbaren Felsenriffen, zwischen denen der große Dampfer seinen Weg sucht. Die ältesten Gesteinsarten, die wir kennen, liegen hier am Licht des Tages, daneben neuere Bildungen — es ist uraltes Erdgebiet, das die tausend Inseln umkränzt. Hunderte dieser Eilande sind bewohnt, herrliche Gebäude, Villen und Schlösser ragen aus ihnen empor, die Sommerresidenzen der ungekrönten amerikanischen Könige; an den Ufern anderer Inseln schimmern Zeltstädte von Jägern und Fischern und Ausflüglern. Denn dies ist ein Paradies für Angler, die in Hausbooten monatelang zwischen dem Gewirr der Inselwelt kreuzen.

Kommt man auf der Fahrt in eine Region kleiner, dicht bewaldeter Inseln ohne menschliche Wohnstätten, dann erwacht im rückschauenden Geist wieder die Romantik der Indianerzeit, bald aber taucht wie eine Feerie wiederum eine großstadtartige Insel auf mit Riesengebäuden, Strandhotels und betürmten Wohnpalästen — und man ist wieder mitten in der Jetztzeit. Das Schiff schwimmt stundenlang in einem gigantischen Venedig der Natur, immer ist die Aussicht in diesem geologischen Wunderland versperrt, und immer wieder findet das Schiff seinen Weg durch engere und breitere Kanäle, bis der Kapitän die Hand fester ans Steuer legt, das Auge schärfer auf die Fluten richten muß, denn nun beginnt der Abstieg mit dem wirbelnden Strom durch eine ganze Anzahl wilder, reißender Stromschnellen, so eng, daß der große Dampfer immer wieder durch Felsenrinnen, die er gerade ausfüllt, dahinschießen muß. Siebenmal wiederholen sich diese aufregenden Durchfahrten, in deren Verlauf ein einziger falscher Griff am Steuer das Schiff zersplittern kann.

Die Galop Rapids mit ziemlich turbulentem Wasser bilden ein artiges Vorspiel zu der Stromschnelle, die man „The long sault" nennt. Diese neun Meilen langen Stromschnellen sind in der Mitte durch eine Insel in zwei Kanäle geteilt, und auf den engeren von beiden, einem felsigen Kessel, durch den das Wasser mit Donnerbrausen dahinschießt, steuert der Dampfer zu. In der Nähe der Rinne, wo das Gefälle beginnt, neigt sich das Vorderteil des Schiffes, dann gewinnt es die Mitte des reißenden Stroms, die Maschine wird gestoppt, und mit einer Geschwindigkeit von über zwanzig Meilen reißen die Wasser das Schiff abwärts durch die Stromschnellen. Die Coteau-, die Cedar-Rapids folgen, dann die Split-Rock-Rapids, wobei der Dampfer mitten durch einen in der Urzeit geborstenen Felsen hindurchgewirbelt wird. Es scheint bis zum letzten Augenblick, als ob das Schiff auf die umbrandeten Felsen aufrennen müßte, aber ein Druck am Steuerrad, das Schiff schwenkt ein wenig, der Fels flieht vorüber — und der Beobachter atmet auf.

Den Abschiedsgruß der tausend Inseln bieten die unzähligen Klippen im Strom, durch die die reißendsten und turbulentesten aller Schnellen gebildet werden — die Lachine Rapids. Sie sind für die Schiffahrt am schwierigsten zu überwinden und für die Reisenden am aufregendsten. Hier, in der Nähe von Montreal, hat der St. Lawrence endlich seinen Seecharakter abgelegt und gleicht einem in festen Ufern sich bewegenden Strom, aber das Gestein seines Grundes tritt noch einmal ganz zutage und läßt nur einige tiefere Rinnen frei, durch die das Wasser mit brausender Gewalt abwärtsschießt. Der Mann am Steuer zwingt das Schiff in einen dieser Kanäle, der sich zwischen flachen Klippen labyrinthartig windet und hinschlängelt — — eine halbe Stunde umtosen und umbranden die talwärts stürzenden Gewässer das mit ihnen zugleich dahinstürzende Schiff — dann öffnet sich der St. Lawrence, die letzte der berühmten Stromschnellen ist überwunden.

Im letzten Licht der sinkenden Sonne taucht Montreal auf, die Königin unter den Städten Kanadas. Ihr Panorama, von den gezackten Türmen von Notre Dame überragt, ist auf Bergen und Felsen hingebreitet. Lächelnd scheint sie herabzublicken auf den gewaltigen Strom, dessen Fluten das Abendrot mit gleißendem Gold überschüttet.

V.

„Der große Ueberländer".

Da steht er; ich will für diesmal nur über ihn schreiben, den großen Ueberländer, der den fürstlichen Namen führt: „The Imperial Limited". Im nächsten Abschnitt werde ich mit höchst ernsthaften Gebärden über Land, Leute und Zukunft von Kanada orakeln, aber heute schreibe ich nur über ihn, den großen Ueberlandzug, mit dem ich in sieben Tagen und sieben Nächten quer durch Kanada, durch British Columbia, Oregon und Kalifornien, vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean gerädert — worden bin. Da steht er also, der große Ueberländer, der von Meer zu Meer braust. Majestätisch und gewaltig steht er da, auf dem Bahnhof der Canadian Pazific-Linie in Montreal nämlich, mit seinen fünfzehn gigantischen Pullman-Wagen, jeder auf zwölf Achsen, und mit seiner Mammut-Lokomotive, die mit ihrem weit ausholenden Cow-catcher wie ein Tier der Vorwelt aussieht. Diese Maschinerie ruht auf einem so hohen Gestell, daß bequem ein Mann unter dem Dampfkessel stehen kann. Um in die Wagen gelangen zu können, bedient man sich einer kleinen Trittleiter. Jede dieser Riesencars hat einen Namen, wie der Zug selbst, die eine heißt „Gopher" (Präriehund), die andere „Kalamazoo" (Name einer Stadt), die dritte „Adirondack" (Name einer Gebirgskette).

An der Spitze des Zuges steht stolz Seine Hoheit der Herr Conductor, in einem dunkelblauen Anzug von elegantem Schnitt, mit Goldlitzen; eine Inschrift am Mützenschild verrät seinen hohen Stand. Am Eingang jedes Wagens stehen, nicht weniger elegant, die sogenannten Porter, lauter Neger, die zugleich Schaffner und Schlafwagenbeamte sind. Im Innern des großen Ueberländers findet man noch Seine Ehrwürden den Schlafwagen-Conductor, Seine Gnaden

den Speisewagen-Conductor, den Assistenten des eigentlichen Conductors oder in gewöhnlichem Deutsch „Zugführers“ und eine Reihe anderer hoher Funktionäre. Alle sehen aus wie bessere Dorfschulmeister. Sie tragen ganz glattrasierte, wohlwollende und doch ungeheuer selbstbewußte Gesichter und mächtige Brillen — die meisten sind ununterbrochen am Kauen (worin sie allerdings von unseren Dorfschulmeistern abweichen, die nichts zum Kauen haben).

Der „Imperial Limited“, der von Montreal nach Vancouver bestimmt ist, verläßt um 10 Uhr 30 Minuten p. m. die Hauptstadt Quebecks. Es ist also Abend. Nachdem man sich ein Herz gefaßt hat, tritt man, schwer belastet mit Handgepäck für eine Woche, auf den Herrn Conductor zu und präsentiert die papierne Seeschlange, die hierzulande das Eisenbahnbillett darstellt. Das sind nämlich eine ganze Reihe aneinanderhängender Zettel, denn das Billettmonstrum lautet nicht etwa: „Montreal—San Francisco“, sondern „Montreal—Ottawa“—„Ottawa—Sudbury“ — „Sudbury—Fort William“ — „Fort William—Winipeg“ — „Winipeg — Moose Jaw“—„Moose Jaw—Calgary“— usw. usw. bis ganz hinüber auf die andere Seite der Welt. Die Pullman-, resp. Schlafwagenbillette bestehen aus einer ähnlichen Seeschlange. Mit diesen Ausweisen nähert man sich dem stolzen Conductor, der die sämtlichen Zettel einfach konfisziert und einem dafür eine Quittung gibt, die — wie hundert andere Dinge — „Check“ genannt wird. Dabei macht der hohe Herr ein Gesicht, als wollte er sagen: „So, mit Ihnen bin ich für ewige Zeiten fertig — Mensch, Sie!“

Der Schwarze, der den Reisenden nunmehr in Empfang nimmt, ist menschenfreundlicher — von wegen des Trinkgeldes am Ende der Reise. Voll Herablassung nimmt er das Handgepäck an sich und weist den Platz an, nachdem man ihm die Nummer des Bettes genannt hat. Ein Unterschied in der Behandlung wird in diesem Lande nicht gemacht, der schwarze Bediente behandelt jeden, sei er Farmer oder Staatsmann, armer Schlucker oder Millionär, als seinesgleichen.

Im Innern der Car ist bereits alles zum Schlafen fertig. Lange Portieren wallen vom Plafond des Wagens, und hinter ihnen sind die breiten Betten, jedes mit zwei Kissen, verborgen — eins oben und eins unten. In das obere steigt man vermittels einer Leiter. Als Ehrengast der großen Canadian Pacific-Gesellschaft habe ich glücklicherweise ein unteres. Aber auch hier hat das Schlafen, eigentlich

mehr das An- und Ausziehen, seine Schwierigkeiten. Damen und Herren logieren in diesen „Sleepers“ durcheinander, und deshalb ist die höchste Diskretion am Platze. Seinen Koffer öffnen und ihm die Pyjamas entnehmen, das kann man noch vor aller Augen tun, dann aber verbirgt man sich hinter dem Vorhang — und die Leiden beginnen.

Auf dem Bettrand kann man nur mit stark geneigtem Kopf sitzen, sonst stößt man sich den Schädel eklig an der niedrigen harten Mahagonidecke des oberen Bettes. Nun sitzt man also auf dem Bettrand und versucht sich erst die Stiefel und dann die Unaussprechlichen auszuziehen, wobei einem die in dem Gang Vorübergehenden fortwährend auf die Füße treten. „Excuse me“, sagt der Unsichtbare hinter dem Vorhang, wodurch der Schmerz indes nicht gemildert wird. Es bleibt nichts übrig, als aufs Bett zu kriechen und sich halb sitzend, halb liegend auszuziehen. Endlich sind die Hosen herunter und auf einem kleinen Bort am Fußende des Bettes untergebracht. Die Sache wird noch schwieriger, denn nun kommt — verzeihen Sie, meine Damen, das Hemd. Man sitzt im Halbdunkel mit vorsichtig gesenktem Kopf und zupft und zupft, es geht nicht.

„Entschuldigen Sie, lieber Herr,“ sagt man höflich zu sich selbst, um bei guter Laune zu bleiben, „aber Sie sitzen auf meinem Hemd.“ — — Das ist richtig. Man kann sich das Hemd nicht über den Kopf ziehen, wenn man darauf sitzt. Noch einmal, meine Damen, verzeihen Sie, daß ich meine Umstände so genau schildere, allein ich folge hierin einem großen Vorbild, dem unsterblichen Swift, der mit Recht die Reisenden mißachtete, die in ihren Schilderungen aus Prüderie das Rein- und Klein-Menschliche übergingen.

Man beginnt also, auf dem Bett mit ausgestreckten Beinen sitzend, zu hüpfen wie ein Kaninchen, bis man zu hoch hüpft und sich oben an der Mahagonidecke des Pullman ganz verteufelt den Kopf stößt.

„Jetzt haben Sie sich den Schädel gestoßen, werter Herr,“ sagt man begütigend zu sich selbst, aber die Geduld ist hin, es kann passieren, daß man sich selber antwortet: „Halten Sie den Rand, es ist mir schon aufgefallen, daß ich einen gehörigen Bums weg habe.“

Kurz, das Ausziehen im Pullmanwagen ist eine schwierige Kunst, aber schließlich ist die Toilette doch vollendet und man liegt, sanft gewiegt, denn der Zug ist inzwischen abgefahren, vor dem zum Teil offenen, unschließbaren, nur vergitterten Fenster — umwogt von Zugluft,

Staub, Flugsand und wilden Träumen von Zugräubern, Cowboys, Prärieбränden und Eisenbahnunfällen.

*

Am nächsten Morgen beginnt man den großen Ueberländer durch Entdeckungstouren in seinem Innern erst richtig kennen zu lernen.

Zunächst bewegen sich wieder alle Vorhänge, hinter denen sich Männlein und Weiblein anzuziehen versuchen. D. h. man zieht sich nur zum Teil an, dann nimmt man den Handkoffer und geht in den Waschraum, wo schon diverse Gentlemen schäumen und spritzen, sich einseifen, rasieren und waschen. Nur muß man beim Verlassen des Bettes vorsichtig sein. Mir gegenüber im unteren Bett logiert eine gebirgige Amerikanerin von einigen vierzig Lenzen. Sie ist sehr scheu und hüllt sich, Gott sei Dank, in die Toga strengster Unnahbarkeit. Schon am ersten Morgen hatte ich das Pech, gerade aus den Falten meines Vorhanges aufzutauchen, als auch sie, leider sehr unangezogen und mit weiten Blicken auf verborgene Landschaften, den schützenden Schleier verlassen wollte. Ich hörte nur ein ersticktes „Oh shocking!“ und der Vorhang schloß sich. Nachher haben wir einander nur noch verschiedene Male beim An- und Ausziehen bösartig auf die Füße getreten und uns, jeder hinter seiner Gardine, entschuldigt — weiter hatte die Nachbarschaft keine Folgen. — —

Täglich dreimal wandelt ein Angestellter des Speisewagens durch den Zug und fordert zu den Mahlzeiten auf. „First call for breakfast!“ Man speist à la carte. Sehr gut und sehr teuer. Schon das Frühstück ist bei zivilisierten Ansprüchen nicht unter vier bis sechs Mark zu haben. Die Amerikaner, wozu natürlich immer auch die Kanadier gerechnet sind, fangen bekanntlich mit Obst zum ersten Frühstück schon an. Beliebt ist eine halbe Cantaloupe, die man mit Streuzucker auslöffelt. Eigentlich ist das nichts anderes als eine kleine Melonenart, aber Cantaloupe schmeckt eben viel teurer. Lunch wird um 12, Diner um 6 Uhr serviert.

Während des Frühstücks und schon während die Gäste des großen Ueberländers sich waschen und ankleiden, geht mit allen Wagen eine durchgreifende Verwandlung vor. Der Neger, der jetzt in blendendes Weiß gekleidet ist, klappt alle Betten zusammen, aus den unteren werden richtige Polstersitze, die oberen verschwinden und wandeln sich in blankpolierte Seitenwände um — kurz, nach einer Stunde sieht

man nur noch das Innere eines Salonwagens mit geschweifter Mahagonidecke, mit Spiegeln und schwellenden Polstern. Bloß das sämtliche Handgepäck liegt wild auf dem Boden und auf den Sitzen umher, denn besondere Netze und Behälter für Gepäck sind nicht vorhanden. Der letzte Wagen des Zuges ist die sogenannte Observation-Car, der Aussichtswagen, er hat große Spiegelscheiben, bequeme Ledersessel und am Ende eine offene Balustrade. Hier sitzt man nun und beobachtet die vorüberziehende Landschaft, oder man geht ins Rauchzimmer und raucht, oder man sucht seinen Sitz auf und liest oder träumt vor sich hin.

Die amerikanische Gesellschaft macht, selbst in diesem teuren Elitezug, einen nach europäischen Begriffen sehr unkultivierten Eindruck. Die Männer stochern sich nach dem Essen stundenlang in den Zähnen herum, auch die Damen; der Kaugummi entstellt selbst die hübschesten Gesichter durch die Bewegung des ewigen Wiederkäuens; Damen holen ihre Manicure-Kästchen hervor, um sich ganz ungeniert die Nägel zu reinigen und zu polieren.

Und der große Ueberländer rollt und rollt, und aus Morgen und Abend wird der erste Tag. Der Zug rollt und rollt durch felsige Landschaften, durch Prärie, durch Korn- und Weideland und durch Gebirge — und rollt und rollt. Zuweilen gibt es einen kurzen Aufenthalt, dann stürzt alles hinaus, um sich die Füße zu vertreten, jeder dabei auf seiner Hut, — denn nach einem kurzen Kommando, mehr einem Schrei: „All aboard" setzt sich der Zug ohne weiteres wieder in Bewegung. Dutzende von Menschen stürzen hinterher und erklimmen noch die Wagen — darum kümmert sich niemand, die persönliche Freiheit gestattet jedem, zu tun, was ihm beliebt.

Jeden Tag sieht man dieselben Gesichter, man begegnet einander im Aussichtswagen, beim Speisen, beim Zubettgehen und Aufstehen — und der große Ueberländer verwandelt sich schnell in ein Schiff auf Rädern, nein, in eine rollende Stadt mit ihren Gesellschaften, Cliquen, Versammlungen, mit ihrem Flirt und ihren Liebeleien, mit ihren Gerüchten und ihrem Gesellschaftsklatsch. Das Publikum ist bunt zusammengesetzt. Viele „homeseekers" sind dabei. „Homeseeker", H e i m s u c h e r, das ist hier in Kanada das große Wort, das von allen Seiten ertönt. Denn nordwärts vom Zuge liegen Millionen von Ackern unerschlossenen fruchtbaren Landes und warten auf die, die hier eine neue Heimat gründen wollen. Jüngere Söhne adliger englischer Familien birgt der Ueberländer, die ihr kleines Erbteil im

Boden Kanadas anlegen wollen; amerikanische Farmer, Raubwirte, die jungfräulichen Boden im Norden suchen; Vergnügungsreisende, die in den herrlichen Rocky mountains, dem Felsengebirge, der Jagd huldigen wollen; kanadische Geschäftsleute, die die ferne pazifische Küste aufsuchen, um Verbindungen anzuknüpfen — und alle sprechen mit Stolz von dem großen Lande, das die Zukunft erschließen soll. Last not least birgt der Zug eine Fülle von Frauen und Mädchen, die sich mit der erstaunlichsten Selbständigkeit mit dem Reisen abfinden. Bis zum späten Abend sitzt es in dichten Gruppen in der Observation Car und lacht, plaudert und flirtet, oder auch in der Rauchkabine, wo die „Boys" Zoten erzählen oder sich über Mitreisende lustig machen. In diesem Lande altern die Männer nicht, sie gehen ewig mit glatten Knabengesichtern und nennen einander noch „Boys", wenn sie kaum noch mit dem Kopf wackeln können.

Ein unendlich langer englischer Gentleman, so lang, daß ich mirs nicht vorstellen kann, wie er in diesem Zuge zu Bett zu gehen vermag, läuft ewig mit einem gewaltigen Monokel im Auge umher. Wie der berühmte Kapitän Good in einem der Rider-Haggardschen Romane scheint auch dieser Gent mit dem Monokel zu schlafen. Die Fama im großen Ueberländer berichtet, dieser Gentleman sei ein englischer Oberst, der einer bösen Frauenzimmergeschichte wegen einstweilen den Dienst habe quittieren müssen. Jetzt reise er, um Gras über die Geschichte wachsen zu lassen. Sein Monokel und sein Abschluß von der übrigen Gesellschaft waren Gegenstand des Spottes. Aber eines Abends kam ich mit dem Riesen ins Gespräch und er entpuppte sich als ein geradezu herrlicher Mensch, voll ausgebreiteter Kenntnisse und Wissenschaften, der sich mit Recht abschloß. Mit jener knabenhaften Bescheidenheit, die den feineren Exemplaren seiner Rasse eigen ist, sprach er von den Kämpfen, in denen er mitgefochten, von der Tibetischen Expedition Younghusbands, die er mitgemacht hatte. Weisheit, wirkliche Welt- und Menschenkenntnis flossen von seinen Lippen. Die ganze Welt hatte er gesehen, seine Urteile waren klar und scharf und voll Philosophie.

Da ward ich mir tief der Wahrheit des alten Spruches Tonsilios bewußt:

Den Bessern schreckt nicht, was die Menge sagt,
Er bebt, wenn das Gewissen ihn verklagt.

*

Ueber 3000 Meilen weit braust der große Ueberländer westwärts, und dreimal muß man die Uhr um eine Stunde zurückstellen. Herrliche Gegenden voll Abwechslung ziehen unabläßig an den Fenstern vorüber, aber nach Tagen und Nächten ununterbrochenen Rollens beginnen die Nerven nachzugeben, man fühlt sich gleichsam ungewaschen, ermüdet, übersättigt. Die Gesellschaft, der ewige Staub, die Enge der Umgebung, der lächelnde Nigger, die Wiederholung der Unbequemlichkeiten während der Nacht, alles wird zum Ueberdruß, und man wünscht schließlich den gesamten großen Ueberländer zum Teufel.

„Sehen Sie da," sagt ein stolzer Kanadier und deutet hinaus: „Mount William!"

Aus Höflichkeit schaut man hinaus, denkt aber bei sich: „Nu schön — also Mount William! Und wenn schon!!"

Mit einem heiteren, einem nassen Auge verließ ich nach fünf Tagen und fünf Nächten dicht vor Vancouver den 3000-Meilen-Zug und fuhr noch weitere zwei Tage und zwei Nächte südwärts in das Land der Trauben und Apfelsinen — Kalifornien.

Sehen Sie, meine Herrschaften, das war der große Ueberländer!

VI.

Durch das Land der Zukunft.

Das weitausschauende britische Weltreich hat seine Klauen rechtzeitig, schon in den Anfängen unserer neueren Kulturrichtung, auf unermeßliche Gebiete des Erdballs gelegt und hat sie festgehalten, trotz blutiger Kämpfe und Aufstände und trotzdem in manchen dieser Gebiete scheinbar „nichts zu holen war". Das funkelndste Kleinod im britischen Kolonialschatz ist Ostindien mit seinen fünf Millionen Quadratkilometern Land und 315 Millionen Bewohnern. Es gibt keine Spezerei und keine Frucht auf Erden, die eine heiße Sonne aus jenen gesegneten Länderstrichen nicht hervorlockte, und es gibt kein Erz und keinen Kristall, den der Boden des indischen Kaiserreiches nicht enthielte. Was aber etwa hier noch fehlen möchte, das liefern dem Mutterlande Australien mit Neu-Seeland, Tasmanien und Neu-Guinea, die acht Millionen Quadratkilometer umfassen, Britisch-Afrika mit mehr als $5^3/_4$ Millionen Quadratkilometern, Südamerika, Hongkong, Fidji und die übrigen Kolonien.

Im Norden aber liegt ein Land, das einst vielleicht alle übrigen englischen Dependenzen, selbst Indien, in den Schatten stellen wird, das ist das unermeßliche britisch-amerikanische Reich, das Kanada und Columbia umfaßt und fast zehn Millionen Quadratkilometer mißt. Im Süden reicht es hinab bis zum 43. Grad nördlicher Breite, nach oben erstreckt es sich endlos in die Gebiete des Eismeeres, wo in unermessenen, von den Weißen noch unerforschten Gebieten neben dem Eskimo einzig der Polarbär und die großen Meersäuger herrschen. Stetig aber und unaufhaltsam setzt der zivilisierte Mensch seinen Fuß weiter vor nach Norden und ringt der Wildnis, der Prärie und den Bergen Gebiet um Gebiet ab, sie für sich und seine Nachkommen in Heimstätten zu verwandeln.

Jetzt eben, so scheint es, sind die Schlüssel zu jenem ungeheuren Reservat gefunden worden, das die Natur einer noch ungeborenen

Menschheit aufbewahrt hat. An der großen, noch herrschenden Lehre der Entwicklung wird man irre, wenn man die Geschichte und Geschicke der Völker und Rassen überschaut. Vielmehr scheint es, als ob jede Rasse einer bestimmten Weltepoche entwicklungsfähig angepaßt sei und mit ihr untergehen müsse, wenn eine neue Epoche mit neuen Völkern aus dem Schoß der flutenden Zeit emportaucht. Jahrhundertelang haben die Indianer in jenen Gebieten, deren Entwicklungsmöglichkeiten ohne Grenzen sind, als unumschränkte Herren gelebt, aber über Pfeil und Bogen, das flüchtige Wild zu erjagen, sind sie nicht hinausgekommen. Erst der weiße Mensch brachte ihnen das Brot und die Büchse — und den Untergang. Nicht das Feuerwasser, nicht die Grausamkeit der Bleichgesichter hat sie hingerafft,—sie mußten weichen, weil sie als letzte Spitzen einer früheren Erdepoche in eine neue hineinragten. Ihre Lebenszeit war zu Ende. Denn wie für Blumen und Tiere und Menschen, ja, wie für die Sterne am Firmament, so gibt es auch für die Völker und Rassen Geburt, Blüte, Alter und Tod. Werden auch unsere Nachkommen einst einer neuen, glücklicheren Menschheit weichen müssen, für die all unsere gepriesenen Errungenschaften, die Eisenbahn und der Schnelldampfer, das Luftschiff und die drahtlose Telegraphie, nichts bedeuten als die kindlichen Versuche eines barbarischen Zeitalters?! ...

Die Umrisse der Erde sind jetzt entdeckt, der Wettlauf nach den Polen verliert seine Bedeutung, aber die innere Erforschung des Planeten, der uns durch den Raum trägt, wird noch manches Menschenalter in Anspruch nehmen. Das britische Riesenreich Kanada gehört zu jenen Gebieten, die noch Millionen von Quadratkilometern unerforschten Geländes umfassen. Die großen Provinzen Kanadas, jede ein gewaltiges Reich für sich: Quebec, Ontario, Manitoba, Saskatchewan und Alberta, sind alle nach Norden offen und verlieren sich ins Grenzenlose. Das nördliche Quebec, von der Baffinsbay im Westen und von Labrador im Osten begrenzt, ist unbekanntes Land, an die Ränder all dieser Reiche pocht mit seinem Eisgeklirr das Polarmeer. Wälder, Berge, Prärien, Seen und Flüsse sind gedrängt voll von jagdbarem Wild — der Eisbär, die Robbe und der Wal hausen im Norden, südlicher streifen noch der Grislybär und der schwarze Bär ungestört durch den Urwald, der Elch, der Hirsch, das Reh, Wildschafe und Waldziegen, Antilopen und Biber sind noch nicht von der vorrückenden Bodenkultur verdrängt, in Myriaden beleben

Wildgänse, Enten und Pelikane die Seen und Sümpfe, der Reichtum der Gewässer aber ist für viele kommende Generationen unerschöpflich.

In wirtschaftsgeographischen Werken außeramerikanischen Ursprungs ist Kanada immer noch das Stiefkind — „ein großer Teil dieser Besitzungen," heißt es, „ist menschenleer und starrt von nie tauendem Eis und ewigem Schnee." Ueber der Wahrheit dieser Darstellung ist vergessen worden, daß die Kultur von Süden her in den letzten fünfzig Jahren stetig vorgerückt ist und ungeheure Gebiete der Prärie, die bis dahin, der starken Winterkälte wegen, als unbewohnbar galten, zu Kornkammern umgeschaffen hat. Manitoba, Saskatchewan und Alberta sind schon jetzt, selbst in nördlicheren Teilen, Länder von hoher Fruchtbarkeit. Welche Schätze, ausreichend für Jahrhunderte, der Boden an Kohle und Erzen, welchen Vorrat die unermeßlichen Wälder an Holz bergen, werden erst kommende Geschlechter feststellen können.

Heute leben in Kanada nicht mehr als sieben Millionen Menschen, in einem Jahrhundert wird die Zahl sich verzehnfacht haben, aber schon in fünfundzwanzig Jahren wird dieses Reich des amerikanischen Nordens der Welt Rätsel zu raten aufgeben; nur der Menschen und des Kapitals bedarf es noch, um die Füllhörner der Natur zu öffnen und einen solchen Segen hervorsprudeln zu lassen an Brotfrucht und Obst, an Vieh und Jagdwild, an Kohle, Erzen und Holz, daß die Weltwirtschaft mit der wachsenden Unabhängigkeit des amerikanischen Kontinents in eine neue Phase eintreten wird.

*

Auch ohne Vorkenntnisse und ohne allgemeine Weltinteressen merkt der Reisende in Kanada, daß er sich in einem Lande der Zukunft befindet, dessen Tore eben jetzt weit geöffnet sind. Wie das Land selbst, so sucht jede Provinz, jede Grafschaft, jede Stadt — und eine „Stadt" ist schon in die Erscheinung getreten, wo zehn Ansiedler ihrer Blockhüttenversammlung einen Namen geben — für sich Reklame zu machen und Menschen heranzuziehen. In Millionen von Exemplaren flattern die Reklameschriften durchs Land. Auch ist es vielleicht verkehrt, diesen gebundenen Flugblättern den Namen von Reklameschriften zu geben, ihr Charakter ist wenigstens ernst und wichtig genug. Da heißt es in einer Broschüre, die alle kanadischen Siedlungen aufzählt:

„Renown in Saskatchewan. 104 Meilen von Regina. Bevölkerung 50 Köpfe. Rund herum in der Prärie weitere 500 Köpfe. Wir besitzen ein Kaufhaus, ein Holzgeschäft, ein Restaurant, aber es fehlen uns ein Arzt, ein Drogist, Grobschmied, Hotel, zweites Kaufhaus und Getreide-Elevator. Bei uns blüht der Getreidebau. Großartige Chancen für Heimsucher."

„Heimsucher" — das ist denn auch das große Wort im erwachenden Kanada. Der Heimsucher wird gesucht, der den Boden für sich und seine Nachkommen in Ackerland umwandelt, Millionen von Äckern Landes werden frei an die Heimsucher vergeben, und der Kapitalist wird gesucht, der für den Abbau der Mineralschätze und für die Errichtung von Fabriken, Sägemühlen, Bergwerken eintritt. Wer hier nicht auf sich warten läßt, das ist die Bank, die sofort ihr Geschäft aufmacht — und sei es in einer Scheune — wenn auch nur drei Ansiedler beisammen sind.

Am energischsten für die Erschließung des Reiches ist die Canadian Pacific-Eisenbahngesellschaft eingetreten. Sie hat nicht nur, bis jetzt fast konkurrenzlos, das weite Land zwischen dem Atlantischen und dem Pazifischen Ozean mit einem Netz von Eisenbahnlinien überzogen und durch eigene Schiffe zwischen England und Kanada einerseits, Britisch-Columbia und Japan anderseits den europäischen Verkehr nach Ostasien teilweise über Kanada geleitet, nein, sie hat unermeßliche Länderstrecken des Heimatlandes in ihren Besitz gebracht, besiedelt sie und sichert sich auf diese Weise die wachsenden Frachten. Auf ihren Strecken hat sie eigene Hotels errichtet, in Jagdgebiete hat sie durch Schiffs- und Eisenbahnverkehr Bresche gelegt — kurz, sie hat einen großen Teil des Landes für Ansiedler, Jäger und Touristen erschlossen.

*

Als ich eines Morgens in Montreal dem Vizepräsidenten dieser weltumzirkelnden Gesellschaft gegenübersaß, damit dieser Gentleman seine Weisheit in mein Ohr träufle, um mich zu befähigen, Kanada im richtigen Geiste zu besichtigen, hörte ich zum ersten Male zu meinem Staunen, daß Reisende, die aus Kanada in die Vereinigten Staaten übergehen wollen, eine Kopfsteuer zu zahlen haben. „Aber Sie, werter Herr," fügte der Gentleman hinzu, „werden gewiß von dieser Formalität befreit werden." Der mächtige Funktionär telephonierte alsbald mit dem Vertreter der Vereinigten Staaten, allein dieser Gent wollte von einer solchen Behandlung der Angelegenheit nichts wissen, — ich müsse mich ihm persönlich vorstellen.

1. Ehepaar auf Tahiti bei der Arbeit

2. Kokosnußpflücker auf Rarotonga

Tahiti: Blick auf die Lagune

Alsbald saß ich in der Office des amerikanischen Beamten. Ein freundlicher, korrekter Herr, der, wie es die englisch redende Höflichkeit erfordert, ganz leise und biegsam sprach. „Also dies sind Ihre Papiere? Danke!“ „Wie heißen Sie?“ „Wohin reisen Sie?“ „Wo wohnen Sie?“ „Sind Sie verheiratet?“ „Leben Ihre Eltern noch?“ „Wie heißt Ihre Frau?“ „Wo wohnt sie?“ „Haben Sie Kinder?“ „Wie alt?“ „Zehn und acht Jahre?“ „Sind die Kinder verheiratet?“ „Lebt Ihre Schwiegermutter noch?“ „Wie viele Male waren Sie schon verheiratet?“ „Bigamist sind Sie natürlich nicht — Sie verstehen, weil es Mormonen in unserem Lande gibt.“ „Wann wollen Sie Amerika verlassen?“ — — Na, und so weiter. Ich hatte die größte Angst, er würde mich auch fragen, auf welches Pferd ich zuletzt in Europa gewettet hätte. Das wäre mir peinlich gewesen, denn es rangierte natürlich unter „ferner liefen“.

Aber schließlich war das Verhör zu Ende. Der Beamte hatte sich von meiner Unschuld überzeugt. „Es ist klar,“ sagte er, „daß Sie kein Einwanderer, sondern wirklich ein Weltreisender sind. Ich befreie Sie von der Kopfsteuer — reisen Sie mit Gott. Good bye!“

*

Mit diesem Segen also bestieg ich in Montreal den „großen Ueberländer“, nämlich den „Imperial Limited, der in fünf Tagen und fünf Nächten zwischen Montreal und Vankouver (sprich: „Montreaol“ und „Wänkuv'r“) den Kontinent durchquert.

In der annähernd gleichen Zeit reist man von England nach Amerika. Die Reise zu Schiff ist angenehm, aber sie bringt jeden Tag aufs neue den Anblick von Himmel und Meer. Die lange Eisenbahnreise ist unangenehm, aber sie gleicht mit ihrer unablässigen Abwechslung, mit ihren „Stops“, hier um eine Farm zu besichtigen, dort um einen See, um einen Berg zu besuchen, den Phantasien eines bunten Traums. In seiner Breite ist das Reich in drei streng verschiedenartige Landschaften getrennt. Im Osten ein unermeßliches Netz von Binnenseen, unterbrochen von wilden Felspartien und Wäldern, in denen die Fichte, die Eiche, die Birke vorherrschen; in den zentralen Provinzen die Prärie, weit und wellenförmig wie das Meer, Korn- und Grasländer bis an den fernsten Horizont; im Westen aber die wilde Großartigkeit der Rocky Mountains, des kanadischen Felsengebirges, hinter dessen letzten Schroffen der Stille Ozean winkt.

Aus der zweisprachigen, halbfranzösischen Stadt Montreal scheidet man nicht ungern; die Einheimischen mögen mit Recht stolz auf die Hauptstadt Quebecs sein, dem Fremden bietet die Stadt wenig. Voll Erwartung fährt man ins Land, das seine Ouvertüre in Gestalt eines Seen- und Waldkomplexes voranschickt. Durch Holz-, Seen- und Jagdgebiet braust der Zug. Eine bleibende Erscheinung ist die schwache Bevölkerung. Meilen und Meilen nichts als stiller, felsumsäumter Wald, in dem Biber, Bär und Elch hausen, die Seen wie stille, zum Himmel aufschauende Augen, die Flüsse voll geflößten Holzes. Der Charakter der Landschaft erinnert an das laurentische Land, mit dem er verwandt ist. Aus dem großen Wald- und Jagdland Ontario eilen wir nach Manitoba mit der zweitgrößten und bedeutendsten Stadt des Reiches, Winipeg, und total veränderter Landschaft. Korn-, Wiesen- und Grasland und die noch unberührte Steppe, die berühmte Prärie, wechseln nun unablässig miteinander ab. Hier und in der Provinz Saskatchewan sind die großen Kornkammern des Nordens und die reichsten Möglichkeiten für die Zukunft. Freilich ganz baumlos ist die Steppe, im Sommer dem Sonnenbrand preisgegeben, im Winter hartem Frost und wilden Stürmen, aber die hohe Kälte ist trocken in diesen Gegenden und wird von Mensch und Vieh leicht ertragen. Bis an den fernen Horizont dehnt sich stundenlang die Prärie, einzig belebt von Millionen possierlicher Präriehunde; aber unter den Händen des Menschen verändert sie rasch ihren Charakter, sie wird zum Weideland, auf dem Tausende von Rindern und Pferden ihre Nahrung finden, und zum Acker, auf dem das tägliche Brot der Menschen wächst.

*

Irgendwo in der Provinz Saskatchewan, nicht weit von Regina, braust der Zug durch die Nacht dahin. Von meinem Lager aus sehe ich durch das offene Fenster oben die Sterne blinken und unten das dunkle Schwarz, das die Prärie gleich einem Mantel einhüllt. Die rollende Stadt schläft. Da taucht in der Ferne tief am Horizont ein Lichtbogen auf, der rasch zur Höhe hinansteigt und alsbald über einen großen Teil des Nordhimmels verbreitet ist. Auf einen Ellenbogen gestützt, schaue ich wundernd in die Erscheinung. Kann es der Abglanz des Nordlichts sein? Ist es ein Licht aus dem Kosmos, das auf die Erde herabstrahlt? Städte — Siedlungen, die diesen Namen verdienen, gibt es hier nicht, und wäre es der Fall, nur Paris oder

London vermöchten einen solchen Lichtschein durch die Nacht zu entsenden.

Instinktiv schlüpfe ich in die Kleider, durcheile den langen schlummernden Zug und gewinne an seinem Ende die offene Plattform. Da ist der Zug schon ganz nahe. Die Prärie steht in Flammen! Meilen- und meilenweit nach Norden brennt die Prärie. Die Feuerlinie, die mit den Wendungen des Zuges ihre Richtung dann und wann zu ändern scheint, ist nicht abzusehen. Die Luft über dem Brande vibriert in taghellem Glanz, der den Rauch als Spiegel benutzt. Unten zischt und knattert es wie von einem Massen-Kleingewehrfeuer. Die Feuerlinie, die nun ganz nahe an den Zug herantritt, gleicht einer Kette lebender Wesen. Brausend und zischend und mit immenser Geschwindigkeit eilen rasselnde Feuerschlangen aus der Linie hervor und züngeln im Grase hin; langsam folgt die Gesamtlinie den eilenden Vorposten.

Durch das Dunkel fliehen gewiß Tausende von Tieren vor dem Brande her. In einsamen Gehöften ist sicherlich alles wach; alle Hände sind beschäftigt, einen dreifachen Graben und dreifache Wälle aus umgeschaufelter Erde rings um die bedrohte Heimstätte aufzurichten.

Der Zug eilt vorüber. Langsam verlischt rückwärts der Feuerschein. Nur ein schwacher Lichtbogen steht noch am Horizont. Jetzt versinkt auch er. Nur die Sterne funkeln oben; auf der schweigenden Prärie liegt wieder dunkle Nacht.

*

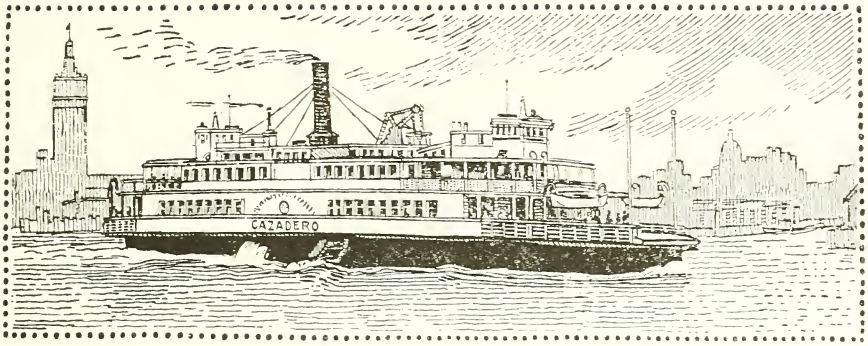
Der herzerhebendste Teil der Reise durch dieses Zukunftsland ist die Fahrt durch das Felsengebirge, die kanadische Schweiz, und den Alpen gleichen ja auch die Rocky Mountains. Riesenhäupter, firn- und eisgekrönt, ragen aus den unendlichen Bergketten gen Himmel, der Zug, meilenweit durch dämmerige Snow-Sheds, klobige Holztunnel, fahrend, die im Winter Sicherheit gegen Lawinenfall bieten, erklimmt Höhen von über 5000 Fuß. Doch nur in der Formation sind die „Rockies“ den Alpen verwandt, im übrigen hinkt jeder Vergleich. Durch die ganzen Rockies geht eine wilde, vulkanische Großartigkeit, die Natur hat sich gleichsam überstürzt in der Schöpfung von gewaltigen Gletschern, unendlichen Strömen, Seen hoch oben über den Wolken und einem noch ganz unermessenen Reichtum an Kohle und Erz, die frei zu Tage treten, an Naturgasen und Wäldern.

Zwei Tage lang steigt und klettert der Zug durch das Gebirge, bald unter Feldern von Schnee, bald an grünen überhängenden Gletscherbändern entlang — Laggan, Field, Banff, Calgary, Mount Stephan, Mount Hector, die Zehngipfelkette — — zu viel der herrlichen Punkte, um sie in der Schilderung festhalten zu können.

Es wird mehrerer Menschenalter bedürfen, um diese kanadische Schweiz ganz zu erobern.

*

In der Nähe der Küste verließ ich endgültig den großen Ueberländer und fuhr, zuerst mit der Northern, dann mit der Southern-Pacific-Eisenbahn südwärts, immer südwärts. In der unteren Hälfte Oregons fühlte man das Verlangen, die warme Kleidung mit leichterer zu vertauschen. Fichte, Eiche und Birke lugten nicht mehr so häufig zum Fenster herein; stolz grüßte von den Bergen der Sierra Newada die Zeder und mit seinen immergrünen Fahnen winkte der Manzanita-Busch. Gleich einem weißen Phantom schaute der gewaltige Mount Chester aus seiner Höhe von 13 000 Fuß herab. Das Goldland Kalifornien öffnet sich. Wie bläuliche Schleier, so fliehen ganze Wälder von Pflaumenbäumen vorüber, dichte Haine, schwer belastet mit Aepfeln, Trauben, Birnen und Apfelsinen. Die Palme taucht auf und steht träumend im Sonnenbrand. Schon winkt von fern, meerumspült, die Wunderstadt am Goldenen Tore: San Franzisko.



VII.

O Stadt am Goldenen Tore!

„Wie faſſ' ich dich, du Stadt aus Kampf und Sieg,
Die wie ein Phönix aus der Aſche ſtieg —
Zum Trotz den Mächten in der Erde Schoß
Beut'ſt du dich dar: fremd, wundervoll und groß!
Der Grund, auf dem die Straßen du gezogen,
Iſt wellig wie erſtarrte Meereswogen —
Wie ſpringen deine Gaſſen in die Luft,
Es wechſeln unabläſſig Berg und Kluft;
Steigt man empor an eines Gipfels Rand,
Dann ſchweift der Blick zur Tiefe wie gebannt:
Da liegt die Stadt in hundert ſchrägen Zeilen,
Die hier bergauf- und dort bergabwärts eilen,
Und rings umher in ſonnig weitem Bogen
Sind Bergesketten ohne Zahl gezogen —
Doch tief im Grunde licht und hehr,
Da funkelt wie Demant das blaue Meer!
Landeinwärts Sonnenglaſt und trop'ſche Schwüle,
Doch in der gold'nen Tor-Stadt friſche Kühle,
Nur in den Augen allerliebſter Frauen
Iſt jene Glut, die Feigen reift, zu ſchauen.
Selbſt der Gedanke, daß in deinen Tiefen
Seit grauer Zeit vulkaniſche Kräfte ſchliefen,
Und daß Naturgewalten dich bedrohen,
Gibt neue Spannung deinem Reiz, dem hohen!“

In einem Tage und in einer ſchickſalsſchwangeren Nacht, wie es in dem alten Bericht heißt, verſank die Atlantis in den Fluten. Aber in dem Zeitraum weniger Sekunden ſank die weſtlichſte Empore

der Erde, das stolze San Franzisko, in Trümmer, und der schnell an vielen Stellen aufspringende ungeheure Brand vollendete das Zerstörungswerk des furchtbaren Erdbebens im Jahre 1906. Trauernd standen viele Tausende fleißiger Bürger an den Gräbern ihrer ganzen Habe. Aber ein rasender Eifer ergriff sie, eine gleich einem Wettersturm emporsteigende Energie, nicht geringer an Kraft als das Erdbeben selbst, und ein Schaffen und Bauen und Wirken begann, wie es in der Geschichte der Menschheit einzig dasteht.

Heute, nach sechs Jahren, stehen auf denselben Hügeln, die der erzürnte Hephästos erschütterte, stolzere Gebäude als ehemals; größer, herrlicher und bedeutungsvoller noch als vor dem unheilvollen Tage der Zerstörung winkt die Stadt herab von ihren Bergen, deren Fuß das südliche Weltmeer bespült, und mit frohen Augen schaut sie, die Unbesiegliche, in die Zukunft.

Wohl stellt der Mensch in allen Ländern das Produkt und Erbe seiner Ahnen dar, aber ebenso gewiß wie die kosmischen Gewalten draußen in den Tiefen des Weltraums die Schicksale des Sternes mitbestimmen, den wir bewohnen, ebenso gewiß greifen die Einflüsse von Klima und Boden in die Völkergeschichte ein und bestimmen die Temperamente, die Leidenschaften und Neigungen. Vulkanische Kräfte der Erde zerstörten San Franzisko, eine vulkanische Kraft in den Menschenseelen projizierte sich nach außen und ließ die Riesenstadt in sechs kurzen Jahren in neuer Herrlichkeit erstehen. Exzentrisch, fiebrig und vulkanisch wie der Aspekt der seltsamen und wundervollen Stadt, ist das rasch dahinschäumende, kapriziöse und launische Leben der Menschen in ihr. Das alte Goldfieber ist noch nicht zu Ende, es hat sich nur in andere Formen umgesetzt. Edleres Gold als das gelbe Metall, dessen Wert einzig durch das Wirtschaftsleben der Völker bestimmt wird, glänzt als Frucht in den Tausenden von Orangenhainen, die gleichsam die Vorgärten der Stadt am Goldenen Tore bilden. In der Glut des halbtropischen Klimas, dessen Winter unserem blütenreichen Frühling gleicht, sind selbst auf trockenem Sandboden mit Hilfe der künstlichen Bewässerung die ergiebigsten Obstfarmen der Erde entstanden.

Wer aber, aus dem Inlande kommend, über die Bai von San Franzisko sich naht, die einen der schönsten und sichersten Häfen der Erde bildet, den beginnt ein linder Hauch zu umfächeln, der sich am Lande zum kühlen Winde steigert. Diese Stadt ist eine kleine Welt

für sich; das Klima, die Menschen, die Gewohnheiten, alles ist anders als „draußen“, und dieses Draußen beginnt schon jenseits der Bai, wo Oakland, Berkeley, Alameda, die großen Vorstädte San Franziskos, liegen.

Offen liegt die Stadt auf ihren Bergterrassen am Meere, aber der Fremde, der sich ihr zum erstenmal nähert, sieht sie nicht, bis er ganz nahe ans Ufer gelangt ist. Im glänzenden Lichte der heißen kalifornischen Sonne, die acht Monate lang von einem wolken- und regenlosen Himmel herabbrennt, scheinen weiße, steile Felsen aufzusteigen, deren schmale Wände, hell und flimmernd, abrupt ins Meer abfallen. Mit Staunen aber nimmt der Fremdling bald wahr, daß diese vermeintlichen Felsen sonnenbeschienene Straßen sind, die an steilen Hängen emporklettern, und daß diese Straßen deshalb wie leblose Striche wirken, weil sie faktisch leer sind. Sie sind zum Teil zu steil für den Verkehr von Fußgängern, Wagen und Automobilen, nur die Wagen der Kabelbahnen kriechen wie kleine dunkle Flecke in den sonnigen Zeilen auf und ab. Was die San Franziskaner sich in der Anlage steiler Straßen geleistet haben, das ist einfach verblüffend. Hunderte dieser Gassen an den Seiten abschüssiger Hügel sind nichts als bebaute Abgründe; Wagen, die hinabzufahren versuchten, würden sich überschlagen, für Fußgänger sind Leisten, hinter denen der Absatz sich einhaken kann, in die Fußsteige gemeißelt. Würden an den Straßenecken Gebirgsstöcke verkauft, der Fremde müßte es ganz natürlich finden, denn unter vielen anderen, die tatsächlich vorhanden sind, wäre dies nicht die größte der Exzentrizitäten.

Was aber der Stadt am Goldenen Tore neben ihrer über alle Beschreibung herrlichen, bergumkränzten Bai den höchsten äußeren Reiz verleiht, das ist eben ihr seltsames, zerklüftetes, vulkanisches Gelände. Steigt man empor an eines Gipfels Rand, dann blickt man hinab in ein Meer, dessen gewaltige Wogen erstarrt und mit Gebäuden besät sind; blickt man aus einem Straßenbahnwagen in die Gassen hinaus, dann scheinen alle Häuser beklemmend schief zu stehen, in Winkeln von 30 bis 50 Grad, wie die Straßen selbst, und man hat das Gefühl, in einer Hexenschaukel zu sitzen. Auf und ab, unablässig auf und ab, das ist die Parole dieser Gebirgsstadt im allergrößten Maßstabe. Das Vehikel einer solchen Stadt ist denn auch ganz folgerichtig das Automobil, das die Steigungen leicht überwindet und in einer Häufigkeit auftritt, die an Paris erinnert.

Wenn es nur auf bewohnte Berge ankäme, wo bliebe Rom mit seinen sieben Hügeln. Auf mehr als vierzig Hügeln, jeder einzelne viel höher als diejenigen am Tiber, ist San Franzisko erbaut, die kleinen nicht mitgerechnet. Von jedem dieser Hügel genießt man die herzerfrischendste Aussicht, von einem aber, dem Telegraph-Hill, schaut man direkt in das Gelände der kommenden großen Weltausstellung hinab. Vom Telegraphen-Hügel, der von etwa 10 000 Menschen bewohnt wird, aber keineswegs die größte und höchste der Erderhebungen darstellt, erfaßt das Auge außerdem all die Herrlichkeit, die eine exzentrische, noch nicht zur Ruhe gekommene Natur auf dieses Fleckchen Erde gehäuft hat. Die Stadt selbst auf ihren unabsehbaren Hügeln ist immer schön und seltsam, ob bei Tage, wenn ihre auf- und absteigenden Paläste und Häuser weiß im Sonnenschein glänzen, oder in der Nacht, wenn tausend Lichtzeilen hier bis in die Wolken, dort bis in tiefe Abgründe sich zu verlieren scheinen. Aber das schönste bleibt die bläuliche Meeresbucht tief im Grunde, mit ihren grünen Inseln, ihren Schiffen, ihrem Felsengeklüft und dem weiten Kranz von Gebirgsketten am Horizont. Wenn die südliche Sonne mit ihrem bunten Farbenspiel sich abwärtsneigt, erscheinen zwischen den Bergen allabendlich schneeweiße Nebelmassen, die eilig über San Franzisko hinziehen und die Stadt mit Kühle erfüllen. Täglich weht der Passat mit einer stetigen Brise durch die Straßen und schafft eine immerwährende Ventilation. Winterkälte und Schnee sind unbekannt, aber auch die Hitze des übrigen kalifornischen Landes. Acht Monate lang fällt kein Regen, nur im „Winter", wenn die Apfelsinen, Zitronen und Feigen blühen, öffnen sich dann und wann die Schleusen des Himmels.

Der erste Name der neugegründeten Ansiedlung, die nun das stolze, über eine halbe Million Einwohner umfassende San Franzisko geworden ist, war Yerba Buena. So heißt noch die grüne Insel, die unten in der Bucht glänzt und moderner auch Goats-Island genannt wird. Weiter hinaus blinkt die Insel Alcatraz mit den prosaischen Gebäuden eines Militärgefängnisses, und zur Linken die berühmte Meerenge, das Goldene Tor, die Einfahrt in den Hafen von San Franzisko. Starke Festungen schützen die Meerenge. Draußen liegt der unendliche Große oder „Stille" Ozean, auf dessen Stille man sich keineswegs verlassen kann, hinter dem Goldenen Tore aber öffnet sich der gewaltigste, sicherste und tiefste Hafen der Erde. Wären die unter-

irdischen Mächte auch noch nicht befriedigt und erschütterten San Franzisko aber- und abermals, immer wieder würde es aufgebaut werden, denn mit Naturnotwendigkeit muß an dieser Stelle eine Stadt stehen.

Jenseits des Hafens, wie hinter der Stadt, steigen blaue Berge in die klare Luft empor, der zerklüftete Monte Diablo, der schöne und gewaltige Mount Taumalpais, einer der herrlichsten und besuchtesten Punkte der Umgebung.

Immer wieder, wenn man beim Umherwandern in der Stadt auf einen Hügelrücken gelangt, steht man staunend still und genießt die Schönheit der Natur, die von jedem Punkte neu und groß und seltsam wirkt.

*

San Franzisko, im Volksmunde „Frisco" geheißen, ist die Stadt der Hotels, der Cafés (gleichbedeutend mit Restaurationen), der Bankgebäude und des leichten Lebens. Industrie ist wenig vorhanden. Dieses große Ausgangstor des fernsten Westens ist der Stapelplatz der drei bedeutendsten kalifornischen Exportartikel: Früchte, Spargel und Lachs. Früchte und Spargel werden im Lande gezogen, die Millionen von Lachsen kommen über Vancouver und Seattle aus dem nördlichen Meere und werden in Frisco gekocht und in Dosen konserviert.

Wie in Paris, so *scheinen* dem Besucher auch hier die Menschen wenig zu tun. Tausende von Familien gründen kein eigenes Heim, sondern leben jahraus, jahrein in Hotels, das ist bequemer und sogar billiger. Das Leben gleicht einem Rausch, und man beunruhigt sich nicht im mindesten darüber, daß der Boden beinahe ununterbrochen schwankt, wie der Seismograph untrüglich beweist. Zwischen den Zeitungen besteht ein Uebereinkommen, kleinere Erdstöße mit Stillschweigen zu übergehen, um das große Publikum nicht zu beunruhigen. Eine 40 Sekunden währende Erschütterung, die vor einigen Tagen stattfand und in vielen Teilen der Stadt so stark verspürt wurde, daß die Leute auf die Straße eilten, fand kein Echo in der Presse. Die gewaltigen Gebäude aus Eisen und Stein sollen mit ihrem elastischen Gerippe auch starken Erdstößen Widerstand leisten können.

Die Frauen am Goldenen Tore sind schön, machen aber einen auffallend exzentrischen Eindruck, der zum Teil auf das merkwürdige Klima zurückgeht. Die Moden aller übrigen Länder führen hier gleich-

sam einen wilden Wirbeltanz auf. Die seltsame Eleganz nähert sich fast der Maskerade. Daß man eine Dame mit großem duftigen Blumenhut über einem leichten, hellen Sommerkostüm eine dicke Pelzjacke tragen sieht, dazu Pelzmuff, ist ganz gewöhnlich. Denn bei Tage ist es warm, in der Sonne heiß, abends aber nicht nur kühl, sondern kalt. Eine Abwechslung in der Bekleidung gibt es nicht, da die Jahreszeiten fehlen, es ist faktisch immer Sommer. Und man trägt die Moden aller Jahreszeiten zur selben Zeit. In der belebtesten Verkehrsader der Stadt, Market Street, die, wie der Broadway in Neuyork, die übrigen Straßen der unteren Stadt schräg durchschneidet, herrscht schon frühmorgens das regste Leben und die größte amerikanische Ungeniertheit. Von neun Uhr ab laufen die holden Damen, festlich und bunt angetan, bereits in die lockenden Modeläden; die vielen Kinos spielen ununterbrochen den ganzen langen lieben Tag, schon von acht Uhr morgens ab — und sind immer besetzt; die Restaurationen werden nie leer, und aus allen, fein und gemein, erschallt Musik. Die besseren besitzen eine kleine Bühne, auf der schon von mittags ab Sänger und Sängerinnen, Virtuosen und Deklamatoren auftreten. Das Geklapper der Teller, Messer und Gabeln ist so groß, daß man häufig nur abgerissene Töne hört — geniert nicht, es wird darauf los musiziert von mittags bis in die Nacht. Man könnte Frisco mit größtem Recht die Stadt der Hotels und Restaurationen nennen, denn es gibt ihrer nicht nur in riesiger Zahl, sondern auch in allen denkbaren Abstufungen. Nirgend in Amerika speist man so gut und gründlich wie hier. Die Küche ist von der italienischen stark beeinflußt. In den vornehmeren Restaurants nimmt man auf die weltbewegende Macht des Gottes Eros stark Rücksicht. Galerien, Nischen, Seitengänge mit Vorhängen laden zu Schäferstündchen, auch am hellen Tage, ein. Solide Esser werden auf andere Weise angelockt. In der Market Street steht vor einem Restaurant eine junge Frau mit einer gelben Fahne, von der die vielverheißenden Worte leuchten: „Ich koche ebenso gut wie deine Mutter!“ Einige Schritte weiter steht mitten auf dem Trottoir ein Bett mit einer schlafenden Frau. Ein großes Plakat verkündet: „Diese Frau wurde vor vierundzwanzig Stunden in hypnotischen Schlaf versetzt — heute abend um neun Uhr wird sie auf der Bühne unseres Varietés geweckt werden. Eintrittspreis zehn Cents.“ Die Kinos rollen Films von einer wilden Großartigkeit ab, meistens dramatische Darstellungen aus dem Leben der

Indianer und Cowboys, mit wunderbar echtem Natur- und Lebenshintergrund. Flutende Bewegung überall in der unteren Geschäftsstadt, das Vergnügen stets unmittelbar neben dem Ernst, Exzentrizität und Barbarei neben Kultur und Geschmack.

*

Die Amerikaner des Ostens sind geneigt, Neuyork als die kosmopolitischste Stadt ihres Landes zu betrachten. Das ist aber ein Irrtum, denn einen internationaleren Eindruck noch macht San Franzisko. Da es von Ostasien nur durch eine allerdings recht breite Wasserstraße getrennt ist, haben Chinesen und Japaner sich hier häuslich eingerichtet und beeinflussen das Straßenbild außerordentlich. Die Japaner, gefürchtete und keineswegs beliebte Geschäftsleute, treten in großer Menge auf, auch als Aerzte und Zahnärzte, noch zahlreicher die beliebteren Chinesen. Unbelästigt und von den Einheimischen unbeachtet, bewegen sich in den Straßen bildhübsche chinesische Damen in seidenen Höschen und Blusen, das schwarze Haar höchst kunstvoll frisiert, mit allerliebsten Kindern, die wie Puppen aussehen.

Das berühmte „Chinatown", die Chinesenstadt, ist so groß und größer, als es ehemals war, aber durchaus nicht mehr rein chinesisch. Wie in jedem anderen Stadtteil, kann man sich, bei Tage und bei Nacht, auch hier ungefährdet bewegen. Alle romantischen Darstellungen des Chinesenviertels von San Franzisko, die etwa heute noch gegeben werden, beruhen auf Reklame. Von einigen großen stilisierten Gebäuden abgesehen, hat der Stadtteil dasselbe Gesicht wie die übrigen; die Bevölkerung freilich ist rein chinesisch, von den Babies bis zum Klappergreis, die Sprache wie daheim im Reiche des Drachen und die Auslage der Viktualienläden: Haifischflossen, Schweineeuter, verdorbene Eier, für Europäernasen und -Gaumen nichts weniger als verlockend. Abends hängen bunte Lampions vor den Gasthäusern und die Bric-a-Brac-Läden sind für die Fremden bis in die Nacht hinein geöffnet.

*

Wie in Hamburg, liegen die Heimstätten der San Franziskaner nicht in der Geschäftsstadt, sondern draußen, ringsumher auf den Hügeln. Auf einem der höchsten Punkte steht das gewaltige Fairmont-Hotel. Das Einfamilienhaus, die hölzerne, erdbebensichere

Cottage, herrscht überall vor. Palmen wachsen in den Straßen, unsere Topfpflanzen, darunter Fuchsien und Geranien, ranken in großen, wilden Gebüschen an Häusern und Zäunen empor und blühen ohne Aufhören während des ganzen Jahres. In den riesigen künstlichen Anlagen, dem Golden-Gate-Park und dem Sutro-Park, findet man neben Palmen, Eukalypten, Manzaniten, Zedern einen wundervollen tropischen Blumenflor. Einer der Glanzpunkte der Stadt ist das Cliff-Haus, ein Aussichtspunkt an der Bai, wo Seelöwen sich im Wasser tummeln und Tausende von Kormoranen durch die Luft schwirren. In der Nähe dieses Punktes erwartet den Fremden eine Ueberraschung. Ein wenig landeinwärts, in einer Vertiefung des Strandes eingebettet, liegt ein kleines hölzernes Schiff — es ist die „Gjöa“ des weltberühmten Forschungsreisenden Roald Amundsen, mit der er in Begleitung von fünf mutigen Genossen im Sommer 1905 als erster die nordwestliche Durchfahrt von Europa nach Amerika erzwang. Nach seiner Ankunft in San Franzisko schenkte er das kleine Schiff der Stadt.

Und nun liegt es hier im glühenden Sonnenbrand und sehnt sich vielleicht mit allen seinen Atomen nach dem Meere, das es rauschen hört. Oder es träumt auch vielleicht von vergangener Herrlichkeit. Auch den Beschauer befällt es wie ein Traum und er sieht das Schiff, ob dessen Winzigkeit er staunt, wieder hoch oben im unwirtlichen Norden unter Eis und Schnee, während der Forscher mit der Geduld des echten Helden ausharrt, bis der richtige Augenblick zum Durchbruch gekommen ist. Der glitzernde Ufersand verwandelt sich in der Phantasie in Schnee, das Sonnenflimmern über dem Ozean in den berühmten Eisblink, die zerklüfteten Felsen am Strande in ebenso viele Flarden und Blöcke des Eisfußes. Auch ist dies alles keine bloße Phantasie, denn dies ist ja wirklich das kleine heroische Schiff, das die erste nordwestliche Durchfahrt forcierte.

VIII.

„Teddy" Rooſevelt ſpricht!

In San Franzisko.

Ein neuer Plutarch könnte ſich das Leben des Ex-Präſidenten und Rauhreiter-Oberſten, des Jägers und Schriftſtellers Theodor Rooſevelt nicht entgehen laſſen. Hätte dieſer geniale Staatsmann im alten Rom gelebt, auch der antike Plutarch würde ſein bewegtes Lebensbild den weltberühmten Beſchreibungen angereiht haben. Rooſevelt gleicht einem alten Römer. In Amt und Würden ein ſtrenger, ehrenhafter, gerechter und energiſcher Herrſcher; im Kampf um Amt und Würde der rückſichtsloſeſte Demagoge. Wer ihn ganz erfaſſen will, muß ihn jetzt, in der Hitze und im Tumult des tobenden Wahlkampfes, im Lande umherziehen ſehen, er muß das große Miſchvolk beobachten können, das er durch den Zauber ſeiner Perſönlichkeit und durch ſein ſelbſtentäußerndes Anpaſſungsgenie mit ſich reißt, muß mit Staunen die Unverfrorenheit ſehen, mit der dieſer Zauberer ſeine Gegner angreift und zugleich dem Volke ſchmeichelt. Ein Coriolan hätte dieſen Wählern gegenüber ebenſo wenig Erfolge wie jener des alten Roms. Und ein Coriolan iſt Rooſevelt nicht — ſolange er um eine neue Präſidentſchaft kämpft.

Mit Blitzzügen ſauſt er durch die Staaten, bald ſpricht er von der Plattform ſeines Salonwagens, bald in einer Blockhütte und bald von einem Baumſtumpf herab am Rande des Urwaldes. Kanonen und Revolver führt er im Munde, um ſeine Gegner, die beiden anderen Präſidentſchaftskandidaten, Taft und Wilſon, niederzuſchmettern — die ihrerſeits auch nicht faul ſind und mit dem ſchwerſten Geſchütz perſönlicher Verdächtigungen und Kränkungen antworten. Die Taftpartei hat zwei gewaltige Redner engagiert, die Rooſevelt auf den Ferſen durchs ganze Land folgen und meiſtens ſchon wenige Stunden nach ihm an derſelben Stelle ſprechen, um den Eindruck, den Rooſevelt hinterlaſſen haben könnte, zunichte zu machen, indem ſie ihn als Lügner, Gauner, Dieb und Verräter darſtellen.

Roosevelt muß ein Mann ohne Nerven sein, um alles das ertragen zu können und dabei auf ununterbrochener Reise täglich zuweilen fünfmal mit Humor, Sarkasmus und wunderbarer Kraft zum Volke sprechen zu können. Er tut mehr, um unablässig der Gegenstand des Gespräches zu sein. Vor einigen Tagen ist er von seinem Salonwagen aus, während der Zug in voller Fahrt war, auf die Lokomotive geklettert, zum Schrecken des Maschinisten.

Seitdem er auf der Konvention in Chicago, als die dritte große Partei, „The Progressive Party" (Fortschrittspartei), gegründet wurde, den Ausdruck gebrauchte: „I feel like a bullmoose" („Ich fühle mich wie ein Elch") — also zum Kampfe bereit, ist der Elch das Wappentier der neuen Rooseveltpartei geworden. Er selbst, der Führer, wird vom Volke und in der Presse allgemein mit dem Ehrennamen „The big bullmoose" (Der große Elch) tituliert und seine Anhänger sind die „Bullmoosers". Dieses merkwürdige Totem, das an die Indianer erinnert, hat die Partei gewaltig popularisiert. Mit dem großen, freien Volksleben und mit der Volksphantasie muß in diesem primitiven Lande jeder rechnen, der auf die Massen Eindruck machen will. Wie die Erinnerung an die Urbewohner des Landes noch überall in Leben und Kunst wach ist, so haben auch die Volkssitten, vom europäischen Kulturstandpunkte betrachtet, noch mannigfache indianische Anhängsel.

Ob Roosevelt am Ende des Kampfes aufs neue in das Weiße Haus zu Washington einziehen wird? Die Weisen des Landes geben ihm nur eine zweite Chance, die erste vielmehr dem Gouverneur und Geschichtsprofessor Wilson,*) die dritte erst dem gegenwärtigen Präsidenten Taft. Inzwischen aber kämpft Roosevelt unverdrossen und unermüdlich gegen seine beiden mächtigen Gegner wie ein Held, nein, wie ein — Bullmoose, wie ein Elchbulle zur Frühlingszeit, wenn das gewaltige Rören des Königs der Wälder durch den stillen Forst dröhnt.

*

Die weite Holzhalle des „Coliseum" in San Franzisko ist bis unter das Dach gefüllt mit mehr als 6000 Menschen, die Roosevelt erwarten. Noch rollt er in seinem Zuge durchs Land, dann wird er auf einem Fährboot über die blaue Bai kommen, schnelle Automobile erwarten ihn amLandungssteg und mit Blitzeseile wird er sich seinen schon stundenlang versammelten Anhängern nähern.

*) Die Voraussage hat sich inzwischen bewahrheitet.

Auf einer weiten Plattform sitzt das zweihundert Köpfe starke, aus Männern und Frauen bestehende Empfangskomitee, unterhalb der Plattform die Journalisten, Zeichner und Photographen, und im Saale unterhalb einer Militärkapelle 6000 Menschen, die sich in eine künstliche ungeheure Aufregung hineinsteigern. Die Saaltüren sind längst geschlossen. Von Dekoration ist nicht viel zu sehen, nur an der Rednertribüne ist ein mächtiger präparierter Elchkopf angebracht.

Schon während der Wartezeit herrscht das bewegteste Leben. Die Musik spielt Nationallieder, die jedesmal einen Sturm der Begeisterung auslösen, der sich in ohrenbetäubendem Pfeifen äußert. Tausende von Männern haben sich ein knallrotes Taschentuch um den Hals gebunden, das Abzeichen der Rauhreiter und Cowboys, die Frauen, die stark vertreten sind — denn in Kalifornien sind die Frauen schon stimmberechtigt —, schwenken bunte Fahnen mit dem Namen Roosevelts. Ab und zu tönt ein Ruf aus der Versammlung: „What is the matter with Roosevelt?“ worauf ein frenetisches Antwortgebrüll erfolgt: „He's all right!“ Ein Komiteemann tritt ans Rednerpult und verkündet, daß Roosevelt gelandet sei, worauf ein minutenlanger tosender Beifall ausbricht, der sich schließlich in das Absingen der Nationalhymne mit nachfolgendem wirbelnden Yankee-Doodle auflöst. Als es wieder still wird, stellt sich der Redner als Wahlkandidat für einen Stadtdistrikt vor und bittet um die Unterstützung der Wähler. Man lacht, ruft ihm humoristische Bemerkungen zu, die er erwidert, — es ist ein ununterbrochener Tumult und doch alles nur Kinderspiel gegen das, was sich vorbereitet.

Plötzlich hallt ein einziger kanonenschußartiger Schrei durch die Halle: „Big bullmoose is coming!“ (Der große Elch kommt!) Sechstausend Menschen stehen im Nu auf ihren Stühlen, und in dem Augenblick, als Roosevelt wirklich auf der Plattform erscheint, bricht ein so ungeheurer, betäubender, ganz unbeschreiblicher Tumult los, daß die Wände dröhnen und zittern.

Die roten Taschentücher werden vom Hals gerissen und geschwenkt, die Fahnen wehen, die Musik spielt „O Land of the Brave“, von Tausenden von Lippen ertönt schrilles, sinnverwirrendes Pfeifen, dazwischen wird von Tausenden das tiefe Rören des Elches nachgeahmt: „Hu—huhuhuuu ! ! ! brummt und heult und brüllt es von allen Seiten, bald schwillt das Pfeifen an, bald das Rören, die Frauen kreischen und gebärden sich wie wahnsinnig, überall flammen die Blitz-

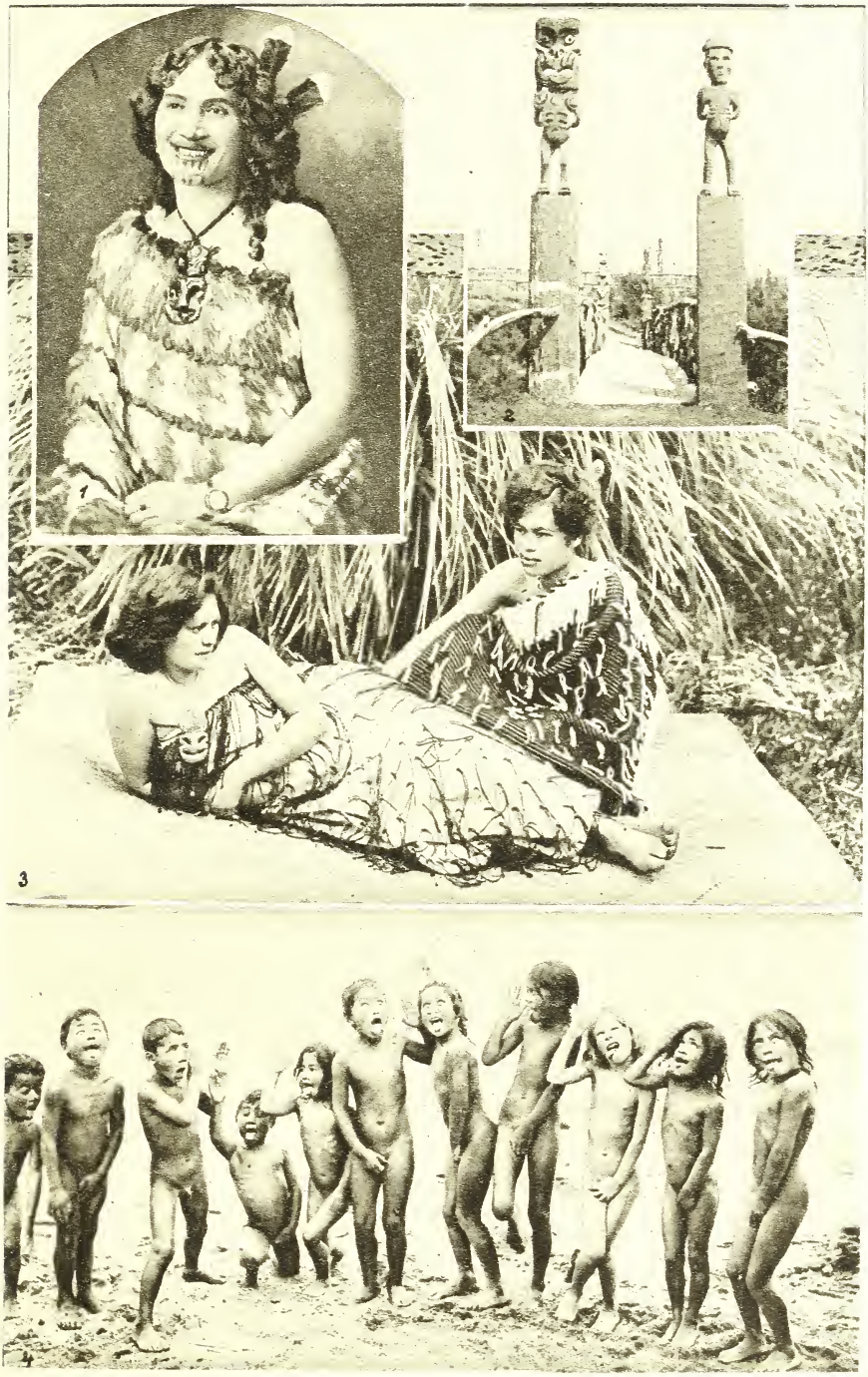
lichter der Photographen auf und geben einen dumpfen Knall mit nachfolgendem Rauch — — es ist ein Tohuwabohu von Lärm und Geräusch. Elf geschlagene Minuten dauert diese seltsame landesübliche, mehr indianische als zivilisierte Huldigung an den „großen Elch".

In dem Augenblick, als Roosevelt weiter vortritt, entsteht ein Sturm auf die Tribüne — Hunderte von Händen recken sich empor, die der Staatsmann wahllos schüttelt. Dann grüßt er „sein Volk". Seltsame charakteristische Handbewegungen fliegen nach allen Seiten; es ist, als ob er eine unsichtbare Fahne schüttelt. Jeder Handbewegung folgt ein Anschwellen des Tumults. Roosevelt setzt sich auf einen Stuhl und hört gleichmütig das Toben der Huldigung mit an. Er macht keinen Versuch, es zu unterbrechen — er weiß, er muß die Begeisterung austoben lassen.

Endlich, nach elf Minuten, gelingt es dem Vorsitzenden des Komitees, die Massen so weit zu beschwichtigen, um, der Sitte gemäß, den „großen Elch" vorzustellen. Jetzt tritt Roosevelt im Ernst an das Rednerpult, wo er neue fünf Minuten harren muß, ehe Ruhe eintritt.

Der große Staatsmann ist ungealtert, nur etwas stärker geworden. Er hat nichts typisch Amerikanisches in seinem Aussehen, sondern gleicht eher einem deutschen Ingenieur oder Gymnasial-Professor. Sein dunkelblondes, etwas krauses Haar ist noch voll, das gesunde, dicke, rosige Gesicht ziert ein buschiger Schnurrbart, er trägt einen Kneifer, den er während des Sprechens abzunehmen und wieder aufzusetzen liebt, ab und zu blitzen seine weißen großen Zähne unter dem Schnurrbart. Roosevelt ist in schlichtem grauen Reiseanzuge. Hinter ihm steht sein Stab: Reise-Manager, Sekretär, Parteigänger.

Seine Sprache ist genau der Gelegenheit und dem Publikum angepaßt. Sie wimmelt von humoristischen, volkstümlichen Ausdrücken. Zuerst ganz mäßig, nur die Ziele der neuen Partei behandelnd, wächst Roosevelt nach und nach gleichsam aus sich selbst heraus — bis er schließlich als der große, rücksichtslose Raufer vor seinem lauten, mitsprechenden und „mitspielenden" Publikum steht. Zum ersten Male in dieser Kampagne erwähnt er die gegen seinen Charakter lancierten Verdächtigungen der Standard Oil Company, die bekanntlich behauptet hatte, Roosevelt habe in einer früheren Wahlkampagne Geld von ihr angenommen. Der Sarkasmus, mit dem er die Gegner angreift, ist beißend, der Humor, den er entwickelt, zündend, und die



1. Meine Maori-Führerin 2. Tor zu einer Maori-Festung
3. Maori-Mädchen in Rotorua 4. Das Hakasspiel der Maori-Kinder

1. Verſammlungshaus in Whakarewarewa 2. Der kochende See bei Tikitera
3. Eine Maori-Küche 4. Der Pohutu-Geyſer in Whakarewarewa

Grobheit, die er verzapft, riesenhaft. Die Macher der Company sind „Crooks“ (Gauner), Taft ist unfähig, Wilson ein Büchermensch, ohne Ahnung vom praktischen Leben. Alle, die zu den alten Parteien halten, sind entweder Schafsköpfe oder Diebe; ein ehrlicher Mann könne überhaupt nur der neuen Partei, der Partei des Volkes, angehören. Die Schmeicheleien, die dem „Volk“ gesagt werden, sind faustdick und würden in jedem andern Lande mit faulen Eiern beantwortet werden, hier begeistern sie die Menge. „Die alten Parteien,“ sagt Roosevelt, „wollen mich nicht haben, weil sie euch fürchten, euch, das freie, souveräne, gebietende Volk. Was bin ich? Ich bin gar nichts, nicht mehr als der jüngste wahlberechtigte Bürger in dieser illustren Versammlung. Ich bin nur ein Instrument in eurer Hand und kann nur euren Willen ausführen. Und vor euch ist der Multimillionär nicht mehr und nicht besser als der erste beste Schutzmann —, in eurem Auftrage und nach eurem Willen packe ich den Multimillionär, wenn er ein Gauner ist, ebenso rücksichtslos und bestrafe ihn wie den Schutzmann, wenn er korrupt ist.“

Roosevelt spricht machtvoll, und die Macht seiner Rede geht zu einem guten Teil auf eine scharfe Akzentuierung zurück. Hinter seinen Sätzen kommt häufig die Ueberraschung eines wohlgezielten sarkastischen Hiebes auf die Gegner. Dann bricht das Publikum jedesmal in charakteristische Kundgebungen aus. Ein Arbeiter springt auf, schwenkt das rote Halstuch und brüllt durch den Saal: „Teddy, you'r right!“ („Theodor, du hast recht!) — und „Teddy“ unterbricht sich, winkt mit der Hand und antwortet: „Exactly!“ („So ist es!“). Als die Worte von seinen Lippen fallen: „And if I am elected President again“ („Und wenn ich wiedergewählt werden sollte“), gröhlt man: „You will be! You will be!“ („Du wirst es! Du wirst es!“) und es dauert mehrere Minuten, bis das Elchgeheul, das die enthusiasmierten Wähler anstimmen, abflaut.

Roosevelt, bis vor einem Jahre noch der große Gegner des Frauenstimmrechts, hat sich auf einmal bekehrt, denn in den Staaten, wo die Frauen bereits wahlberechtigt sind, wie in Kalifornien, kann er sie gebrauchen. „Es nützt mir nichts, Kameradinnen,“ ruft er, „daß ihr mich hier akklamiert, versäumt es nicht, dies auch an der Wahlurne zu tun!“ Kameraden, Mitbürger, Freunde, meine teuren Freunde, mit solchen Anreden ist der Redner nicht sparsam; liebenswürdig und mit einer gewissen Weichheit spricht er zu den „Freun-

den“; aber wenn er die Feinde angreift, schlägt er mit der geballten Faust durch die Luft, schüttelt drohend den erhobenen Zeigefinger und grollt ganz unverhohlen, daß er mit diesen „Crooks“ (Gaunern) „ausfahren“ wird, sobald er wieder Präsident sein wird.

Nach eineinhalbstündiger Rede schließt Roosevelt mit einer herrlichen Apotheose der Zukunft Kaliforniens und San Franziskos nach Eröffnung des Panama-Kanals. So stürmisch die Versammlung begonnen und verlaufen ist, so still geht sie auseinander. Auch das ist Landesbrauch.

E i n e Ueberzeugung aber nimmt man mit hinweg: dieser große Staatsmann, Soldat, Schriftsteller, Jäger und Redner verdient seinen neuen Namen zu Recht: er gleicht wirklich dem König der Wälder, dem gewaltigen, kampfesfrohen Elchbullen, der seinen Streitruf erschallen läßt.

IX.

Tage der Träume.

Auf dem Stillen Ozean.

Weit, weit hinten in den Tiefen des nordöstlichen Horizonts liegt das alte Europa mit seinem Kampf und Streit, tief hinabgesunken auf die andere Seite der Erdkugel ist schon die hastende neue Welt, und ringsumher ist nichts als blaßblaue Himmelswölbung und die ganz unwahrscheinlich dunkelblaue Flut des unermeßlichen Großen Ozeans, den Magelhaens den Stillen nannte und den auch ich so nennen darf, denn in erhabener, majestätischer und ergreifender Stille haben mich die Götter des südlichen Weltmeeres aufgenommen. Ueber die sanft rauschenden Wogen weht ein stetiger brühwarmer Wind, der wie mit Gewürzen und Wohlgerüchen beladen ist, und im leichten weißen Tropenanzug liegt man lässig im Leinwandstuhl auf dem Verdeck — und träumt in die blaue Einsamkeit.

Der unbeschreibliche Zauber des Südens vergoldet die Tage und macht die sternigen Nächte zu Märchenerlebnissen. Unter dem unveränderlichen Hauch der Lüfte in diesem Teil der Tropen und in der erschütternden Weltenfernheit und Abgeschiedenheit des gewaltigsten der Ozeane, den alle andern zusammengenommen an Größe kaum erreichen, reinigt sich die Seele wie in einem überirdischen Bade; alles, was sie bedrückte und beunruhigte, zerfließt; die Sorge des Alltags zerrinnt; was einst war, ist nur noch wie ein blasser, ferner Traum. Der Strom Lethe fließt durch die Luft und tränkt die Herzen.

Und dämmert man empor aus seinen Träumen, dann schaut man in eine Welt der Märchen und Wunder. Nimmer wird das Auge müde, den Blick über das wunderbar blaue Meer schweifen zu lassen,

das tief aufleuchtet, wo die kochend heiße Sonne des Aequators es bescheint, und in dunkleren Tönen funkelt, wo phantastisch geformte Wolkenschatten über die Fluten wandern. Da schäumt es auf — hier und da und dort — und wie zierliche silberne Vögel mit schimmernden Schwingen schnellen die Fliegenden Fische empor und schweben, sich hebend und senkend, über die Wogen. Schimmernd blau ist ihr schlanker Leib gepanzert, und silbrig sind die weiten ausgespannten Flügel; sie flattern nicht, sie schweben wie kleine Aeroplane und suchen sich auch im Fluge ihren Weg, wie man deutlich an den Kurven und Halbkreisen, die sie beschreiben, erkennen kann. Große Boniten und Albicoren, ihre Feinde im flüssigen Element, ziehen hinterdrein. In der Luft wiegen sich im Raubvogelfluge, in schweigenden Kreisen, die großen, schlanken Fregattvögel und der nimmermüde Albatros. Ihre Körper sind schmal und bolzenförmig, und mit weiten, schön geschweiften Schwingen bestreichen sie die wallenden Wogen — unermüdlich, unabläßig, in der ungeheuren Einsamkeit des Weltmeeres. Wo schlafen sie? Wo halten sie Rast? Vielleicht auf dem unruhevollen Wasser? Oder kennen sie weltferne Klippen im Meere, die Spitzen einstiger Kontinente, die ihre Heimat sind? Wie finden sie den Ort wieder? Wo nisten sie und ziehen ihre Kinder auf? Was denken sie, wenn sie, nach Beute spähend, über die Wogen eilen!? ... Seltsam erscheint uns ihr Leben, aber wohl noch seltsamer erschiene ihnen, könnten sie denken wie wir, das unsere.

... Und die Tage fließen dahin in bläulicher, gleichmäßiger, nie getrübter Stimmung. Kein begegnendes Schiff taucht am Horizont auf, denn dieser Teil des Großen Ozeans gehört noch nicht zu den belebten Weltverkehrsstraßen — immer nur das intensiv leuchtende Meer und der blasse Himmelsdom darüber.

Auch die „Tahiti", die ihren Kurs zunächst nach den Gesellschafts-Inseln und der Cook-Gruppe gerichtet hat, ist mit ihren 12 000 Tons nur ein kleines Schiff, staunend und bewundernd aber fliegt der Gedanke zurück zu jenen Seehelden, die sich zuerst in den Nußschalen, die ihre Schiffe waren, auf gut Glück dem grenzenlosen Meere anvertrauten. Denn grenzenlos darf man den Stillen Ozean wohl nennen, der im Norden und Süden nach den Polen hin offen ist, im Osten durch die amerikanische Küste und im Westen erst durch die Vorländer Asiens aufgehalten wird. An seinem einen Ende herrscht Mitternacht, an dem andern glüht die Mittagssonne, in seinen Be-

zirken spielen sich gleichzeitig alle Jahreszeiten ab, und während im Norden und Süden ewiges Eis sich türmt, leuchtet in seinen mittleren Regionen, durch die der Aequator geht, ein ewiger Sommer. Nordwestlich und östlich von Australien, das in seinen Fluten schwimmt, liegen ganze Wolken von Inseln — als habe des Schöpfers Hand ebenso viele funkelnde Edelsteine in die See gestreut.

Und sollte er sie vielleicht wirklich hinabgestreut haben? Weit ab von der Schulmeinung bewegt sich die Mondfalltheorie des deutschen Forschers O. Kars. Bekanntlich nähern sich alle Himmelstrabanten langsam, aber mit Gewißheit ihren Planten; der Erde nähert sich der Mond, dem Mars nähern sich seine beiden Trabanten Phobos und Deimos — und einst werden alle diese Monde in ihre Muttergestirne hinabstürzen. Phobos, der nur noch etwa 9000 Kilometer von seinem Planeten entfernt ist, umkreist ihn täglich mehrere Male, und wenn er einst mit erlahmender Schwungkraft in den Planeten, der ihn ausgespieen hat, zurücksaust, werden die Astronomen der Erde Zeugen der furchtbaren Marskatastrophe sein. Auch die Erde besaß in der Zeit ihrer Kindheit zahlreiche Monde, die in grauer Vorzeit und in weit getrennten Weltepochen auf die Erde hinabgestürzt sind. Der letzte Mond, der herabfiel, ist eben Australien, und die Wolken von kleinen Eilanden im südlichen Weltmeer sind nichts als die beim Anprall abgetrennten Splitter dieses Mondes. Noch immer schwankt die Erdkugel von dem gewaltigen Stoß, wie die wechselnden Lagen der Pole erkennen lassen, damals wurden die amerikanischen Küstengebirge aus der Erde emporgedrängt, eine Flutwelle ergoß sich von Pol zu Pol und ließ die Atlantis, jenen sagenhaften Kontinent, ins Meer hinabsinken, und in der Erinnerung aller Völker lebt die furchtbare Erdkatastrophe noch als Sintflutsage fort und fort. Die lebenden Keime aber, die der fremde Stern aus den Tiefen des Weltraumes mit herabführte, schufen jene seltsame australische Fauna, die in keinem der übrigen Erdteile anzutreffen ist. ...

Groß und wunderbar sind die Wege des Schöpfers, der kleine Mensch kann nur raten und meinen. Die Natur-„Gesetze", die er erkannt zu haben glaubt und die ihm ewig scheinen, verwirft eine spätere Epoche und setzt andere „Gesetze" an ihre Stelle. Worin aber der Mensch zu bewundern ist, das ist sein Todesmut, neuen Erkenntnissen eine Gasse zu bahnen und kühn den Weg in das Unbekannte zu lenken. Als noch das Dunkel der Unkenntnis den Großen Ozean bedeckte und

der unsterbliche Swift erträumte Inseln mit Riesen und Zwergen bevölkerte, wagte sich Magelhaens kühn in die geheimnisvolle Südsee hinaus. Sein Schiff, die „Trinidad", war ein Bottich von 130 Tons — der gewaltige „Imperator" unserer Tage umfaßt 50 000! Magelhaens war der erste Erschließer des Großen Ozeans, er bezahlte seine Kühnheit mit dem gewaltsamen Tod unter Wilden. An ihn erinnern die Magelhaensstraße auf Erden und die Magelhaensschen Wolken am südlichen Firmament. Der wahre Erschließer der Südsee aber unter Hunderten von anderen Entdeckern ist Cook, der in unermüdlichen Weltfahrten Insel auf Insel entschleierte, bis auch ihn in der Karakakoa-Bucht auf Hawaii das schreckliche Schicksal traf, von einem Wilden erschlagen zu werden. Denn so herrlich und üppig eine verschwenderische Natur alle diese Inselwelten auch ausgestattet hatte, bewohnt wurden sie von barbarischen, grausamen Völkern, und in vielen, wie auf dem Fidschi-Archipel, war die Menschenfresserei bis zur feinsten Kunst ausgebildet. Man mästete gekaufte, geraubte oder im Kriege gefangene Menschen förmlich heran, die dann in sitzender Stellung lebendig gebacken und verzehrt wurden. Doch auch schönere Bilder von kindlichen Wilden mit freundlichen Sitten vermittelt die Geschichte — hat doch unser Chamisso die Südsee-Eilande gleichsam für die Romantik entdeckt und hat doch der schottische Sänger Robert Louis Stevenson seine letzten Lebensjahre unter liebenswürdigen Wilden, ein Weltflüchtling, glücklich zugebracht. Trotz der langen Reihe von Entdeckern, Kolonisatoren und Schilderern ist aber diese ozeanische Welt noch lange nicht ganz erschöpft, weite Gebiete der Inselflur, über die der Schöpfer das Füllhorn reichsten Segens ausgeschüttet hat, harren noch der Männer, die das Rüstzeug der Wissenschaften mit in die Ferne nehmen können ...

Unter solchen Erinnerungsbildern, die mehr literarischen Ursprungs sind, unter Genuß der Meeresnatur und in süßem Nichtstun schwinden die Tage. Weit liegt das Land hinter uns, weit liegt es noch vor uns. Der Aequator ist überschritten. Um Mittag steht die brennende Sonne im Zenit, aber der frische Seewind lindert die Wärme. Durch das ganze Schiff streicht sein belebender Hauch, denn alle trennenden Wände der Kabinen sind am oberen Rande offen. Aus allen Räumen ertönt das surrende Geräusch der elektrischen metallenen Fächer, die sausend rotieren. Eintönig und gleichmäßig hört man den dumpfen Schwung der Maschine. Die eine Seite der

zeltüberwobenen Verdecke ist heiß und sonnig und leer, die andere schattig, angenehm und belebt.

Wenn der Tag sich zum Ende neigt — oh, diese Sonnenuntergänge, von keinem Maler festzuhalten, von keinem Dichter zu schildern. Ein Strahlenmeer, das hinter einem dunklen Abendgewölk hervorschießt, übergießt den westlichen Horizont. Das Meer unten ist von einem goldigen, flimmernden Blau. Jetzt taucht die Sonne aus den Schatten der Wolken hervor, deren Ränder sich indigo und hochgelb färben. Die goldene Sonnenscheibe, durch einen leichten Dunst ins Ungeheure vergrößert, scheint mit schwindelnder Schnelle zu rotieren, ihre Peripherie flammt. Jetzt berührt ihr unterer Rand das Wasser und sie erscheint wie eine gigantische, auf dem Rande des Ozeans stehende goldene Schüssel; ihr abgeflachter Untersatz ist orange, die Mitte ziegelrot und der obere Rand blutrot. Aus der Höhlung der Schüssel scheint dunkles wallendes Gewölk aufzusteigen, wie Rauch aus einer Opferschale. Die Schüssel wird binnen wenigen Sekunden zum flachen goldenen Teller, der Strahlen und Funken ausspritzt. Nur noch eine kleine leuchtende Kuppel ragt aus den Fluten, die gelb und rot strahlt. Und dann jäh, mit einem einzigen intensiv grünen Aufflammen scheint die Sonne in der Flut zu verlöschen.

Rasch steigt die Nacht herauf, denn die trauliche Dämmerung der nördlichen Zonen fehlt hier, und hüllt das wogende Meer in ihren dunklen Mantel. Am Himmel entschleiern sich die ewigen Sterne. Und man steht am Hinterteil des Schiffes, nach Nordosten gewendet, und sieht mit tiefer Erschütterung das ganz Unfaßbare, wie die Sternbilder, die uns seit der Kindheit leuchten und die wir kennen und lieben, langsam, Abend für Abend, ihren Stand verändern. Ja, ist es denn möglich?! Der Polarstern, den wir stets im Mittelpunkt unseres Himmels zu sehen gewohnt sind, steht jetzt tief im Nordosten. Der goldene Himmelswagen mit Alkor, seinem Reiterlein, der sonst oben in der Himmelswölbung den Polarstern umkreist, ist mit ihm zugleich hinabgesunken und fährt ganz unten an der Grenzlinie des Horizontes spazieren; die Leyer mit der hell leuchtenden Wega, der Fuhrmann mit der gelben Capella, das Zickzack der Cassiopeia, die goldenen Leuchten des hellschimmernden Perseus und alle die bekannten zirkumpolaren Sterne, unsere ewigen Begleiter, die nie untergehen, sind schräg hinabgesunken gegen den Himmelsrand — und wie die liebe Sonne an jedem Abend, so werden *sie nun bald dauernd*, und

wenn ein widriges Geschick unsere Rückkehr hemmen sollte, auf ewig versinken. Das Herz ruft den Versinkenden stumme Grüße nach. Es ist wie ein Abschied auf Nimmerwiedersehen von den liebsten Freunden ...

Und nach einigen wolkigen Tagen tritt man eines Abends aufs Vorderschiff, den Blick nach Süden gewendet, und steht wie angedonnert. Man schaut empor und will seinen Augen nicht trauen, und schaut noch einmal und muß es nun wohl glauben, daß ein herrliches Märchen Wahrheit geworden ist. Da sind sie aufgetaucht, die nie gesehenen südlichen Sternbilder — ein anderer Himmel leuchtet über unsern Häuptern. Wie auf Erden, so sind auch im unendlichen Raum über uns andere Länder aufgetaucht. Und man erkennt sie gleich an ihren Leuchtfeuern, die durch die Nacht schimmern, und an ihren Umrissen — wie man aus der Erinnerung an Gemälde berühmte Bauwerke erkennt, obwohl man sie nie in Wirklichkeit geschaut hatte. Da hängt sie, die goldene südliche Krone; wie eine Glocke, die just geläutet wird, etwas schief, h ä n g t sie geradezu aus dem Himmelsdome herab; hier steuert das „Schiff" durch die himmlischen Wogen, überstrahlt vom leuchtenden Kanopus, der gleichsam an seinem Mast hängt; jener langgestreckte Bau ist das Sternbild des Eridanus mit dem funkelnden und blinkenden Acharnar. Südlich vom Aequator stehen der herrliche Fomalhaut im Südlichen Fisch, die strahlende Spica in der Jungfrau und das glänzendste Auge des Orion, der wundervolle Rigel.

Geblendet, ungläubig eilt das Auge über den Horizont — nie hat es so viele Tausende von Sternen vereint gesehen, denn die reinere, ungetrübtere Luft läßt den Blick tief in die kosmischen Gefilde eindringen. Das ganze Firmament ist wie mit einem einzigen Lichtschimmer gefüllt.

Phantastisch und dunkel pendelt der Vordermast unseres Dampfers mit der schwarzen Silhouette seiner Takelage vor dem strahlenden Nachthimmel hin und her, und jedesmal scheint er eine Reihe weißleuchtender, hoch hinschwebender Wolken zu durchschneiden. Aber es sind keine Wolken, es ist die Milchstraße mit ihren im Norden unsichtbaren gewaltigen Nebelflecken und Strahleninseln. Rückwärts und vorwärts hat sich der ganze Horizont in ein einziges leuchtendes Sternenmeer verwandelt.

Unterhalb der auseinandergezogenen Sterne des Antinous im Westen sinkt ein geradezu strahlender Stern, wie eine kleinere Sonne,

ins Meer. Es ist die Venus, die untergeht. Als aber die Stunden der Nacht leise dahinrinnen, entsteigt im Osten der Diamant des Himmelsgewölbes, der wunderbare Sirius, den Fluten, und aus dem Nachthimmel schräg aufwärts taucht auch das goldene, strahlende südliche Kreuz ...

Das Wunder ist da. Eine neue Welt ist aufgegangen. Andacht erfüllt das Herz und die Seele umfängt es sanft wie ein Gespinst aus Traum und Gebet. Ein Hauch der Unendlichkeit hat sie berührt und in Ergriffenheit neigt sie sich vor der Allmacht des großen Baumeisters aller Welten ...

*

Rasch, wie am Abend in diesen Breiten die Nacht herabsinkt, so erwacht am Morgen auch das Licht. Keine traulichen Abende am Winterfeuer, keine langen hellen Sommerabende wie im Norden und im hohen Süden — im Umkreis des Aequators verlöscht das Tagesgestirn um sechs Uhr, und um die nämliche Zeit in der Frühe entzündet es sich wieder. Ohne in ihrer Pünktlichkeit zu schwanken und mit immer gleicher Sommerglut umwandelt die Sonne den Tropengürtel der Erde, Tag für Tag, Jahr für Jahr.

Belebender Morgenhauch eilt über die im neuen Sonnenlicht glitzernden Wogen. Der Tag hat sich jäh von seinem Lager erhoben und den sternenbestickten dunklen Mantel abgeworfen. Unten am südöstlichen Horizont stehen seltsam und grotesk gezackte, silbrig glänzende gewaltige Wolkenmassen. Bedeuten sie Sturm? Aber so aufmerksam man die abenteuerlichen Umrisse auch betrachtet — sie bewegen sich nicht, behalten ihre Gestalt und werden von Minute zu Minute heller. Da wird es dem Schauenden zumute wie vielleicht einst dem Abenteurer, der nach neuen Ländern in der Unendlichkeit des Ozeans suchte. Zwar klopft das Herz vor Erwartung, aber der Traum vertieft sich: es ist die weltberühmte Insel Tahiti, die aus dem schimmernden Meer emporgetaucht ist. Gewaltig droht der zyklopische Aorai herüber, dessen Wände in ungeheuren Abstürzen ins Meer steilen; von der anderen Seite, jetzt noch wie ein bläulicher Nebel, ballt der wilde Mona Roa der verschwisterten Insel Eimeo die Riesenfaust; als aber das eilende Meerschiff sich nähert, löst sich das ganze Bild in eine wilde, berauschende Lieblichkeit auf.

Mit einer jähen, rechtwinkligen Wendung wendet sich das Schiff vom offenen Meere ab und steuert auf einen langgestreckten, branden-

den und ſchäumenden Strich zu, das Außenriff der Inſel. Durch eine Lücke in dieſem Korallenkranz ſchlüpft es in die weite Lagune — und vorbei an bunten Atolls, durch eine Symphonie leuchtender Farben, überſchattet von den ragenden Gipfeln der zackigen Berge, aus der Ferne begrüßt von wehenden Palmenkronen, nähert es ſich dem Hafen von Papeete.

X.

Ankunft in Tahiti.

In der ziviliſierten Welt ſchrieb man den 18. Juni 1767.

Auf der Inſelflur der Südſee aber ſtand die Zeit noch ſtill. Rückwärts erſtreckte ſie ſich nur bis zu den ſagenhaften Ahnen der Häuptlinge und verlor ſich dann im Dunkeln. Jede Inſelgruppe war eine kleine abgeſchloſſene Welt, die einſam im Weltmeer ſchwamm — jenſeits dieſer Welt wohnten nur Götter und Geiſter.

Als jener denkwürdige Tag anbrach, den der Weltgeiſt für die Entdeckung einer neuen Südſeeperle auserſehen hatte, bemächtigte ſich der Bewohner, die ihr Land Tahiti („Aus dem Oſten verpflanzt") nannten, eine gewaltige Aufregung.

Draußen vor dem Korallenriff der Inſel kreuzte eine rieſenhafte Piroge, aus deren Seiten Flüſſe ſtrömten und aus deren Verdeck gewaltige Bäume emporwuchſen. Die Prieſter verkündeten, daß dieſes Fahrzeug nur vom Himmel kommen könne, und daß ſeine Lenker Atuas, Götter ſeien. Die großen Kriegstrommeln begannen zu dröhnen, 300 Pirogen wurden mit 200 Kriegern bemannt, der König ſelbſt übernahm das Kommando, und die Flotte zog hinaus, um mit den fremden Göttern freundlichen Verkehr zu pflegen oder ſie zu bekriegen. Denn die tapferen Tahitier waren die Griechen der Südſee, auch unter ihnen gab es Helden, bereit, den Olympos zu ſtürmen.

Nicht weniger erſtaunt war der Kapitän Wallis, als er die ganz unvergleichlich maleriſchen Berge Tahitis und Eimeos vor dem Bug ſeines Seglers aufſteigen ſah. Als die kühnſten der Inſulaner friedlich das Schiff beſtiegen, kam es gleich zu einem Zuſammenprall. Sie eigneten ſich ein paar Gegenſtände an, einer der Ihrigen wurde verletzt und der Krieg brach aus, der kurz und blutig war. Die Fremden führten Donner und Blitz mit ſich und töteten die nur mit Steinſchleudern und Keulen bewaffneten Angreifer aus weiter Entfernung.

Erst als zwei Jahre später der große Cook vor der Matavai-Bucht eintraf, freundliche Beziehungen mit den Tahitiern anknüpfte und fast die ganze Inselgruppe, Huaheine, Reiatea, Borabora, geographisch aufnahm, auch die Sitten der Insulaner studierte, erfuhr die Welt, welch ein neues Reich der Wunder sich abermals im unermeßlichen Großen Ozean aufgetan hatte. Cook gab dieser eng verschwisterten Gruppe vulkanischer Eilande den Namen der „Gesellschafts-Inseln".

Alsbald ward das herrliche Tahiti seiner Schönheit und seiner Zivilisation wegen weltberühmt. Niemals hatten sich die Bewohner dieses irdischen Paradieses mit dem in der polynesischen Welt so allgemein verbreiteten Kannibalismus befleckt. Unter ihren Königen blühten nützliche Gewerbe und Künste und das Heldentum der Waffen. Die Männer waren braune, sehnige Gestalten, die Frauen sehr schön. Ihre Hauptnahrung bestand aus Vegetabilien und Fischen, die nachts bei Fackelschein gespeert wurden. Ausgedehnte Taropflanzungen, Haine von Kokospalmen, Bananen und Mangos zogen sich über das flache Vorland der Vulkaninsel. Männer und Frauen trugen den Parou aus Tapatuch, das kunstvoll aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes von den Frauen gewebt wurde. Die übrige „Kleidung" bestand aus frischen Blumen und blauen Tautuirmustern auf der braunen Haut. Feine Matten aus dem Bast des Hibiskus und des Pandanus bedeckten den Boden der Hütten. An den warmen, tropischen Abenden vibrierte die Luft von Gesang und Musik. Man schlug die abgestimmte Trommel (pahu), blies das Muschelhorn, eine Art Mure, und entlockte der Flöte, die mit der Nase geblasen wurde, melodische Weisen. In Sport, Spiel und Kampf, auch in bezug auf ihr Pantheon, glichen die Tahitier den alten Griechen. Ringen und Faustkämpfe, Steinschleudern und Speerwerfen, Wettfußrennen, Regatten und Tauchkünste waren im Schwange. Das große Taupiti-Fest, zu dem alle Völker von nah und fern zusammenströmten, war ein regelrechtes Olympia. Der Bootbau war zu hoher Kunst ausgebildet. In ihren Doppelpirogen und auch in ihren kleineren Ausleger-Kanus machten sie weite Reisen von Insel zu Insel und navigierten nach den Sternen, nach Meeresströmungen und Winden.

Die Moral der Tahitier entsprach ihrem heißen Temperament. Große Gesellschaften, Areois genannt, zogen von einer Insel zur anderen, und ihre Mitglieder ergaben sich den wildesten Ausschweifungen. Nur die Eingeweihten und die Vornehmen

durften an den Mysterien, die unter dem Schutz besonderer Götter standen, teilnehmen. Die Kinder der Areois wurden unmittelbar nach der Geburt getötet. Auch sonst war der Kindermord auf Tahiti ganz allgemein. Unmäßig wie in der Liebe gebärdeten sich die Tahitier in Schmerz und Freude. Beim Tode eines geliebten Wesens, beim Wiedersehen nach langer Trennung steigerten sich die Gefühle bis zur barbarischen Wut. Mit Hilfe eines Instrumentes, das mit Haifischzähnen besetzt war, zerfleischte man sich den Körper. Auch im Kriege verwandelten sich die sanften Tahitier in blutgierige Wilde.

Ein reich bevölkertes Pantheon gab dem tahitischen Priestertum große Macht. Der Hauptgott war Oro, ein Sohn Toaroas, des von der Nacht geborenen Vaters der Götter — Zeus und Uranus in der Südsee. Dem Poseidon entsprach der Seegott Hiro. Zwischen den Göttern und den Menschen standen die Tiis, die Dämonen und Geister der Abgeschiedenen. Alle diese Gottheiten begehrten zu Zeiten Menschenopfer, doch wurden die Opfer ohne Grausamkeit, durch einen unversehens geführten Keulenschlag getötet. Die Götter orakelten durch den Mund ihrer Priester.

So fanden die Europäer Tahiti und ihren König Pomare. Sein Nachfolger, Pomare II., trat schon 1812 zum Christentum über, übersetzte selbst die Bibel ins Polynesische, baute eine Kirche von 712 Fuß Länge, also mehr eine Rennbahn, ergab sich aber trotz all seiner Frömmigkeit dem Trunke. Unter dem einen Arm die Bibel, unter dem andern die Rumflasche, so pflegte er an die Arbeit zu gehen, um, wenn die Buchstaben vor seinen Augen verschwammen, im Tone ernsten Vorwurfs auszurufen: „O Pomare, dein Schwein ist jetzt vernünftiger als du!“

Mit der Königin Pomare, die auf den frommen König und einen dritten Pomare folgte, machten die Franzosen wenig Federlesens. So tapfer die Tahitier ihre Freiheit auch verteidigten, die überlegenen Waffen brachten ihnen 1846 eine vernichtende Niederlage und die schöne Inselgruppe ging in französischen Besitz über.

*

In der zivilisierten Welt, zu der nun auch Tahiti gehört, schrieb man den 10. Oktober 1912.

In der weiten Korallenbucht war der Dampfer vor Anker gegangen und das Auge schweifte mit Entzücken über das ganz unbe-

schreiblich wundervolle Panorama der paradiesischen Eilande Tahiti und Eimeo, die einander gegenüberliegen. „Die erste Liebe, der erste Sonnenaufgang, die erste Südseeinsel," schreibt Stevenson, „das sind Erinnerungen, die bis ans Ende des Lebens jungfräulich in der Erinnerung haften."

Aus dem Meere erhebt sich, vom Blick in seiner Gesamtheit zu erfassen, ein gewaltiges Gebirge, das um so ungeheurer wirkt, da seine Basis nur klein ist. Zackig und zerrissen klimmt es empor bis in die Horizontlinie, die wie von einer riesigen Schere ausgekerbt ist. Von den schroffen Zentralgipfeln des Aorai und des noch gewaltigeren Orohena springen Felsgrate und schwindelnde Schluchten bis ins Meer hinab. Mehr als 8000 Fuß steigen die Felsen empor zu ganz unerklimmbaren Kuppen, Türmen und Sätteln. Furchtbare Abgründe bilden die Mauern der Felsgrate, durch enge Kamine stürzen schäumende Gießbäche zu Tal.

Unter einer anderen Sonne würde der zerklüftete Grundbau dieser Insel ein Bild des Schreckens und der Melancholie darbieten, aber die tropische Natur löst das ganze Panorama in herzbezwingende Schönheit auf. Bis zu den äußersten Gipfeln, die in den Azur des Himmels tauchen, sind die Berge mit sanftem Grün übersponnen; hoch oben, wohin nie der Fuß eines Menschen dringen kann, sprießt und sproßt es noch unter dem immerwährenden Sommer und der ewig unvermindert glühenden Sonne der Tropen. Der Saum des Strandes ist mit Kokospalmen umkränzt, dunkel leuchtet weiter oben der ganze Wald nahrungspendender Bäume und Sträucher, dann eine Zone gelblich schimmernder Vegetation und schließlich bis zu den wolkenüberspringenden Felsengipfeln ein einziges undurchdringbares Buschwerk in allen Schattierungen leuchtenden Grüns. Versteckt zwischen den Bäumen des flachen Vorlandes, das die Lagune bespült, schimmern die Wohnstätten der Menschen.

Nicht anders hat vor 145 Jahren Wallis das Eiland gesehen, nicht anders Cook; die Natur ist die alte geblieben — aber am Strande sieht es doch etwas anders aus. Keine mit Kriegern bemannte Pirogen steuern unserm Schiff entgegen, keine Muschelhörner werden geblasen, auch ruft die Ankunft unseres Schiffes keine besondere Aufregung hervor.

Am Strande, vor dem Anlegeplatz, harren europäische Beamte in weißen Anzügen und Tropenhelm, auch Eingeborene sind in großer

Zahl herbeigeeilt, um die Eintönigkeit des Lebens durch die Beobachtung der Fremden zu unterbrechen. Die Männer sind so braun, so sehnig und schön wie ehemals, die meisten gehen in halb europäischer Kleidung, viele haben nach unten hin nur ein Stück bunten Zeuges um den Leib gehängt, aber alle haben den Kopf oder den Strohhut mit frischen Blumen umwunden; die dunkeläugigen Frauen und Mädchen in langen, fließenden Gewändern, barfüßig und barbeinig, ein grellbuntes Tuch über der Brust, haben außer dem Kranz in den rabenschwarzen offenen Haaren noch eine Blume hinters Ohr gesteckt. Alle Gesichter haben einen freundlichen, hochintelligenten Ausdruck.

Neben einer älteren Frau steht ein hochaufgeschossenes bildhübsches Mädchen. Ihr offenes Haar hängt bis zur Hüfte herab, ihr Gesicht ist hellbraun und fein geschnitten, sie trägt ein einziges Kleidungsstück, nämlich ein blaßgrünes fließendes Gewand, auf dem Kopfe einen Blütenkranz — die braunen nackten Füße stecken in gelbledernen Halbstiefelchen. Als ich meinen Feldstecher auf sie richte, bemerkt sie es leider und tritt schnell hinter einen Baum — die ältere Frau lächelt. Nach einer Weile tritt die Schöne wieder hervor und hat ihre Scheu überwunden, denn obgleich ich das Glas ostentativ auf dem Rücken halte, ist sie es, die hinaufschaut und sich, als sie geht, zweimal lächelnd umsieht. Es ist natürlich ganz unglaublich, aber — wie die Weiber nun einmal sind — über den Geschmack soll man ja nicht streiten — kurz, sollte meine Schönheit es dieser Tahitierin angetan haben?

Ich besaß, wie ich leider gestehen muß, die Roheit, mich gleich darauf zum Frühstück niederzusetzen und weniger an die exotische Schönheit als an Spiegeleier mit Speck, Toast und Kaffee zu denken.

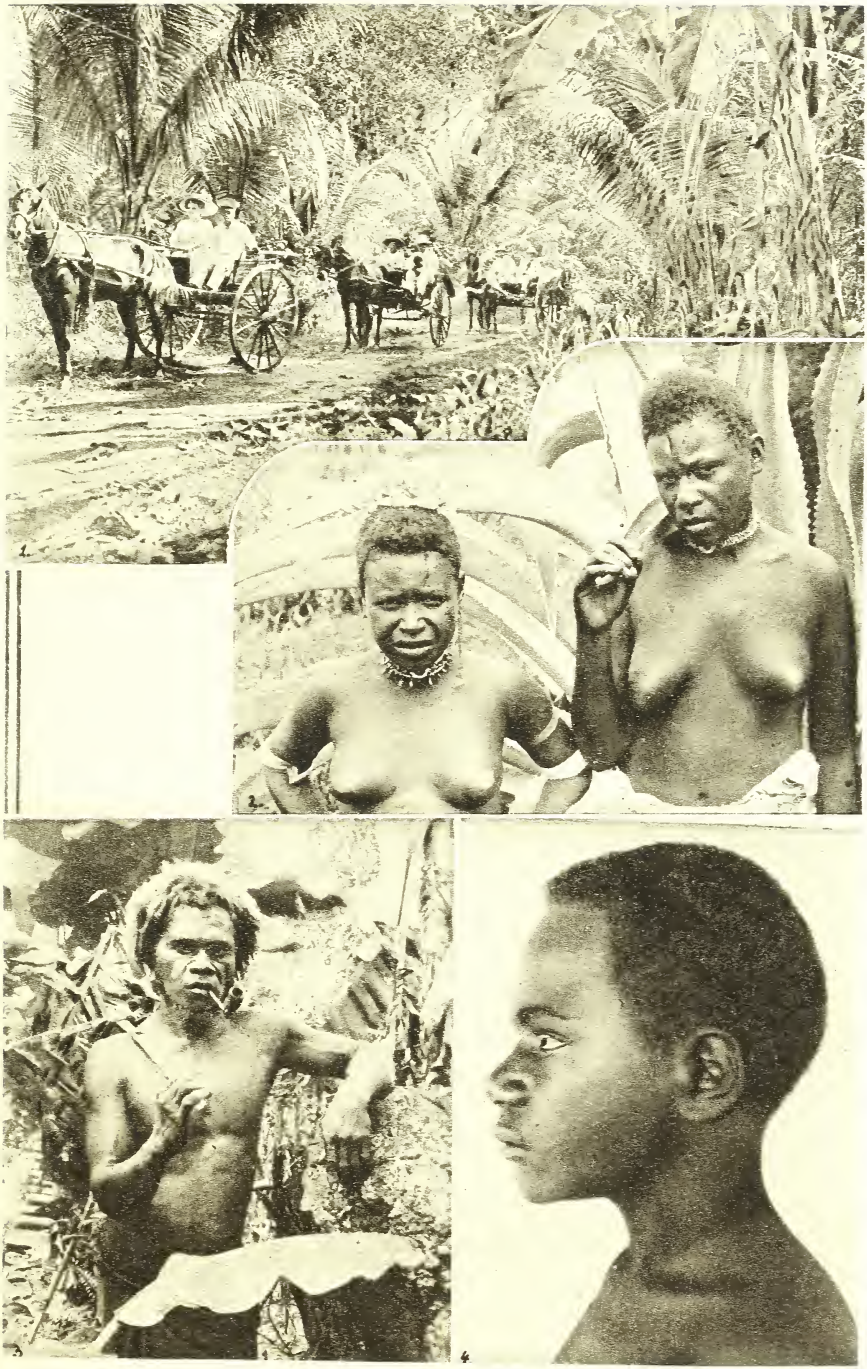
Nach eingenommener Stärkung indes ergriff ich Kodak und Feldstecher, stülpte den Korkhelm aufs Haupt und schritt an Land. Den, der aus dem kalten Norden kommt, übergießt die Tropennatur sogleich mit ihrem unentrinnbaren Zauber. Tahiti ist zivilisiert, Papeete gleicht einer kleinen freundlichen Gartenstadt, aber die Natur ist die gleiche geblieben. In den Straßen hört man Französisch, Englisch, Polynesisch und — Chinesisch. Die laxen Franzosen haben die Chinesen aus diesem Südseeparadies nicht ferngehalten, und diese haben fast den ganzen Handel an sich gerissen und verderben außerdem die schöne tahitische Rasse. Für die Eingeborenen sind diese Inseln das alte Paradies geblieben, ein Stückchen Land ernährt eine ganze Familie,

die Speise wächst ihnen in den Mund. Lässig liegen sie vor ihren offenen Holzhäuschen hingestreckt, solange die Sonne glüht, und sehen dem Fremden sinnend nach. Straßen und Wohnplätze sind gleichsam aus dem Busch herausgehauen, denn die ganze Insel bedeckt eine üppig wuchernde Vegetation. Unter dem Fuß krachen bei jedem Schritt die abgefallenen und am Boden ungenutzt faulenden Früchte der Tamarinde, hoch oben über dem Kopf schaukeln überall Kokosnüsse und Mangos, aus vollgepackten Bananenzweigen schlenkert an langem, tauähnlichem Stil der große rote Fruchtknoten herab, die Südseekastanie und der schattige Di breiten neben dem Brotfruchtbaum ihre nahrungbeladenen Aeste aus, während in den Gärten das weiche Laub des Taro und der Yamswurzeln sichtbar ist. Die Kinder bücken sich nur und nehmen buchstäblich aus dem Rinnstein, was ihren Appetit rege gemacht hat. Spärlicher ist die Tierwelt vertreten, statt unseres Sperlings ist in den Straßen die schlanke, zierliche Kurukuru-Taube gemein. Jeder freie Platz wird bevölkert von großen schwarzen Landkrabben, die während der Tageshitze in offenen Erdlöchern sitzen.

Aber das Herrlichste ist der freie Strand. Hier tut sich eine Symphonie von Farben auf. Um die Insel zieht sich in weitem Bogen eine Korallenmauer, das Außenriff. Jenseits dieses Kranzes blaut mit seinen goldenen Sonnenlichtern das Weltmeer, und weit drüben steigen phantastisch und groß die zackigen Formen der Nachbarinsel Eimeo auf, die von den Franzosen in „Morea" umgetauft worden ist. Gegen das Riff brandet unablässig die See und umgibt die innere Lagune wie mit einem silbernen Strich. Im Innern der Lagune ist das Wasser blaßblau, und in ihrer Mitte liegt, gleich einem funkelnden Demant in bläulichem Samt, ein Atoll. Die kleine Koralleninsel, auf deren Sand die Sonne scheint, schimmert hell, weiß unter grünen Palmen, und ein smaragdgrüner Rand seichten Wassers umgibt sie. Keine Schilderung vermag den Farbenzauber des ganzen Bildes wiederzugeben. Seltsame Geschöpfe mit weißen, lang nachwallenden Schweifen fliegen über das Meer hin — Tropikvögel sind es, die herrlichsten und seltensten, an die heiße Zone gebundenen Seevögel.

*

Inmitten all dieser berauschenden Schönheit stand an einer Wegbiegung — sie. Das braune Mädchen im blaßgrünen Gewand!



1. Fahrt durch den Palmenwald auf der Straße nach Matupi 2. Zwei junge Schöne aus Süd-Neu-Mecklenburg 3. Ein Landsmann von der Gazelle-Halbinsel 4. Jüngling von der Gazelle-Halbinsel

1. Eine junge Neu-Mecklenburgerin 2. Eingeborener Soldat in voller Ausrüstung
3. Eingeborener aus Neu-Guinea 4. Insel Watom

Hinter dem Ohr ſteckte ihr keck eine rote Hibikusblüte, und die gelben Schuhe trug ſie jetzt — unter dem Arm. Die ganze Natur ſchien auf einmal nur Hintergrund für dieſes exotiſche Frauenbild.

„Es iſt ſehr heiß heute," ſagte ich.

Auf dieſe erzdumme Bemerkung bei 120 Grad Fahrenheit im Schatten gab ſie mit Recht keine Antwort.

„Können Sie Engliſch ſprechen?" ſchlug ich vor.

„O yes, some," lächelte ſie. „Sie Engländer ſein?"

„Nein, ich komme aus Deutſchland — Germany, wiſſen Sie."

Da ſchien ſie aufzuwachen und ſprudelte in einem eigenartigen beach la mar aus engliſchen und franzöſiſchen Brocken, die ſich ſchlecht überſetzen laſſen, eine freudige Anerkennung heraus.

„Oh — die Deutſchland, eine zu großes Inſel! Sehr ſchön. Wiſſen Sie, Kaiſer zu ſchönes Mann, wenn auf die Pferd ſitzt mit zu viele Soldaten — Berlin ich kennen — zu große Stadt — ja —"

Ich war baff. „Wie! Sie kennen Berlin, kennen Deutſchland, haben den Kaiſer geſehen?"

„Oui! Yes! Und die Europa — zu komiſches Inſel, kennen ich auch. In Moskau viele weiße Schnee. Wenn die Pferde laufen, zu große Rauch kommt aus ihr Maul, auch aus die Mund von Menſch große Rauch, wenn kalt."

Jetzt war ich ſchon ganz ſicher, an eine tahitiſche Prinzeſſin geraten zu ſein; dieſes Mädchen hatte offenbar Europa bereiſt. „Kennen Sie auch Paris?" fragte ich taſtend.

„Ach, zu komiſch," rief ſie. „Damen tragen zu merkwürdiges Kleid — gehen hin und her — zeigen neue Mode — Paris zu gelungene Stadt mit die große Turm — n'est ce pas?!"

„Wann waren Sie in Europa," fragte ich, total überwältigt.

Befremdet ſah ſie mich an. „Ich nicht geweſen in die Europa. Niemals verlaſſen die zu ſchöne Tahiti!"

„Aber, mein Gott, woher wiſſen Sie denn das alles?"

Da ſah ſie mich ob meiner Dummheit etwas verächtlich an und ſprach das große Wort gelaſſen aus:

„K i n o !"

*

Es ſtimmte. Pathé Frères, die ſchon bei Lebzeiten heilig geſprochen werden ſollten, ſind ſchon bis hierher gedrungen. Abends

saß ich mitten in der Südsee, auf der romantischen, weltfernen Insel Tahiti, im Kientopp. Weiße und Eingeborene saßen bunt gemischt zwischen einander. Die Weißen, meist französische Beamte, in losen, seidenen oder leinenen Anzügen, die Eingeborenen zum Teil nicht weniger elegant, die Damen in schreiend bunten Tüchern, blumengeschmückt, aber meistens mit bloßen Füßen. Einige Bänke rückwärts saß auch meine schöne Freundin mit ihrem stämmigen, nicht weniger hübschen, blumenbekränzten Schatz. Das ganze Theater war ein Meer von Duft, denn die braune Weiblichkeit parfümiert sich stark. Pathé Frères rollten ihre Wochenschau ab und führten die Südsee-Insulaner durch London, Paris, Berlin und Wien; Fürstenempfänge und Wettrennen zogen vorüber — wahrlich, die ganze Welt ist jetzt wie eine Stadt.

Als ich spät in der Nacht zum Schiff zurückschlenderte und es fast schon erreicht hatte, versperrte mir eine riesenhafte Landkrabbe den Weg. Das Biest setzte sich sogar zur Wehr, als ich den Fuß vorschob, und hob kampflustig eine der klobigen Scheren.

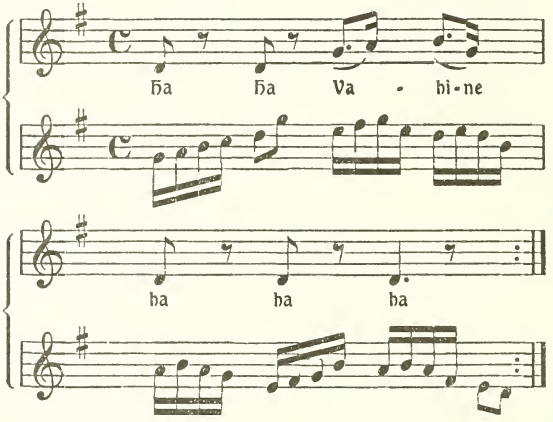
Als ich ihr aber drohend das Wort „Hagenbeck" zurief, kniff sie aus, winkte entschuldigend mit der Schere und schlug sich, quer davonlaufend, seitwärts in die Büsche.

XI.

Von Tahiti nach Rarotonga.

Ringsum die ſtille, ſternenbeſtickte Nacht der warmen tropiſchen See. Aus der Tiefe dringt das Rauſchen und Waſchen der Wogen. Aber über den ewigen Hochgeſang des Ozeans hinaus tönt eine wilde auf- und abſchallende Weiſe, begleitet von taktmäßigem Händeklatſchen und dem Geſtampf von Füßen. Unermüdlich tanzen und ſingen ſie, dieſe „Wilden“, die das Achterdeck des Schiffes in ein ſeltſames, groteskes Theater verwandelt haben. Ein halbes Hundert junger Rarotonganer, die aus Tahiti in ihre eigene Gartenheimat zurückkehren, beluſtigen ſich in ihrem alten Hula-Hula-Tanz. Alle ſind bis auf den bunten Lendenſchurz nackt, im Schein der Lampen ſchimmert ihre blanke braune Haut, in leidenſchaftlichem Eifer funkeln ihre dunklen Augen, die ſchwarzen Haare flattern um heftig bewegte Köpfe. Der Chor ſitzt mit gekreuzten Beinen im Halbkreiſe, in der Mitte der Muſiker mit dem Akkordeon, das die einheimiſchen Inſtrumente abgelöſt hat. Alles, was ſonſt dazugehört, den wilden Buſch, Mondſchein, die mit Blumen geſchmückten Häuptlinge, die nackten Schönen, den Klang der Trommeln, muß die Phantaſie ergänzen. Ein Dutzend brauner ſehniger Tänzer, Blumenkränze auf den Köpfen, ſpringt in den Kreis — und während ſie paarweiſe gegeneinander unter ſeltſamen Bewegungen und Gliederverrenkungen auf- und abſpringen, ſingt der Chor mit feurigem Temperament: „Ha — ha — va — a — hine! Ha — ha — va — a — hine!!“ Dreimal wird die Strophe wiederholt, und jedesmal begleitet der Chor ſie mit einer mimiſchen Figur. Zuerſt beugen ſie den Oberkörper tief auf die linke Seite, dann heben ſie den rechten Arm und winken, wie Marionetten, den Takt mit der Hand, in der Schlußfigur werden die

Arme über der Bruſt gekreuzt und der Körper hin- und hergeſchwungen. Und immer wieder klingt es: „Ha — ha — va — a — hine!“



Fröhliche, ſorgloſe Kinder aus den immer blühenden, immer Früchte tragenden Gärten der ſeligen Inſeln im Sommerland der Erde, ſingen und tanzen ſie dem Morgen entgegen.

Leiſe klingt noch die monotone Weiſe heran, als ich, ſanft gewiegt von rhythmiſchen Wogen, in meiner Kabine liege und die Gedanken rückwärts ſchweifen laſſe. Noch einmal taucht Tahiti in ſeiner Lieblichkeit und Majeſtät aus den Fluten, noch einmal zeigen ſich die zackigen Berge Moreas am Horizont der Erinnerung und wehende Kokospalmen ſcheinen dem Scheidenden letzte Grüße nachzuwinken. Noch einmal ſchreite ich zwiſchen Traum und Wachen durch die Gaſſen Papeetes, das Auge mit Entzücken auf die Natur gerichtet und mit Enttäuſchung auf die Menſchen und ihre Werke. Ueber die polyneſiſche Inſelflur iſt die weiße Völkerwelle dahingebrauſt und hat das alte Volkstum der eingeborenen Raſſen erſtickt. Barbariſche Sitten ſind im Schwinden; es iſt wahr, der ſchreckenerregende Kannibalismus ſtirbt aus — aber man hat dieſen Völkern auch genommen, was ſchön und notwendig war, und ihnen gebracht, was verderblich iſt. Fürchterlich räumt jene Seuche unter ihnen auf, die im Gefolge der Venus vulgivaga einherſchreitet; der Branntwein hat aus tätigen, rührigen Männern trunkene Faullenzer gemacht, und die ſchrecklichen ſackartigen Gewänder, die von zelotiſchen Miſſionaren eingeführt wurden, ſind nicht nur eine Todſünde wider den guten Geſchmack, ſondern Brücken für die Schwindſucht, die hinwegrafft, was Syphilis

und Alkohol übrig lassen. Die fröhlichen Tänze der Naturkinder sind als obszön verboten und durch künstliche Machwerke religiösen Inhalts ersetzt worden, ihr Sport und ihre Kraftspiele geraten in Vergessenheit, alles, was ihrer Natur gemäß war, hat dem großen Nichts weichen müssen. Wo sind die kühnen Schiffer, die von Insel zu Insel steuerten, wo die beherzten Krieger und Jäger?!

Auf Hawaii und Samoa findet der Reisende moderne Großstädte englisch-amerikanischen Gepräges, er muß sich schon wochenlang aufhalten und die versteckteſten, abgelegensten Eilande dieser Gruppen besuchen, um noch unverfälschtes Volkstum zu finden. Selbst auf meiner Wegstrecke, die dem allgemeinen Touristenverkehr noch nicht erschlossen ist, noch keine amerikanischen Hotels und keine Bureaus von Cook aufweist, ist die polynesische Welt schon von einem dichten, erstickenden Firnis überzogen. Für die Eingeborenen sind die Inseln der Seligen zu Eilanden der Langweile geworden, zumal diejenigen unter französischem Einfluß. Aus dem herrlichen Tahiti haben die Franzosen eine Oede gemacht, aus den weltberühmten Tahitiern ein Häuflein von Träumern, die nichts mit sich und dem Tage anzufangen wissen. Die Stadt Papeete wird besetzt gehalten von üblen Chinesenmassen, die den Handel an sich gerissen haben — was von Eingeborenen noch fest geblieben ist, hat sich auf die umliegenden Inseln geflüchtet, wo, wie auf Morea, noch Spuren der alten Kultur und des alten Volkstums angetroffen werden.

Morea! Eimeo!! Noch einmal tauchst auch du empor im Glanze deiner unbeschreiblichen Schönheit! Wie dicht und blumig sind deine Wälder, wie strahlen die Augen deiner lieblichen, blumengeschmückten Frauen, wie kühn ragen deine grünen trotzigen Höhen in das Blau des Aethers. Auf deine Schönheit war selbst Oro, der große Gott Tahitis, eifersüchtig, und eines Tages legte er den Pfeil auf die Sehne seines Bogens, um den kleineren Gott Eimeos zu töten. Wohl flog auch der Pfeil über die Meeresenge, aber der Bedrohte sprang zur Seite und krachend flog der Pfeil durch einen Berg. Noch heute ist das gewaltige Loch zu sehen — ich selbst kann bezeugen, daß die Geschichte wahr ist, denn, durch den Riß im Felsen blickend, sah ich jenseits das Himmelsblau schimmern.

Leise, leise klingt es heran — ists Wirklichkeit, ists Traum? — — „ha — ha — va — a — hine! ha — ha — va — a — hine!“ . . . und mit einer unbestimmten, nebelhaften Besorgnis, daß ich einen

großen Fehler begangen habe, indem ich hundert Jahre früher hätte reisen sollen, schlummere ich ein.

*

Wohin ein Weltreisender sich heute wendet, überall strecken sich ihm die langen Beine der Engländer und ihrer Abkömmlinge entgegen, und ihr selbstbewußtes, brüskes Auftreten harmoniert wenig mit dem an Höflichkeit und Rücksicht gewöhnten Deutschen, aber eines muß ihnen der Neid lassen: sie sind kluge und treffliche Kolonisatoren. Die Gesellschaftsinseln mit Tahiti, die „Inselwolke" Paumotu, die Marquesas, sind französisch, dagegen englisch unter vielen anderen Inselgruppen die Cook-Eilande mit Rarotonga — und welch ein gewaltiger Unterschied drängt sich dem Reisenden auf, wenn er aus dem französischen in den englischen Interessenkreis gelangt. Auf Tahiti Chinesen, Schmutz, Indolenz und Faulheit, auf Rarotonga nicht nur die Natur wie dort, sondern auch die Menschen in voller Blüte. Hier ist noch eines der lieblichen Bilder anzutreffen, wie sie Chamisso auf seiner berühmten Fahrt mit dem „Rurik" gezeichnet hat. Rarotonga ist noch kleiner als Tahiti: in $2^1/_2$ Stunden kann man die ganze Insel zu Wagen umfahren, seine Berge sind sanft geschwungen, das Ganze ist ein anmutiger tropischer Garten, in dem Blüte und Frucht ununterbrochen abwechseln. Eine Eigentümlichkeit der seligen Insel ist die ausgedehnte Niederung, die sich an das 2740 Fuß hohe Gebirge anlehnt. Als der Missionar Williams die Insel entdeckte, befand sie sich schon im Zustande höchster Kultur: zwischen regelmäßig angepflanzten Südseekastanien zogen sich breite Tarofelder hin, auf den Berglehnen grünte der riesige Brotfruchtbaum und das Ufer war mit Kokospalmen eingesäumt; um die ganze Insel zog sich ein Weg, ara medua, Mutterpfad geheißen, an beiden Seiten mit Bananen und Bergplatanen eingefaßt, und in reizend gehaltenen Gärten schimmerten die offenen Hütten der Eingeborenen. An diesem lieblichen Bilde hat sich auch heute noch nichts geändert, nur die Bewohner der Insel selbst sind aus Wilden zu Menschen geworden. Die wilde Wut des Krieges verheert nicht mehr das blühende Eiland, den Götzen im Marais werden keine Menschengehirne mehr als Opfer dargebracht, man tötet nicht mehr gefangene Weiber und stößt den Kindern keine Speere durch die Ohren.

Als die „Tahiti" vor Avarua Anker geworfen hatte — denn Rarotonga besitzt keinen Hafen, da das Korallenriff sich bis dicht an

den Strand hinzieht —, lösten sich breite, von Eingeborenen geruderte Boote vom Ufer los und fuhren über die wogende Dünung an den Dampfer. Unter Gesang, Lachen und Scherzen ging die Fahrt zurück nach dem Anlegesteg. Kaum hatte der Fuß das Land betreten, da ward die Südsee-Romantik Stevensons zum Erlebnis. Ringsumher ein einziges, gewaltig wucherndes Dickicht der herrlichsten Blumen, alle Bäume und Büsche behangen mit Frucht, Hunderttausende von Kokospalmen, Brotfruchtgewächsen, Bananenstauden und Mangobäumen, der Boden zwischen engen Wegen bedeckt mit treibenden und tragenden Nutzpflanzen — und am Strande immer der breite, mit glitzerndem vulkanischen Sand bedeckte Mutterpfad, an dem jetzt die Häuser der Weißen liegen. Es ist Mittag und die sengende Sonne steht hoch in azurner Bläue, die Insel ist gleichsam still und feierlich. Keine Weißen sind zu sehen, keine Chinesen, die durch eine hohe Kopfsteuer von der Insel ferngehalten werden, nur braune Menschen beschreiten die Wege oder liegen auf Matten vor ihren Häuschen. Die jungen, dunkeläugigen Mädchen, lieblich von Angesicht und herrlich von Wuchs wie Märchengestalten; die braunen sehnigen Männer mit Blumen im schwarzen Haar, schön wie junge Waldgötter. Die Frauen tragen nichts als ein loses, dünnes Gewand, die Männer nur einen kleinen bunten Lendenschurz. Auf der Suche nach Entdeckungen durchstreifte ich kreuz und quer die Niederung.

Als ich bei einem Kinde stehen bleibe, das allein am Wege spielt, und ihm liebkosend über das dunkle Haar streiche, öffnet sich die Tür einer Hütte und ein herkulischer Eingeborener tritt heraus. „Aroha“ (Liebe) sagt er und schaut mich freundlich an. Dann faßt er meine Hand und führt mich ins Haus. Ich fühle mich ins alte Griechenland versetzt, wo man vor allem Zeus, den Gastlichen, den Beschützer der Fremdlinge, ehrte. Im Hause, wo Matten ausgebreitet sind, sitzen eine Frau und ein Fräulein und richten Gemüse zu. „Aroha“ rufen beide und lachen. Der Mann reicht den Arm nur zur Hintertür hinaus und bricht eine Banane vom Baum, die ich auf der Stelle verzehren muß. Aber ich bin durstig und gebe es ihm durch Zeichen zu verstehen. Als er begreift, hellt sein Gesicht sich auf — er führt mich an der Hand wohl durch zwanzig Gärten bis auf einen freien Platz, wo Kokospalmen stehen. Im Nu hat er sich einen Strick aus Bast um die Fußknöchel geschlungen und steigt, den Baum mit den Armen umfassend, wie an einer Leiter, geschickt in den Wipfel. Eine

grüne Kokosnuß fällt mit dumpfem Aufschlag ins Gras. Schon ist auch mein Freund wieder unten, stößt mit einem spitzen Stab die Rinde ab, öffnet die Nuß mit dem Messer und beobachtet hocherfreut, wie der Gast das kühle, süße Wasser aus dem natürlichen Krug bis zur Neige trinkt und sich dazu noch lange Streifen des jungen gallertartigen Fleisches mit dem Taschenmesser absäbelt. Durch Gärten und Wildnis mußte ich wieder mit zurück in das Haus, wo die Frauen eben in die Küche gegangen waren, und wo ich gleich Gelegenheit fand, die alte polynesische Kochkunst zu bewundern. Die „Küche" ist ein Loch in der Erde. Hierin wird ein Holzfeuer entzündet, in das man Steine legt; Gemüse und Fleisch, sauber mit frischen Blättern umwickelt, werden auf die erhitzten Steine gelegt und das Ganze dicht mit Erde bedeckt. In kurzer Zeit ist alles gar und genießbar. Als ich endlich ging und dem freundlichen Rarotonganer noch anerkennend auf den nackten Rücken geklopft hatte, was er hoffentlich als Dankbezeugung aufgefaßt haben wird, durfte ich zum Abschied das mir entgegengehaltene Kind küssen.

Einen Führer fand ich in einem Jüngling, der neben seiner Mutter, die eine Pfeife rauchte, vor der Tür eines Häuschens saß. Er sprach Englisch, da er die Missionsschule besuchte. Zuerst ging es in die Kirche, einen freundlichen und geräumigen Holzbau. Mit Stolz gab er mir eine in der Landessprache verfaßte Bibel in die Hand, war aber erstaunt, als ich den ersten Satz der Genesis abzuschreiben begann: „Hamani ihora te b'Atua i te ráie te fenua i te matamua ra!" Das Kirchlein liegt inmitten des Friedhofs, jedes Grab ist von einem übergewaltigen Korallenblock bedeckt. Der Kirchhof gewährt infolge dessen den Anblick einer mit Felstrümmern bedeckten Landschaft. „Warum wälzt ihr so schwere Steine auf die Gräber?" fragte ich. „Damit die Toten nicht aus ihren Grüften aufstehen können, sie würden sich dann in Gespenster verwandeln," sagte der junge Christ. Nicht fern von der Kirche liegt der Palast der jüngst verstorbenen letzten Königin Makea, leicht hätte man über eine kleine Brücke hingelangen können. Aber der Knabe umschritt die Brücke in weitem Bogen. „Warum?" „Weil lebende Menschen diese Brücke nicht betreten dürfen, die Geister benutzen sie des Nachts." „Was für Geister?" „Die Geister unserer Vorfahren." „Lehren euch das eure Missionare?" fragte ich. „O nein," sagte er verlegen, „die glauben nicht daran, aber sie sind Fremde und können nicht wissen, was unsere

Geister tun." „Die Christen glauben nicht an Geister," antwortete ich. Mit großen Augen sah er mich an. „O doch! Lebt nicht der heilige Geist? Und kommen wir nicht als Geister in den Himmel, wenn wir gestorben sind?" — — Da verstummte ich.

Der „Palast", ein flaches Gebäude mit einem Staatszimmer und mehreren Nebenräumen, lag offen da — man konnte ungehindert durch alle Türen gehen, auf dem weiten Hof tummelten sich Schweine mit ihren Jungen. Und neben dem Staatsgebäude stand das unvermeidliche Kino.

Frieden und Sauberkeit, Ordnung und Schönheit herrschten in dem Gottesgarten, den die Insel Rarotonga darstellt. Ein englischer Resident hat nicht viel zu regieren; politisch ist die Cook-Gruppe an Neu-Seeland angeschlossen. Die Geschichte bildet hier einen Ring, denn die Maori, die Neuseeland-Bewohner, sind aus dem sagenhaften Hawaiki vor einem halben Jahrtausend über Rarotonga nach Neuseeland ausgewandert.

Wenige weiße Händler wohnen am Strande und das Leben in dem himmlischen Klima Rarotongas wie unter den kindlichen, freundlichen Eingeborenen, die fast ohne Arbeit in ihren Besitztümern das Dasein genießen können, hat sie so eingelullt, daß sie keine Sehnsucht mehr nach der großen Welt jenseits des Ozeans empfinden. Das erzählte mir ein Weißer, der auf unser Schiff kam, um — sich die Haare schneiden zu lassen. Denn auf Rarotonga gibt es noch keinen Barbier. Nur wenn ein Schiff vor der Insel ankert, haben die weißen Leute Gelegenheit, sich verschönern zu lassen.

*

An dem Abend, als unser Schiff die Anker lichtete und der Blick sehnsüchtig nach der Insel hinüberglitt, die langsam im Dunkel der Nacht versank, blitzten am Strande viele Lichter auf. Durch das Fernglas sah ich, daß es Fackeln waren. Schon glaubte ich, die freundlichen Eingeborenen wollten uns einen schwimmenden Fackelzug darbringen, aber bald erkannte ich die Wahrheit. Kleine Auslegerboote waren es, deren Insassen bei Fackelschein in der Lagune Fische speerten.

Zurück in den unermeßlichen Ozean tauchte das Schiff, seinen Kurs nach Südwesten nehmend und Neu-Seeland, dem Land der Maori, zustrebend. Und als die Tage und Nächte vorüberglitten, be-

gannen kühlere Winde aus dem Süden — der auf dieser Seite der Welt Kälte bedeutet — zu wehen. Fröstelnd stieg man wieder in dickere Kleidung und zur Nacht war die lang verschmähte Decke willkommen. Die Bläue des Meeres ging in ein blasses Grün über, weit zurückgeblieben waren schon die niedlichen fliegenden Fische, jetzt zogen Schulen gewaltiger, wirbelnde Wasserstrahlen emporsendender Wale vorüber und in den Lüften wiegte sich mit weiten Schwingen der Albatros. Die Sonne ging nicht mehr im Süden, sondern im Norden durch die Mittagslinie, aber allnächtlich strahlten am kühleren Himmel das große südliche Kreuz und die goldene Krone und weißlich glimmerten und schimmerten, wie himmlische Inseln, die Magelhaensschen Wolken.

XII.

Tagebuchblätter aus Neu-Seeland.

In Ohakune.

Bespült von der Tasmanischen See und dem Großen Ozean, zwischen dem 30. und 45. Grad südl. geogr. Breite, liegt die große Doppel-Insel Neuseeland. Im nördlichen Teil dieses Eilandes, versteckt im Gebirge, findet sich ein Ort, der noch seinen Maorinamen führt, Ohakune — das gottverlassenste Hinterwaldnest sämtlicher bewohnter Welten. Zwölf Blockhäuser, von denen eins die Unverschämtheit besitzt, sich „Hotel" zu nennen! In einem Zimmer dieses Hotels, mehr einem Loch ähnlich, auf einem wackligen Feldbett, das Notizbuch auf den Knien, beleuchtet vom Schein eines Talglichtstummels, sitzt ein Mann und schreibt.

Was hat der Mann da mitten in der Nacht in jenem weltverlassenen Winkel zu schreiben? . . . Alle miteinander sind wir Sklaven von Zwangsvorstellungen. Freier Wille ist eine Schimäre. Ich zum Exempel habe die Zwangsvorstellung, alles aufschreiben zu müssen, was mir begegnet. Traurig, aber wahr! Deshalb sitze ich in — wie heißt das Nest noch? richtig, in „Ohakune", und schreibe.

Neu-Seeland, müssen Sie nämlich wissen, ist ein Land, mit dem die Natur noch nicht ganz fertig geworden ist. Berge speien noch Feuer, Seen kochen, Lava und Schlamm brodelt in hundert offenen Kesseln, Hügel rutschen dann und wann von ihrem altgewohnten Platz. Das alles ist ja gewiß ganz interessant, solange man Zuschauer bleibt und nicht mitzurutschen, zu brodeln, zu kochen und Feuer zu speien braucht. Davon ist keine Rede. Infolge eines Bergrutsches bin auch ich vom Wege abgerutscht, brodle innerlich, koche vor Aufregung und speie vor Aerger Feuer. Ich bin also gewissermaßen unter die neuseeländischen Vulkane gegangen.

Heiter und wohlgemut wanderte das junge Blut — als wie icke — heute mittag aus Wellington fort. Und zwar mit Tränen der

Rührung. Der Hafenort Wellington, sehr hübsch in einer Meeresbucht zwischen Felsengeklüft gelegen, ist eine Stadt von so wundervoller englischer Steifheit, Kälte und Kleinkrämerei, daß man bei längerem Aufenthalt Wadenkrämpfe bekommt. Als der Zug sich aber in Bewegung gesetzt hatte, ging einem bald das Herz auf. Der Weg führt erst hoch oben an steiler Felsenküste entlang und unten liegt das Meer. Dann geht es durch Berg und Tal, Urwald und Savanne. Bald muß der 9000 Fuß hohe Ruapehu in Sicht kommen und der tätige Vulkan Nganruhoe, der 7000 Fuß aufragt. Aber der Zug ist hinter seiner Zeit, er muß langsam und vorsichtig fahren, weil Erschütterungen und Wolkenbrüche den Bahndamm unsicher gemacht haben — und endlich steigt die Nacht herauf und hüllt alles ein. Tut nichts, in dem Kurort Taumaranu ist bereits telegraphisch Nachtquartier bestellt, man wird, wenn auch spät, schon hingelangen. Da naht sich das Schicksal und sagt: Bis hierher, nämlich bis Ohakune, und nicht weiter! Der Zug wird angehalten. Die Bahnstrecke ist meilenweit zerstört — ganze Berge sind niedergeprasselt und haben den Bahnkörper mit Erde, Felsblöcken und Baumstämmen bedeckt.

. . . Nacht und Dunkel. Dazu eine Hundekälte, noch empfindlicher für den, der geradeswegs aus den Tropen kommt, eisige Luft streicht von den dunklen Berghäuptern, denn Ohakune liegt 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. Durch knietiefen Schlamm schleppt man sein Handgepäck in das „Hotel" und schaut sich hungrig um. Zu essen? Gibts nicht. Der Wirt hat selbst nichts.

Und da sitze ich nun in dem Hotelzimmer und überzeuge mich, daß die Hinterwaldromantik noch nicht ganz ausgestorben ist. Kein Tisch, kein Stuhl, nur ein altes Feldbett mit Strohsack und Pferdedecke. Außerdem an der Wand zwei Bretter, auf dem unteren eine Schüssel mit Wasser, auf dem oberen, gleichsam als Zierstück, ein Gefäß — nun, kurz, ein anderes Gefäß mit Handgriff. Da an der Tür kein Schloß ist, wird sie mit den Handkoffern verbarrikadiert. Der Lichtstummel ist niedergebrannt. — —

Gute Nacht!

In Raurimu und auf der Strecke.

Der Morgen graut. Es ist vier Uhr. Fröstelnd und zitternd stehen die Reisenden an der Straße und harren. Sechs uralte improvisierte Postkutschen aus Buffalo-Bills Jugendzeit sind während der Nacht aufgetrieben worden, und man will versuchen, auf einem, seit

die Eisenbahn existiert, längst nicht mehr begangenen Gebirgspaß die gesunde Bahnstrecke zu erreichen. O weh! Sie nahen schon, in denen wir unsere sämtlichen Sünden abbüßen sollen. Federlose alte Kasten, mit vier Pferden bespannt. Als Kutscher fungieren ungeschlachte, ungekämmte Holzfäller, die glimmende Pfeife schief im Maul. „Hallo, Jack!" Das soll ich sein. „Come right up!" Ich schleudere mein Gepäck nach oben und klettere über ein schmutziges Rad auf den Kutschersitz. Der wilde Mann hört meine Klage, daß ich seit achtzehn Stunden nichts zu essen oder zu trinken erhalten konnte. Er lächelt hocherfreut, zieht aus dem Wams eine grüne Riesenflasche mit Feuerwasser und reicht sie mir. „Good stuff!" erklärt er. „That'll make up for all!" „Das ersetzt alles."

Unter Hott und Hü in allen Tonarten oder vielmehr unter dem landesüblichen „Git up!" „Gitty up!" setzt sich die wilde Jagd in Bewegung. Der Wagen stößt in den ungebahnten Waldungen dermaßen, daß man ein Stoßgebet nach dem andern in die rauschenden Baumwipfel emporsendet. Eine Seitenkette des 6550 Fuß hohen Tongariro ist zu traversieren. Bald öffnet sich tief unten eine Landschaft von überwältigender Herrlichkeit, weit drüben erglühen die Spitzen der Berge im Morgensonnenschein, furchtbare Täler öffnen ihre Schlünde, grünübersponnene Bergeshäupter ragen himmelan. Aber es ist schwer, die Schönheit der Natur zu genießen, denn das Auge, das all diese Herrlichkeit erfaßt, schaut auch zugleich in die Abgründe, die sich zur Seite des Weges auftun. Zur Rechten steil ansteigendes, zerklüftetes Felsenmassiv, zur Linken Abstürze von 2000 Fuß Tiefe. Der Weg ist nichts als eine Felsleiste, an vielen Stellen um keinen Zoll breiter als der Wagen selbst. „Git up!" „Gitty up!!!" Ein Schauder befällt die Reisenden, wenn es scharf um Ecken und vorspringende Felsen geht. Die Erdrutsche haben sich keineswegs auf den Bahndamm beschränkt, sie haben auch diesen alten Paß arg mitgenommen. Jetzt taucht eine Stelle auf, die keinen Raum mehr für den Wagen bietet, der halbe Weg ist in die Tiefe gestürzt. Der Kutscher wird selbstverständlich halten und die Passagiere aussteigen lassen, um die Pferde langsam über die gefährliche Stelle zu führen?! Aber er tut das Gegenteil. Die Tiere werden zur Karriere aufgepeitscht, ruckweise springt der Wagen vorwärts, mit einem Ruck setzt er auch über die beschädigte Stelle, aber zu kurz, ein Hinterrad schleudert über den Rand — ein atemberaubender,

kritischer Augenblick — da, ein klatschender Peitschenschlag, ein gewaltsamer Sprung der Tiere — wir sind hinüber. Im Wagen ist eine Frau in Ohnmacht gefallen. Schon taucht ein neues Fährnis auf in Gestalt eines ganz engen Sattels, der nach beiden Seiten steil zu Tal strebt. Mitten auf diesem Erdsattel begegnet uns ein ernstes Ungemach. Der Wagen kommt mit einem Krach zum Stehen. Das unterwaschene Erdreich hat nachgegeben und das linke Führpferd ist in eine unterirdische Höhlung durchgebrochen — nur der Kopf und nichts weiter ragt noch aus dem Boden auf. Ein höchst seltsamer, ganz unglaublicher Anblick. Die ganze Kavalkade muß halten. Die Tiere werden abgeschirrt, Spaten und Hacken werden verteilt, alle Mann an Deck lautet die Parole. Mit vereinten Kräften wird gegraben und gehackt, aber es dauert drei Stunden, ehe das völlig entherzte Tier befreit werden kann. Eine weitere Stunde vergeht, ehe genügend Erde über den Paß geschaufelt ist, um die entleerten Wagen vorsichtig hinüber zu geleiten.

Und dann geht es in wilder Jagd zu Tal, bis um Mittag der Hilfszug erreicht wird. Leider führt er keine Viktualien mit sich, die Station Raurimu liegt zwei Meilen rückwärts. Es wird also weiter gehungert. Durch dichten Urwald, den noch keines Menschen Hand berührte, über unendliche Bimsstein-Savannen, wo nichts wächst als Gras und Kakteen, geht es meinem Ziel, dem in ganz Australasien berühmten vulkanischen Zentrum Rotorua, entgegen. Endlich, nachts um 11 Uhr, gelingt es, aus einem telegraphisch benachrichtigten „Hotel" Speise und Trank an den Zug zu schaffen. Ein großes Paket mit Butterbröten und ein Blecheimer voll Tee. Da keine Becher zur Hand sind, setzt jeder den Eimer an den Mund und säuft wie ein Pferd.

. . . Jetzt die Pfeife angesteckt und in die Ecke gesetzt; es ist ja völlig gleichgültig geworden, wann der Zug Rotorua erreicht.

In Rotorua.

O welch' ein Sonntagmorgen voll Glanz, voll Feierlichkeit und Stille. Langsam schlendere ich durch die noch menschenleeren breiten Gartenstraßen und fühle mich nach Baden-Baden, in den Schwarzwald, versetzt. Sanfte Berge umkränzen Rotorua, das weltberühmt würde, läge es nicht in einem so abgesonderten Teil der Erde. Kreuz

und quer laufen endlose Alleen von Eukalyptusbäumen, ihre graugrünen Stämme, die just den dicken Winterbast abgestreift haben, schimmern im Morgenlicht; zwischen den langen, lanzettförmigen olivgrünen Blättern hängen wie kleine gelbe Federbüsche die Blüten. Denn in das halbtropische Neu-Seeland zieht um diese Zeit der Frühling ein. In den Zweigen jubilieren ganze Scharen gefiederter Sänger, manche von fremdartigem Aussehen, daneben aber viele unserer heimischen Vögel, die hierher verpflanzt worden sind und sich so wohl befinden, daß sie die alten Arten verdrängen. Am auffälligsten ist der Star, der in Neu-Seeland Standvogel geworden ist. Rosen, rote und weiße Kamelien, der wundervolle einheimische Clianthus Puniceus mit seinen feuerroten hängenden Blütenglocken leuchten zwischen wehenden Palmen und gebüschartigen Kakteen. Birken und Weiden in ihrem neuen hellen Grün flackern wie Flammen neben dunklen, mit hellbraunen Blütenzapfen behangenen Kaurifichten.

Ein Sanatorium mit ausgedehntem Park bleibt zur Rechten, und der Fuß strebt in die Ferne, wo das grüne Wasser eines Sees blinkt. Das ist der Rotorua, und die kleine waldige Insel in seiner Mitte ist Mokoia, wo sich die wundervolle Geschichte des Maori-Liebespaares Tutanekai und Hinemoa abgespielt haben soll — Hero und Leander in der Südsee. Gleich einem klaren Auge, das lächelnd zur Sonne aufsieht, liegt der See da, im grünen Kranze sanft geschwungener Berge.

. . . Ein merkwürdiger Ton trifft das Ohr, über das Plätschern der Wellen hinaus ist er ganz deutlich und nahe in regelmäßigen Intervallen zu vernehmen. Es ist, als ob hinter einem Dickicht von wild wuchernden Manuka-Büschen, von Bambus und Schilf jemand auf eine dumpf abgetönte Pauke schlägt. Das Dickicht umgehend, steht man vor einem weiten Pfuhl grauen, kochenden und brodelnden Schlammes, aus dessen Mitte alle dreißig Sekunden eine große Blase aufsteigt und mit dumpfem Knall zerplatzt. Aus dem nächsten Gebüsch steigt Dampf und füllt die Luft mit Schwefelgeruch. Hier kochen über ein Dutzend kleiner Seen, und zwischen ihnen rauchen und pfauchen unzählige Schlammvulkane. Und nun, hart am Rande des kalten Sees, begegnet man auf Schritt und Tritt dem Feuer, das aus der Tiefe emporstrebt, bodenlose heiße Quellen mit gelbem Schwefelrand kochen am Wege, der Boden, der nur aus einer noch dünnen Schicht von Sinter, Erde und Schwefelkristallen besteht, biegt sich

elastisch unter dem Tritt. Im Dunkel des Abends wäre dieser Spaziergang nicht nur sicherer Tod, sondern Verschwinden auf ewig.

Auch in vorgerückter Stunde bleiben die wenigen Straßen des Städtchens still und menschenleer; Neu-Seeland besitzt den absolutesten Sonntag der Erde — selbst der Eisenbahnverkehr — unglaublich, aber wahr — ist während des Sonntags durch das ganze Land eingestellt.

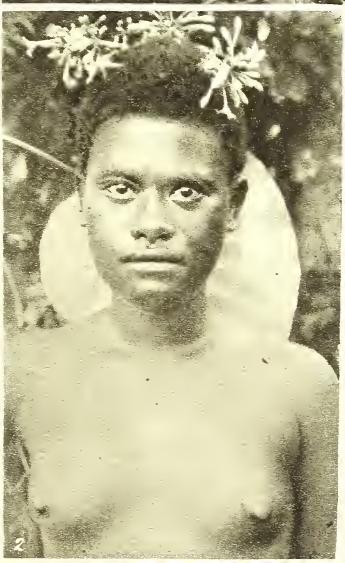
In Whakarewarewa.

Einen Zauberer der Maori, die vor einem halben Jahrtausend das menschenleere Neu-Seeland in Besitz nahmen, fror es einmal, als er zur Winterszeit zwischen den Hügeln der Nord-Insel wanderte; ärgerlich stampfte er auf den Boden — und siehe! in weitem Umkreis stiegen heiße Quellen empor, und die Wasser der Seen und Bäche begannen zu kochen. Das ist Whakarewarewa, Rotorua, Taupo, und wie die vulkanischen Plätze alle heißen. Jetzt unter Regierungsschutz und Reservate der zivilisierten und halbzivilisierten Maori.

Durch eine breite Eukalyptus-Allee, zur Linken den See, zur Rechten die Berge, gelangt man nach dem Zauberort. Schon von weitem sieht man die Dampfwolken, die vielleicht seit Jahrtausenden schon über dieser Stelle schweben.

Am Ufer erwartete mich die bestellte Maori-Führerin. In ihrem hübschen braunen Gesicht funkelten kohlenschwarze Augen; Lippen und Kinn waren blau tätowiert, die Linien tief eingekerbt, in dem offenen lockigen Haar steckten zwei Huia-Federn. Sie trug einen zierlichen Mantel aus neuseeländischem Flachs und Federn, der den rechten, wohlmodellierten braunen Arm ganz freiließ. „Tena koë!“ sagte sie und lächelte. Das ist der Maori-Gruß. Zu Deutsch: „Das bist du!“ Im übrigen sprach die Schöne ein gut akzentuiertes Englisch, denn sie war in einer Regierungsschule ausgebildet. „Wie heißen Sie, Miß?“ „O nein, keine Miß! Ich bin eine Frau, habe schon vier Kinder. Mein Name ist Ranoriwa, das heißt Olivenblatt, aber die weißen Leute nennen mich Georgina.“

Unter allen Polynesiern, versichert uns Weule, sind die Maori die kriegerischsten gewesen und die entsetzlichsten Menschenfresser in der ganzen Südsee, sie stellten selbst die furchtbaren Fidschianer noch in den Schatten. Im Maori-Dorf am Whakarewarewa ist von der Barbarei der Vorfahren aber nichts mehr zu merken. Die Männer sagen höflich „Good morning!“, die Frauen, die fast alle tätowiert



1. Beamten-Wohnung bei Rabaul 2. Mädchen von der Insel Tanga, Neu-Mecklenburg 3 Haus „Nakaia" in Rabaul

1. Filipino-Dame 2. Altes Kloſter in Manila 3. Geſpann von Waſſerbüffeln

sind, lächeln und nicken. Neben einer Brücke sammelt sich unter Geschrei eine Schar halbnackter Kinder. „Pákeha“ geht es von Mund zu Mund. „Ein Weißer kommt!“ Der Weg wird versperrt, die Kinder führen eine „Haka“ vor, den uralten Maori-Tanz, der damit endet, daß alle Teilnehmer die greulichsten Fratzen schneiden. Das kostet einen Penny. Andere Kinder, darunter stramme braune Mädel von vierzehn Jahren, springen von der Brücke in den rauschenden Fluß und geben, halbe Amphibien, die sie sind, Taucherkünste zum besten. Dafür wirft man ein Sixpence-Stück ins Wasser, das sie geschickt herausfischen.

Mein braunes Olivenblatt, Frau Georgina oder Ranoriwa, trägt am Arm ein ledernes Band mit einer Uhr. Auf diese schaut sie bedeutungsvoll und winkt mir. Ich muß mich also von den allerliebsten Kindern losreißen und in das vulkanische Wunderland eintreten. Alsbald beginnt es ringsumher zu zischen und zu brodeln, zu kochen und zu knallen. Der Krähennest-Geiser, der zuerst erreicht wird, sendet alle drei Minuten einen Strahl heißen Wassers prasselnd in die Luft, um ihn herum bebt der Boden, die Sinter-Terrassen mit ihrer gelben Schwefelsteinfassung sind vielfach durchlöchert, und aus allen Löchern steigt mit dumpfem Getöse Schwefeldampf auf. Hunderte von Fumarolen, Solfataren und Geisern zischen ringsum. Der große Pohutu-Geiser springt 130 Fuß hoch in die Luft, aber er arbeitet unregelmäßig und erholt sich immer ein paar Tage, nachdem er eine Stunde gearbeitet hat. Plötzlich steht man vor einem See aus ewig kochendem und brodelndem Wasser, eine schmale, wenige Fuß breite Landenge trennt ihn vom frischen, kalten, fließenden Wasser. Die Maori angeln in dem kalten Wasser Forellen und lassen die Fische, noch an der Angel, wenige Sekunden in den heißen See tauchen, um sie gargekocht wieder herauszuziehen. Kein Wunder, die Hitze beträgt über 200 Grad. In einen dieser heißen Kessel ist ein Besucher abgestürzt; er war nach wenigen Minuten in Atome zerkocht. Ganz wundervoll sind die vielen Schlammvulkane — gigantische Erdkessel mit grauem kochenden Schlamm. Die Blasen auf dieser brodelnden Masse sind wie Augen, die sich öffnen und wieder schließen. In einem dieser Schlammvulkane, der bezeichnend den Namen „Blumentopf“ führt, gleichen die Blasen ebensovielen Blumen. Und aus allen diesen Löchern, Höhlen, Tiefen, Felsenklüften steigt dumpfes Brausen, unterirdisches Donnern und Brodeln auf, aus allen erhebt sich ein dichter

Schwefelrauch. Die Natur kocht hier in hundert Kesseln. Was kocht sie? Aber nicht nur Mutter Natur, auch die Maori-Mütter kochen hier — sie hängen ihre Kochtöpfe nur einige Minuten in eine dieser heißen Quellen, und die Speisen sind gar.

Schließlich führt mich Madame Olivenblatt, die unausgesetzt plaudert, in eine Modell-Maori-Festung, die auf einem Hügel steht. Darin gibt es einen ausgehöhlten Felsen, in dem ihre Vorfahren Menschengehirne zu kochen pflegten. Nur die Häuptlinge durften von dieser Delikatesse kosten. „They did not know it better," sagt sie entschuldigend. Als ich ihr aber erzähle, daß die Maori von Hause aus keine Menschenfresser gewesen sind, sondern es erst wurden, als der Moa-Vogel ausgerottet und kein Fleisch mehr aufzutreiben war, ist sie hocherfreut und möchte mehr hören. „You know better than I!" sagt sie bescheiden. In einen alten Torpfosten ist die rührsame Geschichte von Tutanekai und Hinemoa eingeschnitzt. Sie läßt es sich nicht nehmen, mir diese Liebesgeschichte, die ich schon kenne, zu erzählen. Es gehört zu ihren Führerpflichten. Und sie erzählt enthusiastisch, wie Tutanekai die schöne Hinemoa geliebt habe. Sie war aber von so hohem Range, daß an Heiraten nicht zu denken war. Deshalb spielte Tutanekai auf seiner Insel Mokoia abends traurig die Flöte und konnte Hinemoa nicht vergessen. Sie hörte die Klänge über den See schallen und Sehnsucht ergriff ihr Herz. Eines Abends warf sie sich in die Fluten und schwamm und schwamm. Dreimal verließen sie die Kräfte, aber die Liebe hielt sie aufrecht. Erschöpft erreichte sie das Ufer, wo Tutanekai sie erst töten wollte, weil er sie im Dunkel der Nacht für einen Mann hielt; als er aber ihre zarte Stimme hörte, erkannte er sie, breitete seinen Mantel um die Nackte und führte sie glückselig in sein Haus.

„Aehnliche Sagen gibt es auch bei anderen Völkern," bemerkte ich.

„Aber dies ist keine Sage!" rief Olivenblatt, „die Geschichte ist wahr, ich selbst stamme von Hinemoa ab, meine Familie führt noch heute ihren Stammesnamen und ist bis auf diesen Tag von hohem Rang unter meinem Volke."

Ueber schwanke Sinterbrücken, die sich unter dem Fuße bogen, führte Hinemoas Ur-Urenkelin den Pákeha auf Zickzackwegen zurück zwischen kochenden Schlammkesseln, brodelnden Seen und springenden Geisern. Nachdem sie mir noch ein Eintrittsbillett für einen großen Maoritanz, der am nächsten Abend stattfinden sollte, verkauft und ihr

Führerhonorar nebst außergewöhnlich großem Bachschich in Empfang genommen hatte, drückte sie mir fest die Hand, entnahm einem Täschchen ihre Photographie, schrieb eine Widmung in Maori auf die Rückseite und reichte sie mir zum Andenken. „You know a great deal and you have been interested — it was a pleasure to guide you!“ rief sie begeistert. „Sie wissen sehr viel, und alles hat Sie interessiert — es war ein Vergnügen, Sie zu führen!“

Und stolz auf das Lob der schönen Frau, bestieg ich meinen Wagen und fuhr zurück nach Rotorua.

XIII.

Maoriland aus der Vogelschau.

„Te ika a maui“, die Nordinsel Neuseelands, habe ich in Begleitung eines stolzen, des Englischen kundigen Maorijünglings zu Wagen, zu Schiff und am Wanderstabe nach verschiedenen Richtungen durchquert, und die schönen, sonnigen Frühlingstage reihten sich aneinander zu einem einzigen langen Feiertag. Die Natur ist es, die auf Neuseeland, und besonders auf der halbtropischen Nordinsel, ein buntes, reiches Festgewand trägt. Nicht größer als Italien und Sizilien zusammen, schließt Neuseeland alle Naturherrlichkeiten und alle Naturwunder der übrigen Welt in sich — ohne die Plagen, die der Mensch in anderen heißen Weltgegenden mit in den Kauf nehmen muß.

Ein wirkliches See-Land, ist es dreimal vom Ozean durchschnitten. Fjorde von romantischer Großartigkeit schneiden tief in die Küste ein, Szenerien wie die an und zwischen ihren Ufern bietet die Welt nicht zum zweiten Male; die Alpen im Süden mit ihren in ewigen Schnee gehüllten Berggipfeln und ihren gewaltigen Gletschern, die fast bis nach den Sunden hinabreichen, locken den Bergsteiger mit ihren tausend unerforschten Höhen und Tälern; zahlreiche lebhafte Flüsse, Wasserfälle und grünumrankte Seen sind in steile Senkungen eingebettet, denn die Inseln bieten wenig Tafelland, alles ist gebirgig und hügelig. Ueber die Nordinsel zieht sich ein vulkanischer Gürtel, aus dem in einer Höhe von über 2500 Metern der Schneekegel des Tasnaki emporragt, eines erloschenen Vulkans. Aber ist er wirklich erloschen oder ruht er sich nur aus? Auch den riesigen Tarawera hielt man für ausgebrannt, bis er das Schweigen im Jahre 1886 durch einen furchtbaren Ausbruch unterbrach. Alles um ihn und den ebenfalls schlummernden Ruapehu ist ja ohne Unterbrechung in leidenschaftlicher vulkanischer Bewegung; die beiden Bergriesen Ngauruhoe und Tongariro senden donnernde schwarze Wolken und nachts einen Feuerschein aus

ihren weißen Schneepyramiden himmelwärts, zu ihren Füßen bis auf weite Entfernungen kochen die Seen und Flüsse, Schlammvulkane sprudeln, Geiser speien und unzählige Fumarolen und Solfataren, wie in Taupo und Rotorua, erfüllen die Luft mit Dampf und Schwefelduft.

Und alle diese Naturwunder, alle diese Berge, Flüsse, Seen, Fjorde, Urwälder, die sich zu den prächtigsten Szenerien der Erde formen, werden eingehüllt von einem halbtropischen, aber maritimen, feuchten Klima ohne eigentlichen Winter, aber mit einem heißen Frühling und heißeren Sommer, der das Pflanzenleben der Wälder mit Ueppigkeit ausstattet und den Grund mit einem geradezu tropischen Dschungel bedeckt.

Seltsam unterscheiden sich Fauna und Flora von dem Tier- und Pflanzenbestand der übrigen Welt — selbst in Australien kehren die neuseeländischen Arten nicht wieder, es ist, als ob die Kreaturen dieses Archipels, bis auf den spät eingewanderten Menschen, einer anderen Welt angehören. Da gibt es einen Papagei (Nestor notabilis), der lebende Schafe anfrißt; einen anderen Papagei, der nicht fliegen kann, sondern wie ein Huhn auf dem Waldboden lebt; den bekannten Kiwi, der statt der Federn eine Art von hängendem grauen Haarkleid hat. Bis zu den Reptilien und Meertieren hinab hat die gesamte Fauna einen eigentümlichen, sehr altertümlichen Zug. Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, selbst das Wild in den Bergen mit Einschluß des zur Landplage gewordenen Kaninchens, sind ohne Ausnahme eingeführte Tiere; die ersten Weißen fanden nur drei Säugetierarten vor: Ratten, Hunde und Fledermäuse. Der Riesenvogel Moa, der bis vier Meter hoch wurde und in mehreren Arten vorkam, war von den Maori bereits ausgerottet.

Nicht weniger fremdartig ist die einheimische Pflanzenwelt Neuseelands — 61 Prozent aller Art gehören ihr an, die nicht einmal in Australien vorkommen. In ungeheuren, ganz unbeschreiblich ausgedehnten und verwachsenen Dickichten wuchert der immergrüne Manuka-Busch, hier ist das Handbeil wirkungslos, man muß diese Wälder von Unterholz oft meilenweit umgehen. Nur der Maori-Hund, unser Begleiter auf der Wanderschaft, windet sich, geduckt am Boden kriechend, durch das Gestrüpp und kehrt im Laufe eines Tages wohl ein dutzendmal stolz, mit einem erbeuteten Kaninchen in den Fängen, zu seinem Herrn zurück. Ein Fremdling in Neuseeland ist der

aus Australien verpflanzte Eukalyptus — die Art, die auf den Inseln am häufigsten angetroffen wird, hat die seltsame Gewohnheit, die Rinde alljährlich abzuwerfen, sich also zu häuten wie Schlangen und Eidechsen, während die lederartigen Blätter ununterbrochen nachwachsen. Auffallend reich sind in den Wäldern die Farne, die in allen denkbaren Formen zu sehen sind, vom Moos bis zum Baum, und an den Bäumen wieder als Schmarotzer. Majestätisch erhebt sich über das grüne wogende Blättermeer die herrliche, bis zu hundert Fuß emporstrebende Kaurifichte mit weit ausgebreitetem, in allen Schattierungen der grünen Farbe erstrahlendem Laubdach. Mit ihr wetteifern Rimu, die Rotfichte, Miro, die Schwarzkiefer, die einzige auf den Inseln vorkommende Palme Nitau, die riesigen Podocarpusarten, die Birken einheimischer Abkunft und eine große Fülle anderer Waldbäume. Wenn irgendwo in der Welt, so befindet sich der Reisende inmitten dieser halbtropischen und antarktischen Flora eigentümlichster Art in der „Fremde". Und wenn noch etwas fehlen könnte, seinen Enthusiasmus zu steigern, so wäre es in der glücklichen Tatsache gegeben, daß in dieser Inselwelt, trotz ihrer Wärme, ihres halbtropischen Charakters, ihres üppigen Pflanzenwuchses in Wald und Gebirge, die Plage der Insekten und giftigen Reptilien so gut wie ganz fehlt. — —

Einsam, weltenfern, schwimmt dies Paradies im Meere. Das nächste Festland, Australien, liegt in nordöstlicher Richtung doch über 1200 Meilen entfernt; südlich gibt es nur einige unbewohnte Felseneilande, auf denen sich Robben tummeln, den Hintergrund bildet das antarktische Meer; im Norden, fern, schwimmen ein paar Koralleninseln und ostwärts, hinter einer 4000 Meilen breiten Wasserwüste erst, taucht die Küste Südamerikas aus den Fluten. — — —

Im Anfang war das Weltmeer auch auf der Stelle, wo jetzt Neuseeland liegt, leer und öde. Maui, der Vater und Gebieter der Götter, der allmächtige Weltenfischer, sah es und schüttelte sein Haupt. Flugs holte er die große Zauberangel und fischte zuerst die Nordinsel aus dem Grunde des Meeres. „Te Ika a maui", heißt sie deshalb. „Der Fisch des Maui".

Also spricht lächelnd mein lieber brauner Gefährte, dann fügt er sinnend hinzu: „Das Gleichnis scheint mir richtiger zu sein, als eure Schöpfungsgeschichte, denn aus dem Meere sind diese vulkanischen Inseln doch sicher aufgetaucht."

*

Als wir im freundlichen Hausboot den herrlichen Wanganui-Fluß hinabfuhren, verwandelte sich mein Gefährte, der Graduierte einer höheren Schule in Auckland, der sich im Wald — gewiß ein Erbteil seiner Vorfahren — wie zu Hause betragen hatte, in einen Salonmenschen. Vom Scheitel bis zur Sohle ein englischer Gentleman, bewegte er sich in der australischen, amerikanischen und englischen Reisegesellschaft, die wir im Hausboot antrafen, und ich hätte von ihm lernen können. Die Gesellschaftssitten sind von den unseren verschieden. Der Engländer kennt keine kollektive Höflichkeit und erscheint uns Deutschen deshalb manchmal rücksichtslos; er besitzt dagegen eine große persönliche Höflichkeit. Immer wieder mußte ich meinen anglisierten Maori-Freund verstohlen beobachten, besonders an der gemeinschaftlichen Tafel. Der Großvater des jungen Herrn, der so zierlich seinen Fisch zerlegt, war noch ein wilder Menschenfresser. Seine Schwestern sind noch tätowiert worden, er selbst trägt an der Uhrkette das aus Nephrit geschnitzte fratzenhafte Amulett, das „Tiki", der Maori. Mit Recht ist er stolz auf die kriegerische Rasse seiner Ahnen.

Die Maori, wohl ohne Zweifel die schönsten und intelligentesten Polynesier, sind der überlieferten Stammesgeschichte zufolge vor fünf Jahrhunderten in das damals unbewohnte Neuseeland eingewandert. Sie kamen aus ihrer Urheimat Hawaiki, dem Savaii der Samoa-Inseln, und sollen in Rarotonga Station gemacht haben. Gleich dem Argonautenzuge unter den Griechen, so ist der Zug des berühmten Helden Ugahne mit seinen zwölf Schiffen unter den Maori in unzähligen Gesängen und Dichtungen verewigt. In einem großen Festspiel zu Rotorua, von Maori-Männern und -Frauen dargestellt, wurde während meines Aufenthalts die Besitzergreifung der Plenty-Bai auf der Nordinsel dramatisch vorgeführt. Maori-Kunst ist aber ein etwas zweifelhaftes Vergnügen. Ihre Tänze, ihre mimischen Darstellungen, ihre Gesänge gehen nie ohne Fratzenschneiden ab — selbst ihre Götter schneiden Fratzen, wie man unter anderm an dem erwähnten, weitverbreiteten Grünstein-Amulett und an ihren, im übrigen sehr geschickten Holzschnitzereien sehen kann.

Cook traf die Maori vor 150 Jahren noch im Stein-Zeitalter, ihre Keulen, Aexte und Messer waren aus dem eisenharten Nephrit hergestellt. Aber auch ohne Metall verstanden die Maori sich auf den Krieg, der fürchterlich unter ihnen wütete. Die Gefangenen wurden aufgefressen. Bis 1840, als die Annexion durch England erfolgte,

blieb Neuseeland der Tummelplatz von entlaufenen Matrosen und Abenteurern. Missionare hatten schon 1814 ihr furchtloses Werk unter diesen kriegerischsten aller Polynesier begonnen, aber erst von 1840 ab begannen die Maori, den Kannibalismus aufzugeben. Elf Jahre lang, von 1860 bis 1871, führten sie Krieg mit den Pakeha, den weißen Eindringlingen, dann trat Beruhigung, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne Unterwerfung ein. Die Maori sind, wenn auch nicht die Herren des Landes, doch *Herren* geblieben. Sie besitzen große Länderstrecken, halten Vieh und treiben Ackerbau, sind zum größten Teil christianisiert, senden ihre Kinder in die Schule und nehmen teil an der Regierung. Der Minister Ngata ist ein Vollblut-Maori.

Trotz des großen Erfolges, den die Zivilisation über dieses intelligente Volk errungen hat, scheint es unter den neuen Göttern dahinzuschwinden. Im Anfang des verflossenen Jahrhunderts, als die ersten Missionare landeten, schätzte man die Maori-Bevölkerung auf 200 000 Seelen — jetzt ist sie auf 40 000 zusammengeschmolzen. Eine geradezu nationale Disposition zur Phthisis hat sich entwickelt und lichtet die Reihen.

Maori-Land! Diese so oft gebrauchte Bezeichnung ist nur noch eine romantische Phrase. Den Weißen gehört schon die Gegenwart und ganz die Zukunft.

Wer aus den alten Kulturländern Europas — mit Ausschluß des konservativen Englands — nach Amerika kommt, sehnt sich bald zurück, da seinem verfeinerten Geschmack die rohen Genüsse des Dollarlandes nicht behagen; wer aber aus Amerika dann etwa in die englischen Kolonialländer jenseit des Pazifik geht, fühlt heftiges Verlangen, in die lebhaften, vorgeschrittenen und freiheitsfreundlichen Vereinigten Staaten zurückzukehren.

Schenkt man den nationalökonomischen Skribenten einer gewissen Richtung Glauben, dann erwartet man, in ein soziales Paradies zu kommen! Der Zukunftsstaat in höchster, veredelter Form! Anbruch des goldenen Zeitalters! „Das Land der sozialen Wunder," wie Herr Manes schreibt. Australasien, die sozial vorgeschrittensten Länder der Erde! Und so weiter! Soziale Gesetzgebung. Soziale Regierung. Acht Stunden Arbeitszeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden

Zerstreuung, acht Schilling (Mark) Minimallohn; außer dem Sonntag noch zwei halbe Tage in der Woche frei. Das Land der Zufriedenheit. Das Land ohne Streiks. (Manes.) Das Gemeinwesen ohne Reiche und ohne Arme, die Städte ohne Proletariat. — — —

Der Reisende, der sich diese Glückseligkeiten nicht nur auf dem Papier ausrechnet, wie die auf einem Auge blinden Verfechter von Menschheitsbeglückungsideen, erhält ganz andere Eindrücke. Die vier größeren Städte Neuseelands, Wellington und Auckland auf der Nordinsel, Christchurch und Dunedin im Süden, haben alle dasselbe schläfrige, langweilige, stockende und lebensunlustige Gepräge. Fremdenfeindlichkeit und kleinliche Furcht vor dem Wettbewerb neuer Ankömmlinge hat eine chinesische Mauer um die australasiatischen Staaten gezogen und gestaltet sie zu Musterländern des ausgeartetsten Partikularismus um. Besonders ist man deutschfeindlich gesinnt, die Presse läßt keine Gelegenheit entschlüpfen, den Haß gegen die Deutschen zu nähren. Wenn es kein Proletariat gibt, so ist dieser glückliche Zustand keineswegs der Gesetzgebung zu danken, sondern der schwachen Bevölkerung und dem Umstand, daß mangels Zuzuges fremder Arbeiter eben alle Hände gebraucht werden. Der ganze Archipel, wie erwähnt, so groß wie Italien und Sizilien, umfaßt nur eine Million Einwohner, darunter ein Prozent Fremde — alle anderen sind Engländer und Abkömmlinge von Engländern. Der langweilige Zug, der ihre Lebensart auszeichnet, erscheint in Australasien verstärkt, fast auf die Spitze getrieben. Das Fehlen wahrer Konkurrenz, das Einspinnen in Sicherheiten, scheint die vitalen Kräfte zu lähmen — wozu auch sich regen: der Schwache verdient so viel wie der Starke, der Geschickte nicht mehr als der Ungeschickte, es gibt Tarife, nicht nur für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern für den Verkäufer in seinem Laden und den Händler auf der Straße. Wozu sich anstrengen? Selbst die Geburten sind in raschem Abnehmen. In Australien hat man jüngst eine Prämie von 20 Pfund für jedes neugeborene Kind ausgesetzt. Nur im Arrangieren von Streiks zeigt sich einige Energie — weit entfernt, das Land ohne Streiks zu sein, wird in Neuseeland neuerdings mehr gestreikt als gearbeitet, und die politisch gleichgestellten Frauen spielen dabei eine große Rolle, indem sie die Hutnadel als Waffe gegen Arbeitswillige gebrauchen. In den „Unions“ sind die Zünfte des Mittelalters wieder aufgelebt, aber sie knebeln ihre Leute viel mehr als die alten wohlwollenden Meister, sie werden ganz

Australasien knebeln, bis die Konkurrenz mit der Außenwelt unmöglich geworden und der unausbleibliche Rückgang eingetreten ist.

Seltsam kontrastiert mit der angeblich so fortgeschrittenen, freien Arbeitergesetzgebung die ebenfalls gesetzlich festgelegte fürchterliche Bigotterie und Scheinheiligkeit. Der Sonntag ist absolut tot, selbst die Eisenbahnen stellen ihre Fahrten ein. Jede Zerstreuung ist ausgeschlossen. Statt dessen regiert die Heilsarmee, deren Bum-Bum an allen Straßenecken ertönt nebst den Posaunenstößen frumber junger Leute; Kunst und Kunstgenuß auch in der Woche gleich Null. Totalabstinenz-Gesetze sind schon in Sicht. Sie werden nichts nützen, denn gerade am Sonntag sieht man die meisten Betrunkenen, darunter nicht wenige Frauen. Die Langeweile, die in dies irdische Paradies hineingetragen wird, reiht die Menschen langsam jenen Geschöpfen an, die den Hauptausfuhrartikel bilden, den Schafen.

XIV.

Reisegefährten.

(Ein Zwischenspiel.)

Geschrieben auf See an einem langweiligen Regentage.

Darüber sind wir uns einig: der Tiergarten des lieben Gottes ist groß. Eine offene Frage ist es dagegen, ob wir uns, als Insassen dieses Zoologischen Gartens, über unsere mitausgestellten Nebenkreaturen lustig machen dürfen. Ich habe mir die Frage dahin beantwortet, daß es jedem erlaubt sein muß, an seinem Nächsten herumzumäkeln, so viel ihm beliebt, wenn er sich nur dessen bewußt bleibt, wie viele Angriffspunkte er selbst bietet. Sollte also eines der Originale zu meinen Porträtskizzen ungehalten sein, dann mag es ruhig auch mein Porträt mit allen Lächerlichkeiten, die ihm anhaften, entwerfen und meinetwegen als Massenpublikation verbreiten lassen.

Mr. Tishler aus Alameda.

Ich traf ihn auf dem Stillen Ozean. Schon zum dritten Male unternahm er eine Reise um die Erde. Ei, welch ein wissensdurstiger, vielerfahrener Mann muß dieser Mr. Tishler aus Alameda sein! Allerdings ein etwas komischer Herr. Deutsch konnte er nicht mehr ordentlich sprechen, weil er gar so lange in Amerika gewesen war, Englisch sprechen hatte er nie richtig gelernt, deshalb redete er in einem schreckenerregenden deutschamerikanischen Jargon. Seiner Aussage nach war er einige fünfzig Jahre alt, sah aber aus wie siebzig. Warum reist Mr. Tishler? Gehen mag er nicht, denn er hat schwache Füße; Hitze kann er nicht vertragen, kühle Luft auch nicht — deshalb sitzt er meistens in der Rauchkabine und liest amerikanische Novellen. „Ist das Buch interessant, Mr. Tishler?“ „Ich weiß nicht,“ ist die rätselhafte Antwort. „Ich lese nämlich nur zum Zeitvertreib.“ Mit

einem kleinen Handkoffer voll Wäsche reist er um die ganze Welt. Immer trägt er denselben dicken grauen Anzug. In den Tropen nimmt er den Rock über den Arm, das ist dann sein Tropenkostüm. Richtig, er führt auch einen Regenschirm mit sich, ohne den er nie ausgeht, selbst in Gegenden, wo monatelang nie ein Tropfen Regen fällt. Er hat die Gewohnheit, jeden Menschen ohne Unterschied anzuquasseln. Ein Eingeborener steht an einen Baum gelehnt. Mr. Tishler bleibt stehen. „Was ist das für ein Baum? Wozu braucht man sein Holz? Wie alt kann er sein?“ — Fragt man dann, ob er sich für Bäume interessiere, dann lächelt er ganz verwundert. „Nee, nich im geringsten, es ist nur, daß man talke tut.“ Seine Geschichte erfährt man in der ersten Stunde der Bekanntschaft. „Ich bin, wisse Sie, als Boy riebergekomme in die Schtäts und hab', Gott sei Dank, gut getan. Nun reis' ich als e bissel herum, war in de ganze Welt. Diesmal will ich auch nach Sélon (Ceylon).“ Aber Mr. Tishler bekommt so gut wie nichts zu sehen. Am Lande sitzt er in den Hotels herum — Völker, Bauwerke, Sitten, Kunst interessieren ihn nicht. „Ich gleiche diese Sachen nicht,“ sagt er. „Was ist die use davon, so viel 'erumzulaufe?“ Wenn während der Seereisen alles an Land geht, um irgendeinen Hafenplatz durchzuspionieren, Mr. Tishler bleibt an Bord und freut sich auf die nächste Mahlzeit. Er sieht effektiv *nichts*, schreibt aber fortwährend nach Hause: „Ich war auf Tahiti, ich bin in Neuseeland gewesen, ich reise durch Neusüdwales!“ Mit großem Ausdruck pflegt er zu sagen: „Yes, ich habe *Einiges* gesehen!“ („Anything“ — soll heißen „Alles“.) Mit einem Wort, die ganze Persönlichkeit spitzt sich zu der Preisfrage zu: „Weshalb reist dieser fröhliche Idiot eigentlich?“

Der furchtsame Zwerg.

In Auckland ist eine ganze Gesellschaft von Zwergen an Bord der „Maheno“ gekommen. Das Unternehmen nennt sich „Zeynards Tiny Town“ und klappert Ozeanien und Australien ab, um dann nach Afrika zu gehen. Zehn Liliputaner kommen aus Deutsch-Oesterreich, einer aus der Türkei und einer aus Australien. Alle miteinander sind reizende, wohlgebildete Persönchen, besonders die Damen, die nicht höher sind als 25—30 Zoll. Wenn sie zum Speisen an ihrem Tisch sitzen, glaubt man in eine Puppenstube zu blicken. Zwei der jungen Damen, etwa zwanzig Jahre alt, haben direkt süße Gesichter.

Alle sind Künstler, sie singen, tanzen, jonglieren, reiten. Einer der Herren ist Pony-Dresseur. Ein anderer ist Akrobat, er hebt dreimal sein eigenes Gewicht.

Dieser Kraftmensch von 35 Zoll Höhe wurde mein Freund, wir pflegten unseren Abendspaziergang um das Verdeck miteinander zu machen, und in einer hingebenden Stunde machte er mich zu seinem Vertrauten. „Wann i amol heirat', dann mueß a Große sein, i mag mit dene lächerlich klane Weibsleut' nix zu tun haben. Wann mir nur erst Afrika hinter uns hätten!"

„Warum?" fragte ich.

„Da soll's noch wilde Viecher geben," meinte er besorgt, „und so a kleinen Mensch wie i, den schnappen's leicht weg." „Sei'n Sie ganz ruhig," wollte ich trösten, „die wilden Tiere sind im Busch und nicht in den Städten, wohin Sie kommen." Der Kleine ließ sich nicht beruhigen. „Na, na, die haben's gar a feinen Geruch! Die riechen es, wann mir do sein, und dann kommen's aus dem Busch." Nach einer Pause sagte er sinnend: „Wissen's, i hob geheert, wann die Viecher satt san, dann greifen's den Menschen net an. Man müßt also die wilden Viecher Futter hinschmeißen — dann könnt' ma sicher nach Afrika reisen." — — —

Man sieht, aus dem kleinen Kopf eines Zwerges kann eine große Idee entspringen. Sämtliche Löwen, Leoparden, Jaguare, Hyänen in den Wildnissen Afrikas sollen abgefüttert werden, damit der Däumling sicher ist.

Ein Gemütsmensch.

Im Hotel zu Taupo, wo ich mich nur zwei Tage aufhielt, bekam ich das Zimmer Nr. 14. Als ich aber nach einem Rekognoszierungs-Spaziergang von einer Stunde in das Gasthaus zurückkehrte, fand ich in meinem Zimmer fremdes Gepäck und einen großen, schweren, dicken mittelalterlichen Engländer.

„Ich meine doch, dies war m e i n Zimmer," sagte ich.

„O yes," antwortete er etwas verlegen, „I h n e n wird es egal sein, aber Ihre Sachen stehen jetzt nebenan — das Zimmer ist genau so groß und hell wie dieses."

Nachdem ich mich von der Richtigkeit dieser Auskunft überzeugt hatte, ging ich noch einmal zurück und öffnete die Tür meines Nachbarn.

„Darf ich fragen, warum Sie ohne meine Einwilligung den Tausch vorgenommen haben?“

Er stand auf und über sein Gesicht verbreitete sich ein feindseliges, kampfbereites Lächeln.

„Wissen Sie,“ sagte er kühl, „im Hotel sind nur noch die beiden Zimmer frei — und das Zimmer nebenan hat die Nummer 13. Unter dieser Nummer wohne ich nicht, die bringt Unglück. Gewöhnlich sterben die Leute, auf die die Zimmernummer 13 fällt.“

„Und das sagen Sie mir, nachdem Sie ohne jedes Recht die Zimmer vertauscht haben?“

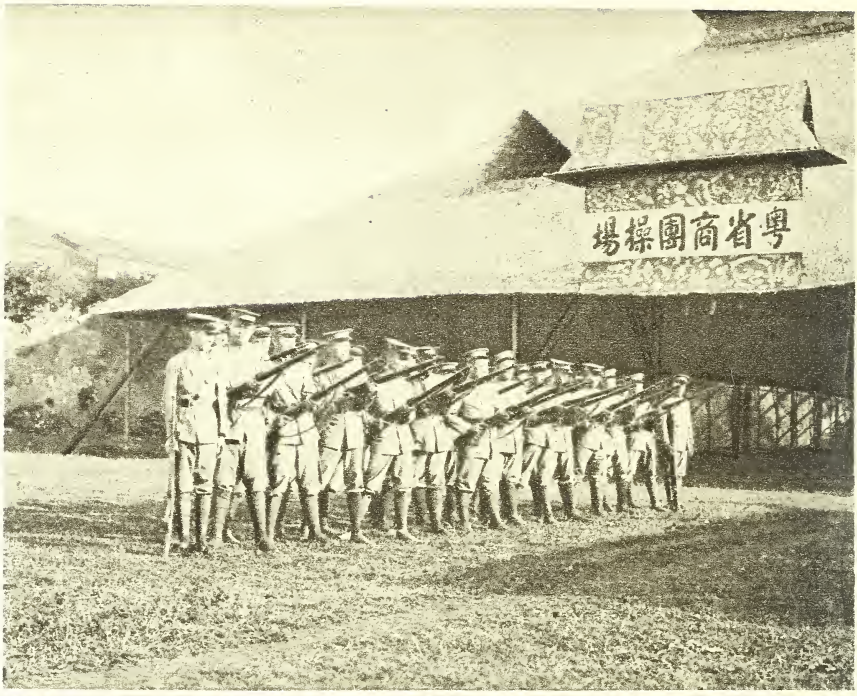
„Kleben Sie einen Zettel über die Nummer, wenn Sie auch abergläubisch sind,“ schrie er und schlug mir die Tür vor der Nase zu.

Die bösen Deutschen.

In der Rauchkajüte des großen Steamers hielt er lange Ansprachen. Er war ein Neuyorker Geschäftsreisender und sein Feld war die ganze Welt. Sein Gesicht war glatt rasiert, ein Auge etwas kleiner als das andere, wodurch ein Ausdruck der Schläue entstand. Ewig ritt er sein Steckenpferd, die Furcht vor den Deutschen im geschäftlichen Konkurrenzkampf. Seine Geschichten waren zahllos wie Sand am Meer. Da er aber prinzipiell nur ganze Feuilletons von 500 Zeilen Länge sprach, kann ich einen der Beweise für die Ueberlegenheit der Deutschen auf dem Weltmarkt nur in kurzem Auszug wiedergeben:

„Einmal verkaufte ich einem Mexikaner für 5000 Dollars Ware. Der Mann war all right, zahlte cash nach Empfang und machte nur zur Bedingung, daß alle Kisten — beiläufig fünfzig — mit einem gut sichtbaren Ring in roter Farbe gezeichnet sein müßten. Ich gab die Order meinen Leuten in Neuyork weiter, aber die waren natürlich viel zu überklug, zu stolz und zu faul, um die Kisten mit dem roten Ring zu zeichnen. Sie zeichneten die Kisten, wie sie es gewohnt waren, und kümmerten sich nicht um die Order des „verrückten“ Mexikaners. Der Kunde nahm die Kisten nicht ab, stellte die ganze Sendung zur Verfügung, ließ sich nicht auf einen Briefwechsel ein — und da bei Prozessen in Mexiko nichts herauskommt, mußte die ganze Order mit großem Verlust verauktioniert werden. Der Mexikaner gab seinen Auftrag einem deutschen Reisenden, dessen Haus selbst-

Blick vom Peak in Hong Kong



Chineſiſche Soldaten — Dſchunken im Perlfluß zu Canton

verständlich jede Bedingung aufs peinlichste erfüllte — und ich war den Kunden los. Als ich ihn später besuchte und ihm Vorwürfe machte, lachte er mich aus.

„Hält Ihr Haus mich für einen Idioten?“ fragte er. „Und glauben Sie, daß ich die roten Ringe zu meinem Privatvergnügen auf alle Kisten malen lasse? Look here! Mein Bruder ist hier im Hafen Zoll-Inspektor und läßt alle Sendungen mit dem roten Ring an die Seite schaffen. Auf diese Weise spare ich den hohen Zoll und kann billiger verkaufen als die gesamte Konkurrenz!“

Die schöne Miß Molly.

„Is'nt he cute, is'nt he nice, is'nt he too comical for anything?“

Also sprach lachend die schöne Miß Molly, nachdem Mr. Tishler den Rücken gewendet hatte. Sie machte sich über ihn lustig und hatte recht. Mr. Tishler, dieser Wackelgreis, machte ihr den Hof. Das war komisch. Denn Miß Molly war eine reizende und dabei stattliche junge Dame. Alle jungen Leute an Bord waren hinter ihr her, sie schien sich indes mehr für die reiferen Jahrgänge zu interessieren. Uebrigens konnte ihr niemand etwas nachsagen, sie machte den Eindruck einer wohlerzogenen, intelligenten, sogar etwas belesenen jungen Dame. Jung — nun ja, sie war wohl etwa 26 bis 30 Jahre alt, sehr elegant, sehr vornehm — aber durchaus nicht reserviert, sondern von prachtvoller Freimütigkeit. Mich hatte sie schon oft mit ihrer Gesellschaft ausgezeichnet, und da sie sogar von Maeterlincks „Bienenleben“ zu schwärmen verstand, waren mir solche Plauderstunden nicht unangenehm.

Jetzt machte sie sich über Mr. Tishler lustig. Plötzlich kam ein ungewisser, gespannter Ausdruck in ihre Miene und sie sah mich forschend an. Das ganze Mädel schien verändert, durch die Züge der Dame von Welt lugte auf einmal ein Schimmer von Frechheit.

„Wenn Sie kein Frosch sind,“ sagte sie leise, „könnten wir beide hier ein feines Ding drehen.“

Ich fuhr förmlich zurück, als ich das „slang“ der Straße von ihren Lippen hörte. „Wie meinen Sie?“ stotterte ich und suchte mich äußerlich zu beherrschen.

„Der alte Narr ist doch reich, nicht wahr?“

„Er ist, wie ich gehört habe, mehrfacher Millionär.“

„Na alſo," lachte die ſchöne Molly, „das dachte ich. Sie haben nichts bei der Sache zu tun, als Ihren Freund zu mir zu bringen. Sie dürfen —" ſetzte ſie ſchelmiſch hinzu, „aber auch allein zu mir kommen ..."

Jetzt begann es bei mir zu dämmern. O Menſchenkenntnis, wie haſt du mich wieder einmal im Stich gelaſſen!

„Aber weshalb ſoll ich ihn bringen?" warf ich ein. „Sie brauchen ihn ja nur ſelbſt einzuladen."

„Geht nicht," flüſterte ſie, „das hab' ich ſchon heraus, allein geht er nicht in ein fremdes Haus, dazu iſt er zu vorſichtig. Aber zu Ihnen hat er Vertrauen, wenn Sie ihm ſagen, ich hätte Sie zu einem Beſuch eingeladen, dann geht er mit."

„Sie wohnen in Sydney?"

„Ja! Ich habe jetzt bloß einen Freund nach Neuſeeland begleitet, der drei Monate dort bleibt. Wiſſen Sie, es iſt eine Kleinigkeit, dem Alten ein paar tauſend Pfund abzuknöpfen. Sie ſehen ja, wie er mir die Kur macht."

„Und mich halten Sie für gut genug, Ihnen den Mann zu liefern?"

„O, you are smart, my boy! Was liegt dir an dem Alten, du haſt ihn doch auch bloß auf der Reiſe getroffen. Bringe du ihn nur, das Uebrige überlaß mir! Na, wie iſt es? Gemacht? Halbpart?"

— — Sie war ſehr beleidigt, als ich ihre Hand zurückſtieß, eilte ſofort zu Mr. Tiſhler und erzählte ihm, ich hätte mich über ihn luſtig gemacht, was allerdings nicht gelogen war.

Es gelang mir aber, dem guten Mann ſpäter die Augen zu öffnen.

Der „Reg.-Aſſ."

Die Engländer, ſo ſelbſtbewußt ſie auch ſind, verzichten im Privatleben und beſonders auch auf Reiſen auf alle Titulaturen, ausgenommen akademiſche Grade und militäriſche Würden. Sie begreifen es gar nicht, wie jemand ſich außerhalb ſeines Amtes Referendar, Rat, Aſſeſſor nennen kann.

Der Herr Regierungsaſſeſſor v. X., der zum erſten Male im Auslande reiſte, wußte das nicht, kümmerte ſich auch blitzwenig darum, ſondern führte unabläſſig ſeine ganze amtliche Würde an Deck und unter Deck ſpazieren. Das Wort „Regierungsaſſeſſor" war viel zu

lang und kompliziert, als daß die faſt ausnahmslos Engliſch ſprechende Geſellſchaft an Bord es verſtanden oder begriffen hätte. Dagegen bemerkten die Tiſchnachbarn des Deutſchen, daß er ſeine Beſtellzettel für Getränke ſtets „von X., Reg.-Aſſ." unterzeichnete. Das ominöſe „Reg.-Aſſ." fing im geheimen an, die Runde zu machen, bis ein Vertrauensmann ſich an einen ihm bekannten Deutſchen mit der Anfrage wandte:

„Why, in hell, does that fellow always put the „regular ass" behind his name?" („Warum, zum Teufel, ſchreibt der Kerl immer die Worte „regulärer Eſel" hinter ſeinen Namen?")

Es ſtimmte. „Reg.-Aſſ." kann im Engliſchen nicht anders geleſen werden als mit „regulärer Eſel".

Am nächſten Tage ließ der beſtürzte Regierungsaſſeſſor ſeinen Titel unter den Tiſch fallen.

XV.

Die australische Weltstadt.

„Sie gehen doch zum Melbourne-Cup?“ — „Wann fahren Sie nach Melbourne?“ — „Bestellen Sie rechtzeitig Schlafwagenplatz zum Cup!“ — „Sie werden doch den Melbourne-Cup nicht versäumen?“

Schon auf der Ueberfahrt von Neuseeland nach Australien durch die stürmische Tasmanische See schwirrten unaufhörlich diese Fragen hin und her, und einige ganz und gar vom australischen Rennfieber Ergriffene nahmen sogar ganz naiv an, man käme extra von Europa herüber, um den berühmten Melbourne-Cup zu sehen. Kaum in Sydney gelandet, drangen die Fragen wegen des Cups mit verstärkter Gewalt heran. Auf der Straße, in Hotels, in Klubs, bei der Einführung in fremde Häuser. „Darf ich Herrn B. aus Hamburg vorstellen?“ — „Very pleased. How do you do? Will you see the Melbourne-Cup?“

Das Sportfieber ist in Australien ein dauernder Zustand, bestehen doch die Zeitungen aus fünf Seiten Sportnachrichten, zwei Seiten Handelsnotizen und lokalen Artikeln und einer Seite Politik; einmal im Jahre aber, und zwar für lange Wochen, steigert sich das Fieber zu einer Art Wahnsinn, von dem der ganze Erdteil ergriffen wird. Für den Melbourne-Cup wird gespart und gearbeitet, viele Tausende kommen aus den entferntesten Gegenden angereist, die Züge laufen in der letzten Woche vor dem Cup in sechs, acht und mehr Sektionen, in Melbourne selbst sind die Nachzügler froh, auf Fußböden und Billards schlafen zu dürfen, denn alle Gasthäuser sind schon Wochen vor dem großen Rennen ausverkauft. Auf dem Grunde dieser wilden Sportfexerei blüht nicht etwa die Liebe zum edlen Pferd oder das Gefallen an einem glanzvollen gesellschaftlichen Ereignis, sondern die nackte Spekulation, die das ganze australische Leben beherrscht. Die Beträge, die in den europäischen sporttreibenden Ländern auf Pferde verwettet werden, sind Kindereien gegen die Unsummen, die allein

über den Melbourne-Cup roulieren und in die unergründlichen Taschen der Buchmacher fließen.

Soll ichs gestehen? Ich bin nicht nach Melbourne gereist, sondern an dem großen Cup-Tage zu einem Rennen in der Nähe Sydneys gefahren, um das berühmte Ereignis von hier aus per Distanz mitzuerleben. Denn auf allen Rennplätzen des Landes wird der Cup theoretisch mitgelaufen. Große Tafeln zeigen die fortschreitenden Geschehnisse in Melbourne an, Starterlisten erscheinen vor jedem Rennen, und die Buchmacher brüllen ebenso laut, als ob sie sich am Orte der großen Schlacht befänden.

Gewaltige Hitze und noch gewaltigerer Staub. Ein paar verstreute Eukalypten werfen ganz unzureichenden Schatten. Im Sonnenbrand vor der Restauration sitzen Hunderte und schlürfen kalte Austern, die hier so gut wie nichts kosten. Ein Dutzend für einen Schilling. Die Tausende, die auf den weiten Plätzen umherwandern, gewähren einen merkwürdigen Anblick. Die linke Hand hält Programm und Bleistift, die rechte aber ein entfaltetes Taschentuch, das unaufhörlich in der Luft auf und abzuckt. Denn viel schlimmer noch als Hitze und Staub ist die furchtbare Fliegenplage, eine wahre Pest, von der Sydney und das teils sandige, teils gebirgige Hinterland heimgesucht ist. Auch nicht eine Minute findet man an windstillen Tagen vor diesen Quälgeistern Ruhe, die sich mit Vorliebe auf Lippen und Augenlider niederlassen und, kaum verscheucht, schon mit Hilfsvölkern zurückkehren. Die vierte der Plagen ist die edle Buchmacherzunft, die alle Plätze mit einem Geschrei füllt, das jede Würde und Wohlanständigkeit ausschließt. Australien ist das Paradies der Buchmacher. Diese Leute nehmen nur Siegwetten an, beobachten sorgfältiges Schweigen über den Favoriten, den sie nicht ausbieten und meistens gar nicht verkaufen, so daß die Gewinnchancen des Publikums gleich Null sind. Der Ausländer hat noch eine andere Schwierigkeit zu überwinden — so gut er auch die englische Sprache beherrschen mag, er muß umlernen, denn die Australier sprechen eine Art von kolonialem Cockney, das geradezu grotesk wirkt. Das englische a (deutsch e) beispielsweise wird wie ei ausgesprochen.

„Eibettleidimohlstaar eituwonn, eituwonn, eituwonn!“ brüllt ein Buchmacher. Erst durch Nachsinnen und mit Hilfe des Programms lassen sich die Worte übersetzen. „I bet Lady Molster eight to one.“ („Ich lege Lady Molster acht zu ein!“)

Da die Lady, die gerade in den Ring geführt wurde, ein so allerliebstes Dämchen war, wie nur je eins auf vier Hufen umherlief, erwachte für einen Moment auch in mir das Rennfieber. Nachdem ich hinter einen Busch gegangen war, um darüber abstimmen zu lassen, ob ich ein Pfund von meinem Reisegeld verwetten dürfe, und nachdem ich mit meinem Antrag durchgedrungen war, da keine Seele gegen ihn stimmte, überantwortete ich dem Bookie mein Pfund. Die reizende Lady Molster, obwohl eine krasse Außenseiterin, gewann und der edle Buchmacher spuckte mit wehem Herzen neun Pfund aus.

Wer war wieder der Schlaue?

*

Wenn der gestrenge Winter über die Nordhalbkugel der Erde schreitet, feiert die Südhälfte ihren Sommer, der sich in der Nähe des Aequators, in den tropischen und halbtropischen Gegenden, nur dadurch vom Winter unterscheidet, daß er noch heißer ist. In Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales und dem Gehirn des ganzen Staatenbundes auf dem kleinsten Erdteil der Welt, ist es Frühsommer. Die heißeste Zeit hat noch nicht begonnen, aber es ist trotzdem für bescheidene Ansprüche schon heiß genug; 100 Grad Fahrenheit ist nichts seltenes bei einer Luftfeuchtigkeit, die den Wanderer wie mit einem warmen nassen Tuch umhüllt. Kommt der Wind aus nördlichen Richtungen, dann ist er so heiß, als wehte er direkt aus einem Backofen. Trotzdem gehen die Sydneyer — auf den ersten Blick höchst unpraktisch — in verhältnismäßig dicken Kleidern, nicht einmal die Weste wird abgelegt, wie in Neuyork; von Tropenanzügen und Tropenhüten, die nur ganz vereinzelt auftauchen, gar nicht zu reden. Die Erklärung liegt indes auf der Hand, den weißen Anzug verbietet der fürchterliche Staub Sydneys und den ganz dünnen Anzug überhaupt der mit großen Temperaturstürzen einhergehende, oft ganz plötzlich einsetzende Südwind. Das Bevölkerungsbild läßt also nicht erkennen, daß man sich in der Nähe des 30. Breitengrades befindet, der auf der nördlichen Erdhälfte durch Arabien, Tripolis, Marokko geht. Auch das Stadtbild zeigt, mit einer einzigen Ausnahme, keine Spiegelung der Weltgegend. Man könnte sich in Alt-England glauben — winklige, verbaute Straßen, nüchterne Häuser, alte Kirchen mit Glockenspielgebimmel, nur die Trottoirs sind des brennenden Sonnenscheins wegen überdacht. Und auf diesen Trottoirs drängt und schiebt sich in den Hauptstraßen ein wimmelndes Leben. Frauen

und Mädchen bilden in diesen Teilen der Stadt, in Georgestreet, Pittstreet, Castlereaghstreet, das Hauptkontingent des Verkehrs.

Wie in den Vereinigten Staaten, so ist auch im australischen „Commonwealth" eine neue Rassen-Unterart entstanden, die Colonials, die sich körperlich vom Engländer schon durchaus unterscheiden. Die Frauen und Mädchen dieser Australier sind außerordentlich schön und leichtblütig, altern aber unter der heißen Sonne sehr früh. Ungebundene Lebensart, Vergnügungssucht, Lust an Putz und Tand sind allgemein. Jedenfalls gehören die schönen Australierinnen zu den kostbarsten Gütern der Welt. Auf der Straße sehen die Damen alle aus, als seien sie direkt dem Wasser entstiegen, so eng haben sie sich die Kleider um den Körper gewickelt — auch nicht die leiseste Schwellung kann verborgen bleiben. Leider kann die Zerstreuungssucht sich nirgends vergeistigen, wie in den großen Kulturzentren Europas und Nordamerikas, der vornehmste Genuß ist das alberne und flache englische Melodrama, darauf folgen gleich das Kino, die Restauration, die zum Suff verleitende Stehbierhalle. Das berühmte Sydney ist eine der Weltzentralen des geistigen Stumpfsinns — der ja ein flottes Geschäftsleben keineswegs ausschließt. Wer sich die australische Presse ansieht, hat schon genug — es ist die am schlechtesten unterrichtete der Welt. Die kleine politische Rubrik mit einem Dutzend gleichgültiger Telegramme aus England gefällt sich in einer permanenten Deutschenhetze. Das Deutschtum in Australien ist nun allerdings auch danach, nichts von dem Nationalstolz der Deutsch-Amerikaner ist hier zu finden, selbst in ihren Klubs, unter sich, bedienen sich die meisten Deutschen in Australien des Englischen und lassen die Wolkenbrüche des Deutschenhasses in der Presse ohne Protest über sich ergehen. Alles das ist auf einen einzigen Punkt zurückzuführen — die geistigen Interessen schlafen in Australien, zumal in Sydney, ein — Wolle heißt die Parole, oder Metalle, oder gefrorenes Fleisch, oder was sonst der Erdteil produziert, der Rest ist Langeweile und billiges, den Geist noch mehr einlullendes Amüsement.

*

Drei Dinge sind es, die den Fremden, der sich sonst totlangweilen würde, in Sydney mit dem Dasein versöhnen: die reizvolle Umgebung, der Botanische Garten und der wegen seiner Schönheit weltberühmte Naturhafen. Die Sydneyer können es dem großen Cook

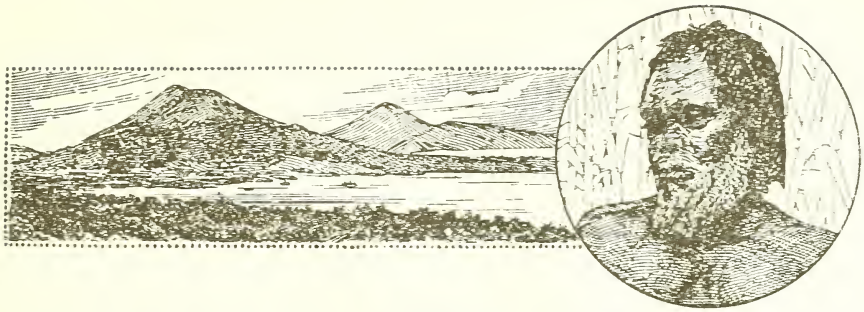
noch immer nicht vergessen, daß er einst an ihrem wunderbaren Hafen vorübergefahren ist, ohne ihn zu entdecken. Wer aber den Spuren des unsterblichen Cook folgt und sich aus der Tasmanischen See der Südküste Australiens nähert, kann den Irrtum Cooks wohl verstehen. Gleich einer völlig geschlossenen, steilen Felsenwand, gegen die das Meer brandet, präsentiert sich die australische Küste, und erst, wenn das Schiff ganz nahe herangekommen ist, öffnet sich ein schmaler, schräger Spalt von kaum einer englischen Meile Breite. Da diese einzige Einfahrt ins Binnenland schräge verläuft, schieben sich die Felswände aus der Entfernung scheinbar ineinander und bilden ein optisch geschlossenes Massiv.

Ein von Sonnengold strahlender Sommermorgen war aus den Fluten gestiegen, als das Schiff sich den braungelben Sandsteinklippen näherte, das „Tor" wird von mächtigen, 300 Fuß hohen Felsen, den äußeren „heads", flankiert, und über sie hinaus sieht man schon auf hohem Tafelland die ersten Häuserzeilen des Vororts Mosman. Hinter den heads, im Innern von Port Jackson, ist ein australisches Venedig. In Hunderte von Streifen ist das Land zerrissen, wohin man sieht, öffnen sich Buchten und Einschnitte mit funkelndem Wasser, alle Landrücken leuchten in frischem Grün, und alle tragen schimmernde Villen, Straßenzüge oder buntgewürfelte Stadtteile. Die eigentliche Stadt, Sydney, liegt tief eingeschachtelt. Der Hafen ist neun Meilen lang, zieht sich noch eine Strecke weit in den Paramatta-Fluß hinein, und ist so tief, daß bei niedrigem Wasserstand große Schiffe bis 27 Fuß Tiefgang direkt am Lande anzulegen vermögen. Der Hafen Sydneys wird mit Recht den schönsten Häfen der Welt zugezählt.

Rings herum in seinen zerrissenen Buchten liegen die Ausflugs- und Erholungsorte der Sydneyer, vor allem das gepriesene Manly, ein Badeort, den von zwei Seiten die See bespült. Bis an den Hafen heran zieht sich auch der über alle Beschreibung schöne Botanische Garten, der trotz seiner Größe und Reichhaltigkeit an Gewächsen aller Zonen gewissermaßen im verborgenen blüht, denn nach seinem wahren Werte wird er von der Bevölkerung Sydneys nicht geschätzt. Zu den schönsten Punkten der ferneren Umgebung gehören die „Blauen Berge", so genannt wegen des tatsächlichen, noch unerklärten blauen Schimmers, der sie umgibt, mit den berühmten Jenolan Caves, Felsengrotten mit herrlichen bunten Kristallen und Stalaktiten.

Der Erdteil Auſtralien, der auf der Karte ſo klein ausſieht, iſt größer als die geſamten Vereinigten Staaten von Nordamerika, und alle Klimata, vom hochtropiſchen an der Nordküſte in der Nähe des Aequators, bis zu dem kühlen und kalten Tasmaniens, ſind in ihm vertreten. Wer das Innere kennen lernen will, bedarf vieler Wochen und einer regelrechten Expedition — die Städte dagegen, bis auf die kleinen Unterſchiede des Alters, gleichen einander, und wer Sydney, Melbourne, Brisbane kennen gelernt hat, kennt ſie alle.

Was Sydney anbelangt, ſo möchte ich wohl den Welttouriſten kennen lernen, der nicht aufatmend und mit Vergnügen ſeinen Staub von den Füßen geſchüttelt, ſeine Fliegen und ſeine Langeweile hinter ſich gelaſſen hätte.



XVI.

Fahrt in die deutsche Südsee.

Wieder schwimmt mein Schifflein in der blauen Südsee und unbarmherzig brennt die Tropensonne vom wolkenlosen Himmel, diesmal ist es der auf langer Reise — 24 Tage — befindliche Reichspostdampfer „Prinz Waldemar", eines jener Schiffe der Bremer Australi-Japan-Linie, die den Verkehr zwischen Sydney, Brisbane und Japan vermitteln. Und ein Hauch des fernsten Ostens umgibt auch schon das Schiff und seine Eigenart. Die Mannschaft besteht aus gelbhäutigen und barfüßigen Malaien, die Bedienung aus schlitzäugigen Chinesenjünglingen. Unablässig ertönt hier auch schon der gewaltige Schlachtruf des Ostens, bald laut, bald leise, grob und fein, eilig und lässig. „Boy!" erschallt es in allen Tonarten — und wie aus dem Boden gewachsen steht der Chinesenboy auch schon da. „Me wantschee big fellow bottle Sodawater!" — „Yes, Master!" Wie die Geisterbedienung des Gouverneurs von Maldonado in Gullivers Reisen, so mutet auch diese Bedienung an. Die Boys sind weiß gekleidet, bewegen sich auf weichen lautlosen Sohlen, walten flink und gewandt ihrer Aemter bei Tisch, im Rauchsalon, in der Kabine.

Deutsch aber ist das prächtige Offizierkorps — und das kann man merken! Der Erste Offizier, ein gutherziger, immer heiterer und zu Scherzen aufgelegter Polterer, spricht als langjähriger Ostasienfahrer mit der Mannschaft Malaiisch. In scheinbarer Aufregung, die seine zweite Natur ist, läuft er hin und her und eine bunte Kette von Worten kollert aus seinem Munde. „Avia kawatt brani — lapass! Minsch, wat büst du for'n Schapskopp — lapass! lapass! Junge, Junge, fier weg den Draht, du Döskopp! Tarak gai sabla kannan — Kwot skali! O, wat is de Bengel dumm! Kun apa tiela jaga, du Hammel? Lapass, lapass — ihr Dämelacks! — — Na endlich!" Aber derselbe

Mann studiert im stillen Sanktum seiner Kabine in den Mußestunden Kant, Nietzsche, David Strauß und sinnt religions-philosophischen Fragen nach. Und nun erst der Kapitän! Ein edles Gemisch von Würde, wie es sich für die autoritative Stellung des Kommandeurs ziemt, und von Heiterkeit. Ein vorzüglicher Plauderer, weiß er die Pflichten, die der verantwortungsreiche Dienst in diesen gefährlichen Gewässern ihm auferlegt, gut mit denen des Hausherrn zu verbinden. Seine Kenntnis von Welt und Menschen scheint ohne Grenzen zu sein. Wenn er erscheint, geht gleichsam die Sonne auf, eine Aureole von Gemütlichkeit umgibt ihn und gibt für das ganze schwimmende Reich den Ton an. Hinter ihm schreiten seine steten Begleiter: Fox, der auf alle Farbigen scharfe Terrier, und Raule, der Dachshund. Wenn dieser besagte Raule um eine Ecke läuft, dauert es ebenso lange, als ob drei andere Hunde hintereinander dasselbe Experiment machen — so lang ist der Köter. Der dritte der Verantwortlichen ist der Ober-Maschinist, ein breitschultriger Teutone mit gewaltigem Schnauzbart, mehr schweigsam als gesprächig und ein großer Angler vor dem Herrn. In allen tropischen Gewässern fischt er mit Wonne herum, so oft sich nur die Gelegenheit bietet.

*

Das große deutsche Kolonialreich in der fernen Südsee erstreckt sich über eine Meeresfläche von 45 Längen- und 30 Breitengraden. Zu diesem räumlich — die Meeresflächen mit eingerechnet — riesigen Inselreich gehören das gewaltige Kaiser-Wilhelm-Land auf Neu-Guinea, der Bismarck-Archipel mit Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Lauenburg, sowie die Inselgruppen der Palau, Mariannen, Karolinen, Marshall und Salomonen, die letzten zum Teil. Die Inseln selbst, die wieder in Untergruppen mit eigenen Namen zerfallen, zählen nach vielen Tausenden.

So umfassend diese Inselwelt aber auch ist und so weit ihre Bewohner auch durch das Meer und einen noch unentwickelten, wochenlang stockenden Verkehr voneinander getrennt sind, aus der Perspektive dieses Südseedampfers macht das ganze ungeheure Gebiet den Eindruck einer deutschen Kleinstadt. Alle Weißen kennen einander — und besser als über seine eigenen, scheint jeder noch über die Angelegenheiten des anderen unterrichtet zu sein, es gibt einen „Südsee-Klatsch", der aufs Haar demjenigen unserer Kleinstädte gleicht — lange, lange, ehe noch der erste Streifen deutschen Landes aus den

Fluten emportaucht, bin ich schon eingeweiht in Personalfragen, häusliche Angelegenheiten, Charaktereigenschaften, Aussichten, Fehlschläge, Erfolge, Anekdoten, Urteile — — nicht etwa, daß die Südseeleute übereinander zu Gericht säßen, weit entfernt, es ist nur eine Art Chronik, ein Austausch von Neuigkeiten mit Rückschau und Vorschau.

Wenn die Tropennacht hereinbrach und die Gesellschaft vom gediegenen deutschen Mahl sich erhob, fand man einander im Rauchsalon wieder zusammen. „Boy!" „Yes, Master!" „Makee come big fellow Bier!" „Yes, Master!" — „Boy!" „Yes, Master!" „Me wantschee Brandy!" — „Boy!" „Yes, Master!" „Makee typhoon!" — — Der Boy „macht Taifun", d. h. er läßt den elektrischen Fächer anlaufen.

Draußen brütet eine satte Wärme, unten leuchtet das Meer und oben die Sterne im dunklen Himmelsdom. Im Rauchsalon wechseln Erzählungen und kernige Männersprüche, gepfefferte Witze und Südsee-Anekdoten anmutig miteinander ab.

„Boy!" „Yes, Master!" „Makee come good cigar!" — — „Gutes Kraut! Hm! Alles nett hier an Bord! Ja, richtig, meine Herren, jetzt fällt die Geschichte mir wieder ein. Also ein junger Beamter kommt heraus, frischgebacken zum Kolonialdienst, der Sinn durch Kenntnisse noch unverdorben. Er brennt darauf, mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten, um sich die Sporen zu verdienen. Endlich naht der große Tag: er soll ins Hinterland, um mit einem big chief, einem Oberhäuptling, ein Palawer abzuhalten. Eifrig wendet er sich an seinen hohen Chef, um vor allem über die Etikettenfrage unterrichtet zu werden. „Wie ist es, Exzellenz, redet man den Häuptling mit Majestät oder nur mit Hoheit an?" „Das können Sie halten, wie Sie wollen," sagt der Chef schmunzelnd, „ich rede ihn gewöhnlich mit dem Titel „altes Rübenschwein" an!"

*

Nichts Wilderes kann die Phantasie sich ausmalen und nichts Imposanteres als die zerrissenen, zerklüfteten Küsten der gewaltigen vulkanischen Inseln im deutschen Teile der Südsee. Dunkel und drohend steigen wolkenumkränzte Kegel am Horizont auf, zyklopische Berge drohen finster vom Lande herüber, wild und grotesk wie die Menschen selbst, die in den undurchdringlichen Dickichten dieser Inselwelt hausen. Drüben, in der Westhälfte des Stillen Ozeans, auf Hawai, Samoa, Tahiti, Fidschi, Tonga, kommt der Weltreisende zu

spät, schon hat die Zivilisation um sich gegriffen und Eingeborene im Naturzustand sind kaum noch anzutreffen; hier aber, in diesem Teile der Welt, kommt der Tourist gleichsam noch zu früh, nicht einmal die Küstenlinien der neuen Länder sind ganz vermessen, die Riffe und Untiefen der Korallensee noch nicht alle aufgefunden und in die Seekarten eingezeichnet, die Küsten noch nicht mit Leuchtfeuern ausgestattet und das Innere der Inseln noch nicht erforscht. Unter der glühenden Sonne des Aequators wächst nahezu alles, was die nahrungsprossende Erde gebiert, durchaus unbekannt ist noch, was das Innere des Kaiser-Wilhelm-Landes auf Neu-Guinea etwa an Naturschätzen bergen mag — Gold, Metalle, Kohlen, Erdöle, Hölzer sollen vorhanden sein —, ein mörderisches Klima, das selbst die zähen Chinesen umbringt, und eine wilde Bevölkerung, noch mordgieriger als die Natur, setzen der Erschließung dieser Länder durch die Weißen noch einen unüberwindlichen Damm entgegen. Das Totschlagen und auch das Auffressen weißer Eindringlinge ist noch an der Tagesordnung; jeder Beamte, Kaufmann und Händler, jeder Paradiesvogeljäger in den Bergen ist in diesen Kolonien noch ein Pionier, der in mehr als einer Hinsicht sein Leben auf der Hand trägt. Niemals wird der Weiße unter diesen Himmelsstrichen körperliche Arbeit verrichten können, gibt es doch im Bismarck-Archipel und in Neu-Guinea schlechterdings Keinen, der nicht trotz permanenter Chininschluckerei am Malariafieber litte. Der kleine Landmann, der Handwerker werden als Auswanderer für die Südseekolonien nie in Frage kommen. Augenblicklich und noch für unabsehbare Zeit halten wir unsere Kriegsschiffe, unser Militär und unsere Beamtenschaft in der Südsee für die wenigen, an den Fingern herzuzählenden Gesellschaften, die mit Hilfe eines angeworbenen einheimischen Arbeitermaterials für einen beschränkten Kreis von Kapitalisten die erreichbaren Güter des Landes, hauptsächlich Kopra und Phosphate, exportieren. Die nebenbei geleistete Zivilisationsarbeit soll nicht unterschätzt werden, es winken den Wenigen aber auch reiche Profite.

Ob jemals mehr aus der Südsee-Kolonie zu erwarten ist, darüber gehen die Urteile in der schon ziemlich umfangreichen Südsee-Literatur auseinander; auf alle Fälle wird es der Kulturarbeit noch mancher Jahrzehnte bedürfen, des Zurückdrängens der Malaria durch systematischen Vernichtungskampf gegen die Anopheles-Mücke, der Zivilisierung der wilden Eingeborenen und Heranziehung einer ver-

läßlichen Arbeiterschaft, wenn die Reichtümer im Innern — falls sie überhaupt vorhanden sind! — erschlossen werden sollen.

*

Schon steigen fern unter einem düster drohenden Gewitterhimmel die Berge Neu-Pommerns aus dem Meere auf. Ganz schwach zur Rechten ein Nebelstreif, die Südspitze Neu-Mecklenburgs. Zwischen diesen beiden gigantischen Inseln, von denen Neu-Pommern allein 25 000 Quadratkilometer Flächeninhalt besitzt, muß das Schiff in einem verhältnismäßig engen Kanal seinen Weg nach der Gazelle-Halbinsel und Blanche-Bucht suchen, in deren Tiefe der neue Sitz der kaiserlichen Regierung, R a b a u l, sich angesiedelt hat. Was werden wir alles zu sehen bekommen! Hier erst beginnt die Fremde, wiewohl die deutsche Flagge über allen diesen Gebieten weht. Das vulkanische Innere selbst der Hauptinsel des Bismarck-Archipels, Neu-Pommern, ist noch wenig bekannt, selbst die Küstenstriche sind noch nicht ringsherum vermessen. Für die Schiffahrt sieht es noch sehr schlecht aus, keine Feuer zeigen die Einfahrten in bewohnte Buchten an — abgesehen von einer einzigen, eben wegen ihrer Einsamkeit berühmten Leuchtboje im inneren Hafen von Rabaul —; der Kapitän, der zur Nachtzeit einläuft, muß sich gewissermaßen in die verschlungenen Buchten „hinein f ü h l e n“ oder bis zum Tagesanbruch treiben, falls die üblichen Korallenbänke den Küsten vorgelagert sind.

Die „wilden Deutschen“ oder die „deutschen Wilden“ in unseren Gebieten gehören den dunklen Melanesiern und den helleren Mikronesiern an. Bis auf die Karolinen, Palau, Mariannen, Marshall, wo Mikronesier heimisch sind, bestehen alle unsere wilden Mitbürger aus schwarzen Melanesiern; viel mehr können heute auch die größten Rassenforscher noch nicht sagen, denn es herrscht von Dorf zu Dorf eine so ganz unglaubliche Zersplitterung und Mischung, daß von einer einheitlichen Charakteristik nirgends die Rede ist. Auch die Dialekte sind so verschieden, daß die Leute diesseits eines Hügelrückens die auf der anderen Seite nicht mehr verstehen. Auf dem Fehlen jeden politischen Zusammenhanges unter den Eingeborenen, ja, auf der steten Feindschaft der Stämme untereinander beruht denn eigentlich auch die Macht des kleinen Häufleins Weißer, das vielen Tausenden eingeborener Krieger furchtlos gegenübersteht.

*

Etwa so, wie Wagners Gespensterschiff aus der Kulisse auf die Bühne hinausschwenkt, groß, dunkel und geheimnisvoll, so stürmt auch unser Schiff durch Nacht, Donner und Blitz in die von Vulkanen umschlossene Blanche-Bucht. Noch flog das Schiff im Angesicht der Küsten über den weiten Rücken des Meeres, da zog ein düsteres Gewölk auf, unter dem die Flut dunkelte. „Gedrängt vom Himmel entsank Nacht", singt der ewige Barde Homer. Ein tropisches Gewitter brach los in all seiner Schönheit und Unheimlichkeit. Wie tausend Kanonenschläge prasselt der Donner, die Blitze ergießen weiße Lichtströme und scheinen das dunkle Himmelsgewölbe jedesmal mitten durchzureißen. Prasselnd stürzt eine Regenflut aus der Höhe. Dem Kapitän auf hoher Kommandobrücke ist das Gewitter gewiß ganz willkommen, denn fast ununterbrochen liegen die schon ganz nahen Küsten auf beiden Seiten im strahlenden Licht der Blitze.

Es ist schon spät in der Nacht, als von fern die berühmte einsame Leuchtboje von Rabaul herüberblinkt. Unter der Musik krachender Donnerschläge und der würdevollen Illumination blendender tropischer Blitze gewinnt der „Prinz Waldemar" den schützenden Hafen. „Fall Ankerrrrr!" dröhnt es von der Kommandobrücke, und rasselnd strebt der Anker in die Tiefe. Dann heult die Dampfpfeife ein paar Mal in die Nacht hinaus. „Wir sind angekommen," heißt das. Und alles wird still. Mit der Strömung schwenkt das Schiff langsam herum. Drüben, in Rabaul, das die Nacht umhüllt, leuchten ein paar Lichter. Geheimnisvoll ragen ringsum die Berge. Gute Nacht! Morgen soll sich uns das wilde Deutschland entschleiern.

Queens Road, die Hauptgeschäftsstraße in Hong Kong

Sampan im Hafen von Hong Kong — Im chinesischen Hafen

XVII.

Momentbilder aus dem Bismarck-Archipel.

Im Morgengrauen hat der Dampfer seinen Ankerplatz in der Mitte der Bucht verlassen und am Pier festgemacht. Er liegt jetzt unmittelbar vor Rabaul, dessen rotbedachte Häuser sich bis an den Strand hinabziehen.

Vor mir, der ich eben aus der Unterwelt des Schiffes emporgetaucht bin in die Treibhausluft der inneren Blanche-Bucht, steht ein sonderbares Etwas von einem Menschen und hält einen Brief in der Hand. Dieses Etwas ist offenbar ein Jüngling, der so gut wie nackedig ist. Brust, Arme, Leib, bis auf die muskulösen Beine und bloßen Füße, glänzen schwarz und ölig. In einem Perlenarmband am Oberarm steckt eine Stummelpfeife, die stark erweiterten Ohrläppchen tragen große schwere Ohrringe aus Muscheln, das glänzende Gesicht mit den großen schwarzen Augen ist mit dicken roten und weißen Strichen bemalt. Aber was ist das? So nebensächlich wirkt die Hauptsache, daß ich sie zuletzt bemerke. Der Mensch hat eine Khakimütze auf dem Wollkopf, ein kleines rotes Tuch um die Lenden und über dem nackten Bauch einen richtigen Infanteriegürtel. Auf dem Schloß, gerade vor dem Nabel, steht: „Gott mit uns", und an der Seite hängt ein kurzer Säbel. Alle guten Geister — dieser wilde Landsmann ist ein deutscher Soldat!

„Guten Morgen, Heinrich," sage ich. Flugs öffnet die unwahrscheinliche Figur den Mund, zeigt zwei Reihen spitzgefeilter Zähne und sagt mit einem breiten Grinsen laut und deutlich: „Guten Morgen, Master!"

Da habe ich mich umgedreht und bin, total überwältigt, in die Unterwelt zurückgetaucht, um mich im stillen Kämmerlein durch innere Sammlung auf weitere Ueberraschungen vorzubereiten.

*

Ein drückend heißer, schwüler, tropischer Tag voll Sonnenglut und Glast hüllt alles ein und gießt flüssiges Gold auf die berückend

schöne Landschaft. Denn so finster sich diese Länder an ihren zerrissenen, gebirgsumsäumten Küsten zeigen, so lockend und faszinierend sind sie in ihrem Innern. Rabaul liegt tief in einem Meereskessel eingebettet, in einem gewaltigen Naturhafen, der so geräumig ist, daß eine ganze Kriegsflotte Platz finden könnte — gesichert vor Stürmen und vor feindlichen Angriffen. Dieser Hafen ist die Ursache, daß der Regierungssitz vor drei Jahren von Herbertshöhe mit seiner offenen Reede nach Rabaul verlegt worden ist. Der ganze ungeheure, in die Länge gezogene Halbkreis des Meereskessels ist eingesäumt von hohen, scharf ausgezackten, vulkanischen Bergen, alle bis an die Gipfel und höchsten Hänge mit leuchtendem Grün übersponnen. Aus der Mitte der Bucht steigen aus den Fluten zwei reich bewachsene Felsen empor, die Bienenkörbe genannt, und der ganze sichtbare, viele Meilen lange Ufersaum ist eingefaßt mit wehenden Kokospalmen, zwischen denen die Hütten der Eingeborenen und hier und da die Stationen der Weißen schimmern. Ueberschaut man die ganze entzückende Landschaft, dann drängt sich einem ohne weiteres die Gewißheit auf, daß dieser ganze weite Kessel nichts sein kann als ein alter ungeheurer versunkener Krater, in den das Meer eingedrungen ist. Noch ist die ganze Gegend in vulkanischer Tätigkeit, und Erschütterungen finden beinahe täglich statt. Die große Vulkaninsel mitten in der äußeren Blanche-Bucht ist vor zwölf Jahren in der Spanne einer Nacht aus der Tiefe emporgehoben worden.

Ueber die zackige Horizontlinie der Berge erheben sich auf der Gazelle-Halbinsel im Angesichte Rabauls und des unfernen Herbertshöhe die drei Vulkane, denen man die Namen der „Mutter" mit der „Süd"- und „Nordtochter" gegeben hat, heiße Schwefelquellen neben den häufigen Erdbeben geben Kunde von dem unerloschenen Leben dieser Vulkanreihe; ihr entspricht im Norden der Insel der 1200 Meter hohe „Vater" mit „Süd-" und „Nordsohn", und unter den übrigen zahlreichen Feuerbergen der Richthofen-Vulkan, der 1500 Meter hohe Schrader-Berg sowie im Westen die Hunstein- und Below-Vulkane, so genannt zum Andenken an zwei Deutsche, die bei einem Ausbruch im Jahre 1888 umkamen.

Wenn der Blick an den Bergen oberhalb Rabauls emporschweift, winken und blinken aus dem Grün anmutige, weißleuchtende Südseeheime, zur Linken hoch oben, fast ganz versteckt, die Residenz des Gouverneurs, zur Rechten, etwas tiefer, mit

Turm und wehender deutscher Flagge, das „Haus Nakaia", in dem der Vertreter des Norddeutschen Lloyd sein Heim aufgeschlagen hat. Die Insel Matupi mit dem Sitz der Vertretung des Südseehauses Hernsheim, liegt hinter einem Landvorsprung buchtauswärts. Unten, auf dem Vorland, wimmelt es zwischen Palmen von freundlichen Häusern mit weiten, offenen Veranden an breiten, schön ausgelegten Straßenzügen.

*

In Rabaul könnte man eine wundervolle Musterkarte schwarzer Landsleute zusammenstellen, denn die Straßen, der Strand, der Busch sind voll von Eingeborenen aus den verschiedensten Gegenden des Bismarck-Archipels und Neu-Guineas. Da finden sich Leute aus Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg mit den vorgelagerten Inseln; als Arbeiter geschätzte Buka-Leute aus den Salomonen, schlanke Ponapesen, die sich seit dem letzten blutigen Aufstand im Exil befinden, verbannte Siar-Leute aus Neu-Guinea, Spitzköpfe von den Manus-Inseln — ein bunt zusammengewürfeltes Völkchen von Arbeitern und Soldaten, zu allermeist schwarze Melanesen und nur ein ganz geringer Einschlag der helleren und schöneren Mikronesier. Auf Neu-Pommern selbst, wo wir uns befinden, unterscheidet man zwei ganz getrennte Völkerschaften, die in den Bergen sitzenden Baining, wahrscheinlich reine Papua, wie die Einwohner von Neu-Guinea, und die gemischtrassige melanesische Küstenbevölkerung.

Und wie sehen die Jungen aus! Daß unsere Landsleute im Bismarck-Archipel ein schöner Menschenschlag sind, kann man mit der größten Nachsicht kaum behaupten. Untersetzt bis mittelgroß, schwarz, mit langen Armen und kurzen Beinen, alten, ausgeprägten Gesichtern mit hervorstehenden, gebogenen Nasen. Die Züge sind für den, der sich an sie noch nicht gewöhnt hat, wenig vertrauenerweckend, zuweilen beunruhigend. Alle Männer und Jünglinge sind nackt, bis auf den kleinen Lendenschurz, das Lava-Lava, aber im übrigen sind alle herrlich geschmückt. Hüte und Mützen sind unbekannt, die glühende Sonne, die unsereinen trotz allen künstlichen Schutzes mit dem gefürchteten Sonnenstich bedroht, kann diesen Dickschädeln mit ihren natürlichen Wollmützen nichts anhaben. Einer der Jünglinge, der mich nach einem befreundeten Haus am Strande führen soll, ist ein wahrer Dandy. Das krause Haar, das wie ein Turban vom Kopfe absteht, ist mit Korallenkalk rotbraun gefärbt, in der Nasenscheide-

wand steckt ein zierliches, poliertes Knochenstäbchen, beide Oberarme zieren Muschel- und Perlarmbänder, in denen rechts eine Pfeife, links ein Zinnlöffel steckt, um den Hals liegt eine Kette aus Hundezähnen und das Gesicht ist greulich mit knallroten Ornamenten bemalt. Die Augen liegen in zwei roten Ringen, quer über die Nase laufen zwei dicke weiße Striche.

Aehnlich sehen alle aus. Tätowierung sieht man nicht, statt dessen die krasseste Bemalung. Die Färbung der von Natur schwarzen Haare geht vom Knallrot bis Dunkelbraun durch alle Nuancen und Schattierungen. Armbänder und Halsketten sind allgemein, ebenso die Gesichtsbemalung. Die Ohrläppchen sind häufig dermaßen erweitert, daß sie bis auf die Schultern herabhängen und beim Gehen hin- und herschwenken. Die Frauen, keineswegs schöner als die Männer, tragen innerhalb der Ansiedlung das bekannte scheußliche sackartige Gewand der Missionare. Die Weiber bemalen sich nicht, doch sieht man Neu-Mecklenburgerinnen mit tiefen Narben auf der Stirn — nicht etwa Ziernarben, sondern Ueberbleibsel von Wunden, die den Mädchen aus irgendwelchen, vermeintlich sanitären Gründen beigebracht werden.

Das sind also unsere Landsleute, die wilden Deutschen, wie sie in der „Stadt" der Weißen, Rabaul, umherlaufen.

*

Groß ist die Südsee-Gastfreundschaft — — noch ist der Tag jung und schon regnet es Einladungen zum Tiffin, zum Tee, zum Abendessen, zum Uebernachtbleiben. Aber man muß vorsichtig sein, denn über der ganzen exotischen Landschaft mit den ebenso exotischen Menschen (die Europäer eingeschlossen) brütet eine geradezu mörderische Sonne, die dem Neuling zusetzt. Noch ganz anders als in der östlichen Aequatorialzone der Südsee auf den kleinen Vulkaninseln und den noch kleineren Atollen, über die der Wind hinstreicht, glüht hier die Tropensonne. Rabaul liegt nur vier Breitengrade südlich vom Aequator; aber das ist es nicht allein. Rabaul liegt in einem wahren Brutkessel, und während der Zeit des Südwest-Monsums, wie jetzt, schneiden die Berge in seinem Rücken es förmlich von jedem Lufthauch ab. Auch der Tropenhelm ist unter solchen Umständen kein ganz verläßlicher Schutz, bei der leisesten Anstrengung im Freien legt es sich wie ein eiserner, pressender Ring um Stirn und Hinterkopf.

Doch es harren ja keine Strapazen, sondern Genüsse. Der Herr der stolzen Residenz drüben auf den grünen Hügeln, der Gebieter des Hauses „Nakaia", was „unter dem Krater" bedeutet, sendet Pferd und Wagen sowie einen schwarzen Diener, und ohne Toilettewechsel, im weißen Tropenanzug, wie es die Glut der Tagesstunden bedingt, besteige ich das Gefährt und nehme die Zügel, um ein deutsches Südseeheim kennen zu lernen. Durch eine ausgedehnte Palmen-Plantage geht der Weg, zur Rechten, fern, zwischen den Stämmen, leuchtet in satter Bläue die sonnenbestrahlte Bai. Der Neu-Pommern-Boy neben mir macht sich bemerkbar. Wir passieren ein langgestrecktes Holzgebäude. „Haus Bullmakau" sagt er. Es ist gut, daß ich schon ein wenig in das Pidgin-Englisch-Deutsch unserer schwarzen Landsleute eingeweiht bin. „Dies ist ein Kuhstall", will er sagen. Bull und Cow sind von den Eingeborenen einfach zusammengezogen worden und „Bullmakau" bedeutet jetzt Ochse, Bulle, Kuh, Rindfleisch, Ochsenbraten usw. Ein Automobil heißt „Steamer belong bush", der „Dampfer, der durch den Wald fährt" — wenn's kein weißer Witz ist.

An der Freitreppe des luftigen, auf allen Seiten offenen Schlosses erwartet die stattliche Hausfrau den Fremdling, der alsbald aus seinem Staunen nicht mehr herauskommt. Bei Tische in der luftigen Halle bedienen lautlos drei groteske, nackte Gestalten — nackt bis auf die kleine Lava-Lava. Alle drei tragen Perlenarmbänder; einer hat sich einen großen Kamm in das mit hochgelbem Kalk bestäubte Haar gesteckt, der zweite hat rote Querstriche über beiden Wangen, der dritte große weiße Tupfen unter den Augen. Sie sind nach ihrer Meinung wundervoll geschmückt. Aber geradezu zum Kugeln sind die Kommandos der Hausfrau. „Big fellow bottle makee bum bum he come!" (Wörtlich: „Großer Bursche Flasche machen bum bum, er kommt!") Was kann das bloß sein? Da kommt der Bengel mit dem Sekt. Aha! Die große Flasche, die bum bum beim Oeffnen macht. — Nachdem diverse Flaschen bum bum gemacht haben, singt die Hausfrau mit herrlicher, geschulter Stimme am Flügel Elisabeths Gruß an die teure Halle. Rings umher unterhalb der Veranda leuchten im schwellenden Grün Mangos, Papayas, Ananas, und die herrlichsten Blumen, die einen betäubenden Duft emporsenden; tief unten glänzt die blaue Bucht mit den grünen „Bienenkörben" und weit drüben die geheimnisvolle Küste, verborgen hinter einer wallenden Gardine von Kokoswedeln — es ist alles wie ein ausschweifender Traum.

*

Das moderne Rabaul existiert erst drei Jahre. Es ist erstaunlich, was während dieser kurzen Zeit geleistet worden ist. Breite Straßen und Alleen sind angelegt, der Busch ist in sich selbst zurückgedrängt worden, ein prächtiger Botanischer Garten ist schon vorhanden, und alles ginge noch schneller vor sich, herrschte nicht, wie überall in der Südsee, trotz großen Menschenmaterials Arbeitermangel. Haben die Eingeborenen nicht eigentlich recht? Weshalb sollen sie für den weißen Eindringling arbeiten, wenn ihnen alle Nahrung gleichsam in den Mund wächst?

Buschwärts befindet sich ein kleines Chinesenviertel. Es macht einen komischen Eindruck, Firmenschilder zu lesen wie dieses: „Ah lung kee, Schneidermeister." Am Ende der Straße befindet sich auch ein japanisches — na, sagen wir Teehaus, gefüllt mit mehr oder minder jungen Japanerinnen, die sich auf Tee- und andere Zeremonien verstehen.

Außerhalb der „Stadt", im Busch, in den Dörfern der Eingeborenen, die ich mit behördlichem Fuhrwerk, einem jungen Beamten und eingeborenen Soldaten besuchen kann, hört aller Zwang auf. Das einzige Kleidungsstück ist das Lava-Lava, und das ist klein genug. Die jungen Damen laufen im Schmuck ihrer natürlichen Schönheit umher und paradieren mit allem, was die Natur ihnen verliehen hat. Alte Damen halten es erst recht nicht der Mühe wert, sich zu bedecken. Gut bestellte Pflanzungen von Bananen, Kokos, Mangos, Papayas, Taro, Yams, Ananas, Hirse umgeben die Dörfer mit ihren Wohnhütten aus Mattengeflecht und Bedachung aus Pandanusblättern. Häufig ist der Brotfruchtbaum. Am Strande stößt man auf kunstvoll geflochtene Fischreusen und große Kanus, denn alle diese Strandbewohner sind große Fischer. Aus den Höhen der Berge dröhnt ab und zu ferner dumpfer Trommelklang — und die Leute im Tal horchen auf. Es sind Mitteilungen, Botschaften, die in der Trommelsprache von Dorf zu Dorf klingen. An 35 000 Menschen sollen allein auf der Gazelle-Halbinsel sitzen.

In einem Dorfe begegnete uns eine reizende Schöne, die gewiß das Kind vornehmer Eltern war. Oben war auch sie unverhüllt, und mit größtem Recht, sie war kräftig und wohlgebaut, ihr krauses Haar war gelblich gefärbt, auf dem kleinen roten Tuch, das vorn und hinten herabhing, war vor dem Leibchen ein großer schwarzer Stern und auf der Kehrseite eine — Blume. Hinter sich her zog sie, wie einen

Hund, an langem roten Bande ein quiekendes Schweinchen. Als ich darüber lachte, nahm sie das Ferkelchen zärtlich an ihre nackte Brust und ging mit gekränkter Miene schmollend und graziös davon.

*

Nach einer kleinen, aber in der Stickluft anstrengenden Tour in den hinter dem Botanischen Garten beginnenden Urwald war ich am nächsten Nachmittag froh, als unser Schiff wieder hinausschwenkte in die äußere Bucht. Bei herrlichem Wetter geht es nach Herbertshöhe, das mit seiner stattlichen Kathedrale den Eindruck einer größeren Stadt macht, und später ein Stück an der Küste Neu-Mecklenburgs entlang, dessen Gebirge und Täler im Lichte der sinkenden Sonne wie unter Glas daliegen. Am nächsten Morgen sind wir vor Peterhafen auf den Witu-Inseln, und abends, ehe das Schiff querab südwestlich auf Neu-Guinea zusteuert, wird vor der Willaumez-Halbinsel an der Nordküste Neu-Pommerns das letzte Land gesichtet. Es ist die Insel Ruk.

Vor Sonnenuntergang scheint sie finster und dunkel aus dem Meere zu tauchen mit ihren ragenden schwarzen Bergen, gigantischen Abstürzen und Schroffen. Vor wenigen Wochen ist hier eine ganze Expedition von 28 Menschen erschlagen worden: 2 Weiße, 25 schwarze Träger und der chinesische Koch. Eine Strafexpedition ist unterwegs.

Schwarzblau zieht fern ein Unwetter heran und hüllt die Insel ein. Gleich einer dunklen Riesengestalt schreitet der Sturm über die See. Umsonst suche ich Ruk am Horizont. Endlich, die Sonne taucht schon ins Meer, entdecke ich es an einer ganz anderen Stelle. Mit dem Glase war ich dem fortschreitenden Unwetter gefolgt, während die Insel natürlich auf ihrem Platz geblieben war.

„Mit diesem Fehler," sagt der Kapitän, „würden Sie glatt durch das Seemannsexamen rasseln."

XVIII.

Von Neu-Guinea nach den Palau.

Als Knud Rasmuſſen mit der literariſchen däniſchen Grönland-Expedition Mylius-Erichſens bei den Nachbarn des Nordpols weilte und der kurze, kalte Sommer jener armſeligen Menſchen zu Ende ging, um dem furchtbaren Dunkel und der Eiſeskälte des neun Monate langen Winters Platz zu machen, trat eines Abends am Strande die alte Eingeborene Arnaluk zu dem Forſcher und deutete hinaus auf das Meer. „Siehſt du das ſchwarze Gewölk am Horizont?“ ſagte ſie. „Ich ſehe es wohl!“ Und Freude zitterte in der Stimme der Alten, als ſie erwiderte: „Ja, das iſt das große Dunkel, das jetzt naht!“

So freut ſich der Menſch noch in den unwirtlichſten Gegenden auf den Wechſel der Jahreszeiten, ſelbſt da noch, wo der Sommer ſchlimm, der Winter ſchlimmer iſt.

Denn unſere Seelen ſind ſo beſchaffen, daß das Einerlei ein ſchleichendes, entnervendes Gift für uns iſt, während der Wechſel uns mit neuer Tatkraft und friſch blühender Hoffnung erfüllt. In der heiß-feuchten Aequatorialzone Neu-Guineas entwickeln ſich unſere Mitkreaturen aus dem Pflanzenreich, die ihren Urſprung aus einer früheren, auf Waſſer und Hitze eingeſtellten Weltepoche herleiten, zu einer unbeſchreiblichen Ueppigkeit; der eingeborene Menſch iſt auf einer tiefen Entwicklungsſtufe ſtehengeblieben und lebt noch heute in reiner ethnologiſcher Steinzeit; der nordiſche, ſpäteren und höheren Raſſen angehörende Menſch aber, der hier dauernd zu leben gezwungen iſt, verfällt — falls ihn das Fieber nicht aufzehrt — einem Zuſtand, den ich die Tropen-Melancholie nennen möchte.

Ein Wechſel in den Jahreszeiten iſt kaum noch bemerkbar; das überall tief eindringende und rings umgebende Meer bedingt eine immerwährende große Luftfeuchtigkeit, eine eigentliche Trockenperiode gibt es nicht; heiß und feucht iſt es, während im „Winter“ der Südoſt-

Passat weht, und feucht und heiß im Nordwest-Monsum, der den „Sommer" auf der südlichen Erdhalbkugel begleitet. Immer und ewig brennt die Sonne mit gleicher sengender Kraft hernieder auf Meer und Land, jeden Morgen um die gleiche Stunde weckt das grelle Licht den dumpfen Schläfer aus schwerem Schweiß, jeden Abend um die gleiche Zeit wendet sich die müde Erde vom strahlenden Sonnenauge hinweg ins Dunkel.

Es ist, als ob sich schon im Aeußeren dieser Länder, gewissermaßen in ihrem Angesicht, in ihren Zügen, eine profunde Traurigkeit ob der ewigen Anspannung ausdrücke. Die Wildheit und das Düster der Küsten im Bismarck-Archipel steigern sich in Neu-Guinea zu einer erschütternden Melancholie.

Seitdem im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Portugiese Jorge de Meneses an die Nordküste Neu-Guineas verschlagen wurde und die große Insel für einen Kontinent hielt, haben nur wenige Menschen die Küste vom Meere aus frei von Nebeln und Dünsten, im goldenen Schein der Tropensonne daliegen sehen. Regennebel kriechen fast immer an der Küste hin, die gewaltigen Gebirge im Landinnern hüllen sich in Mäntel aus bläulichem Duft. Mir war das Schicksal hold. Ich habe das zyklopische Land so kristallklar bis an den fernsten Horizont daliegen sehen, als feiere die Natur irgendein geheimnisvolles, seltenes Fest. Friedrich-Wilhelms-Hafen in der Astrolabe-Bucht war das Ziel. Noch war es Nacht, als wir an der Küste entlangfuhren. Der Morgen kommt in diesen Breiten wie mit einem Zauberschlage. Ganz steil und schnell steigt die Sonne empor und aus Nacht wandelt sich in wenigen Minuten der strahlende Tag. Wie durch Zaubermächte enthüllt, glänzte da auch plötzlich das Kaiser-Wilhelm-Land herüber — so groß, so gewaltig, trotz der Lichtflut so ernst und abwehrend, daß der Anblick auf immer im Gedächtnis haften bleiben wird. Türmend, immer eine gezackte Kette hinter der andern, steigen die Berge im Innern empor und erglänzen in allen Schattierungen, vom Weiß bis zum düsteren Schwarz, vom sanften Grau bis zum intensiven Blau und Grün. Es sind die Ketten, Kegel, Schroffen und Querläufer des Finisterre-Gebirges, das sich hinter der Astrolabe-Bai hinzieht. Hinter den letzten bläulich schimmernden Spitzen am Horizont steigt es noch einmal, schwach herüberblinkend, in unabschätzbarer Entfernung wie schneeige Gipfel empor. Sind es die Alpen des fernen Bismarck-Gebirges mit

ihren bis zu 4300 Metern aufsteigenden Kuppen? Sind es Dunstformationen, von der Sonne beleuchtet? ...

Auf dem weiten Vorland hinter weiß brandendem Korallenriff grünt und blüht es von Palmen, Brotfruchtbäumen, Kasuarinen, einem wahren Dickicht von Bäumen und baumhohen Gebüschen. Die sanft ansteigenden Hügel bedeckt dichter Tropenwald. Da, wo die Berge höher emporsteilen, glänzt der dunklere Regenwald wie eine dichte grüne Gardine. Dunklere Koniferengehölze schauen aus noch größeren Höhen, und über ihnen wieder ragen die Matten des Hochgebirges mit ihrer für das Auge zu bloßer Farbe verschwimmenden alpinen Flora.

Der Küste vorgelagert ist eine reiche, bizarr gegliederte, bunte korallinische Inselwelt — so lieblich und herzerfreuend wie die ungeheuren Gebirgsmassen ernst und bedrückend.

*

Friedrich-Wilhelms-Hafen, der Hauptort des Kaiser-Wilhelm-Landes, liegt in der Astrolabe-Bai an der Mündung des Gogolflusses, inmitten einer reizenden Kleininselwelt, die das Meer draußen abschließt. Ausgedehnte Stationsgebäude der Regierung, Lagerhäuser der Neu-Guinea-Kompanie, einige freundliche Wohnungen am grünen Wasser der Lagunen machen den Ort aus. Im Hafen liegen die Jacht „Delphin" und das Kanonenboot „Kondor", das eben im Begriffe ist, nach Ruk abzudampfen, um die Eingeborenen, die eine ganze Expedition bis auf den letzten Mann niedergemacht haben, zu bestrafen.

Die Leute, die uns in und um Friedrich-Wilhelms-Hafen begegnen, sind ausnahmslos Papua, die bis auf das Lava-Lava nackt gehen. Sie sind schwarz, schlank, mittelgroß, mit breiten, zuweilen gebogenen Nasen und braunen, ausdrucksvollen Augen. Die Nasenscheidewand ist durchbohrt und mit einem Knochenstäbchen verziert. Die Ohrlappen sind erweitert und dienen zur Aufnahme von Papierrollen und Grasbüscheln. Armbänder aus Muscheln, Halsketten aus Hunde- und Schweinezähnen, Federn in den krausen Haaren sind allgemein, ebenso ein Bastkörbchen mit Pfeife, Betel zum Kauen usw., das jeder unter dem Arm oder in der Hand trägt. Alle diese Leute gehören zur Küstenbevölkerung, das Innere des Landes ist noch wenig erforscht.

Tätowierung ist auch in Neu-Guinea nicht gebräuchlich, dagegen aber Bemalung und Einschmieren des Körpers mit Fett und Ocker. Außerordentlich ausgebildet ist eine primitive Kunst, die sich im Bau der Häuser und im Schmuck der Waffen äußert. Die Hütten stehen meistens auf Pfählen, in einigen Gegenden gibt es luftige Baumhäuser hoch oben in den Zweigen, in anderen Pfahldörfer über dem Wasser; die Waffen zeigen reiche Schnitzerei und Bemalung. Haustiere sind Hunde, Hühner und Schweine. Das Tierleben Neu-Guineas ist ja sehr ärmlich an Säugetieren und beschränkt sich auf Fledermäuse, Schnabeligel und einige Beuteltiere — neben den früher eingeführten Schweinen und Hunden. Reicher ist die Welt der Vögel, Insekten und Reptilien vertreten.

*

Mit fünf Neuguinea-Jungen als unermüdlichen Ruderern in einem von der Neuguinea-Kompanie freundlichst gestellten Boot geht es quer durch die Bucht und den Majumba, einen engen Waldfluß, aufwärts. Wer nie einen tropischen Urwald betreten hat, kann sich keine Vorstellung von der Ueppigkeit der Flora machen. Mit ihren knorrigen Luftwurzeln stelzen Mangrovengebüsche ins Wasser hinein, wie Netzwerk hängen die Lianen zwischen dem Baumdickicht, bunte, leuchtende Orchideen schauen wie die Augen des Waldes dem Boote gleichsam nach, wilde Gummibäume haben aus Luftwurzeln gebildete Säulen um sich herum aufgebaut, so dick wie der Mutterstamm selbst. Ein betäubender Geruch aus Blumenaroma und Moder erfüllt die Luft. Papageien fliegen kreischend aus dem Dschungel auf, große Eidechsen rascheln durchs Gebüsch, prachtvolle Schmetterlinge wiegen sich von Zweig zu Zweig wie schwebende Blumen. Und über all dem brennt und sengt die mörderische Sonne Neu-Guineas.

Auf der einen Seite öffnen sich schließlich weite Kulturen von Gummibäumen. Man versteht, daß in diesem Treibhaus der Natur schlechterdings alles mit Gewalt wachsen muß — Kokos, Kautschuk, Kaffee, Tabak. Aber die vielen Tausende von Kokos-, Kautschuk- und Kaffeebäumen, die unter Kultur stehen, nehmen doch nur ein ganz kleines Winkelchen des gewaltigen Landes ein, dessen Erschließung von der Möglichkeit abhängt, die eingeborene Bevölkerung zur Arbeit zu erziehen.

*

Als spät am Nachmittag der freundliche Strand mit seinen Mangrovendickichten wieder zurückgewichen ist, sucht der Blick umsonst nach den Gebirgsketten, die der Morgen beleuchtete. Schwere silbrige Regennebel füllen die Einschnitte im Vordergrunde aus, düster und drohend lugen die Vorberge herüber, und dahinter ist alles in Dunst gehüllt. Jetzt könnte der Schiffer vorüberseegeln, ohne das ungeheure Bergland auch nur zu ahnen.

Den Abschied gibt uns im sinkenden Licht eine Insel — was sage ich: ein gewaltiger zyklopischer Kegel von furchtbarer Großartigkeit. Glatt und schräg auf allen Seiten, so steigt der Vulkan aus dem Meere. Hinten der gelblich glänzende Abendhimmel, vor ihm die düstere, unheimliche Silhouette des meilenlangen massiven Blocks, das Riesenhaupt verhüllt von einer Wolkenbank, so breit und groß wie das Meer. Aber der Anblick verflüchtigt sich schnell. Mit Siebenmeilenstiefeln rennt das Dunkel über die See und taucht alles: den Berg, das Meer, das Schiff, in schwarze Nacht.

Noch lange liegt die Küste des Kaiser-Wilhelm-Landes zur Linken. Hatzfeldhafen, Potsdamhafen werden passiert, die Mündungen des Ramu und des Kaiserin-Augusta-Flusses, aber über das, was jenseit der Küsten liegt, ist unser Wissen fast noch ebenso dunkel wie die Nacht, die Meer und Land umschlungen hält.

*

Wer die Navigation unter den schwierigsten und gefährlichsten Verhältnissen kennen lernen will, muß in diese abgelegenen und verkehrsarmen Gegenden der Welt gehen. Eines Tages tauchen drei kleine Punkte am Horizont auf, die länger und länger werden und sich zu drei hügeligen grünen Eilanden auswachsen. Sie gehören zur Hermit-Gruppe, und die größte der Inseln ist Maron, auf der die „Wahlenburg" steht, eine Südseevilla des Handelshauses Wahlen. Weit, weit vor den Inseln scheinen Baumgruppen direkt aus dem Wasser aufzusteigen, sie mehren sich ins scheinbar Unendliche und entpuppen sich als weit ins Meer vorgeschobene Korallenriffe, die die Wahlenburg gleich einer Festungsmauer umgeben. Auf einem dieser Riffe liegt als Warnungszeichen die eiserne Hülle eines großen Dampfers, des „Johann Albrecht" der Neu-Guinea-Kompanie, der hier vor Jahren gestrandet ist. Nur durch eine einzige Oeffnung vermögen Schiffe in die Lagune zu gelangen und nur durch dieselbe Lücke in der Korallenmauer auch wieder ins freie Meer.

Wieder andere Inseln besitzen überhaupt keinen Hafen, und die Landung wird bei unruhiger See, wenn nicht ganz unmöglich, so doch ein schwieriges Unternehmen. Hierher gehört die langgestreckte, zu den West-Karolinen gehörige Insel Jap. Ehe sie für uns aus dem Meere emportaucht, wird unter stürmischem Regenwetter und nordwestlichen Regenböen der Aequator überschritten. Vor Jap muß das Schiff in hochwallender See treiben, um einige Gäste loszuwerden; es ist keine Möglichkeit, nahe an die Insel heranzugehen, denn einen Hafen hat sie nicht, und die aufgewühlte See umbrandet sie in tosender Wut.

„Also steurten wir fürder hinweg," — um auf der Nordhalbkugel der Erde emporzuklettern, den unfernen Palau-Inseln entgegen.

XIX.

Tropengeſpenſt.

Auf 144 Grad öſtl. Länge und
2 Grad ſüdl.

Das war doch wirklich ſeltſam. Die reizende junge Dame ſtieg einfach über Bord, während das Schiff in voller Fahrt war. Nein, es mußte eine Täuſchung ſein, eine Ausgeburt der feuchten Treibhaushitze, die das ſtechend blaue Meer, das zitternde Schiff, das brühheiße Verdeck wie ein dampfender, klebriger Teich einhüllte. Mit Aufopferung entreiße ich mich meiner Trägheit, verlaſſe den Liegeſtuhl und trete an den Rand der Reling.

... Heiliger Himmel, es iſt keine Täuſchung ... das reizende Mädchen klettert außen an der Schiffswand hinab, ohne abzuſtürzen — und jetzt ſehe ich auch zu meinem Staunen, daß unten eine Leiter aus dem Waſſer emporragt, die irgendwie am Schiff befeſtigt ſein oder frei mitſchwimmen muß, denn ſie gleitet ebenſo raſch vorwärts wie der Dampfer. Im Nu war das Mädchen unten, gewann die Leiter und ſtieg ins Waſſer hinab.

Als die Fluten ihr ſchon bis an die Bruſt gingen, ſah ſie lachend zu mir, der ſich weit über Bord neigte, empor und winkte. Jetzt ſtieg ſie noch tiefer, die Wellen ſchlugen über ihrem ſchönen Kopfe zuſammen, und nun winkte ſie mir wie aus einer blauen Glasvitrine. Mich mußte eine Art Wahnſinn erfaßt haben, denn ich verlor den Kopf, ſchwang mich ebenfalls über die Reling und begann vorſichtig, die Köpfe der großen Eiſennieten als Stützpunkte benutzend, an der Schiffswand hinabzuklettern. Ganz leicht ging es, obgleich man, wenn das Schiff etwas überholte, in der Luft zu hängen meinte. Dicht über dem Waſſerſpiegel kam mir mit einem Zuſammenſchrecken meine Lage zum Bewußtſein ... War ich auf dem Wege zum Selbſtmord? —

Gleichſam als Antwort auf meine innere Frage tauchte meine ſchöne Reiſegefährtin noch einmal über die Flut empor und rief mir zu, daß das Waſſer in dieſer tropiſchen Region gar nicht naß und überdies ſo von Sauerſtoff durchſetzt ſei, daß man bequem darin atmen könne.

Da stieg ich ohne weiteres Besinnen ganz auf die wogende Wasserfläche hinab, erreichte die Leiter und stieg langsam in das beinahe heiße Element. Sobald die Flut sich über meinem Kopfe schloß, ward es kühler um mich her; kein Wasser drang in meine Lungen, ich konnte ganz frei atmen. Einen Augenblick sah ich noch an der gewaltigen Schiffswand und an der an ihr befestigten Leiter empor, dann fuhren Schiff und Leiter über mich hinweg — die wirbelnde Schraube sandte einen starken Luftstrom herab, und dieser Strom von Luft drückte mich sanft in die Tiefe ...

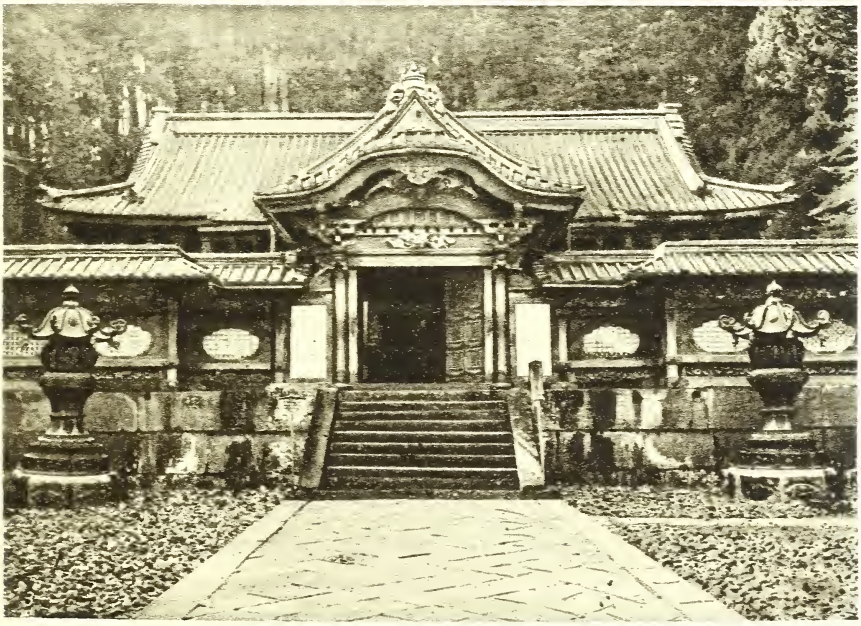
Auf einer elastischen Wiese von Seegras landete ich, das schöne Mädchen wartete schon und deutete auf einen ragenden Wald von roten Korallen, auf den es zuschritt. Ein wunderliches Weib. Sprechen konnte man nicht, denn dann schluckte man wirklich Wasser. Sah man empor, dann schweifte der Blick in ein transparentes Blau, in dem bunte, seltsame Vögel hin- und herschwebten. Aber es waren keine Vögel, sondern Fische mit langen strahlenden Flossen und großen smaragdgrünen, funkelnden Augen.

... Plötzlich erstarrte mein Blut — ich stand wie angewurzelt. Aus einem Korallenfelsen streckte sich eine ungeheure Hummerschere und packte meine Führerin. Sie sah sich mit Augen voll unendlichen Wehs nach mir um, dann war sie schon mitten durchgeschnitten. Der grauenhafte Kopf des Ungeheuers, eines vielleicht tausendjährigen Krebses, so groß wie ein Pferdekopf, schoß hervor, packte den an der Taille abgeschnittenen Oberkörper und zerrte ihn in die Korallenhöhle, während der Rumpf mit den sich noch spasmodisch bewegenden Beinen — ein schrecklicher Anblick — auf dem Boden lag.

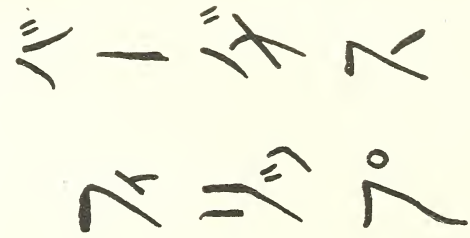
Ich wollte fliehen und konnte nicht, ich wollte schreien, aber das Wasser drang in meine Lungen, da faßte mich bleiches Entsetzen, mein Herz krampfte sich zusammen ... und ich erwachte.

*

Natürlich! Ein wüster Traum! Schon wieder! Ich saß auf meinem Liegestuhl und das schöne Mädchen, dessen Gesicht ich so deutlich gesehen hatte, war überhaupt gar nicht an Bord. Die furchtbare Tropensonne war einfach herangekrochen, während ich schlief, und schien mir auf den Kopf. Rasch bedeckte ich mich. Ich war aber zu träge, den Schatten aufzusuchen. Da stand ja auch wieder dieser auf-



1. Der große Daibutsu in Kamakura 2. Pagode in Nikko 3. Emitsu-Tempel in Nikko



1. Junge Japanerin 2. Ein Shinto-Prieſter 3. Japaniſche Viſitenkarte des Verfaſſers

dringliche Menſch, der nicht von mir abließ, trotzdem ich ihm deutlich genug zu verſtehen gegeben hatte, ich wünſche ſeine Geſellſchaft nicht. Eine dunkle Ahnung von Gefahr ließ mich den Menſchen meiden. Einmal hatte er mir eindringlich erklärt, man dürfe auf Reiſen ſeine Barſchaft nicht mit ſich umhertragen, ſondern müſſe ſie, zumal auf Schiffen, im verſchloſſenen Koffer laſſen. Wer ſollte ſie da ſtehlen? Es könne ja niemand ausſteigen. Da ſagte ich mir: der Menſch will dich einfach eines Tages von deiner Kabine weglocken und dann deinen Koffer aufbrechen. Ich trug alſo meine Barſchaft an meinem Körper, ihm aber ſagte ich, daß ich ſeinen Rat befolgt hätte.

Als es endlich Abend und ein wenig kühler geworden war, ſuchte der widerliche Menſch mich wieder auf. „Kommen Sie! Unbedingt müſſen Sie das Meeresleuchten ſehen!“

Das mußte ich nun allerdings unbedingt ſehen. Darin hatte er recht. Ich folgte ihm nach dem Hinterteil des Schiffes; es war ſchon ziemlich ſpät und auf dem Verdeck alles leer und ſtill. Da lag die See in grünem lichten Glanze; wie Silbertropfen ohne Zahl ſprühte es aus ihr hervor — Andacht ergriff die Seele. Ich ſchaute nur und ſchaute und vergaß die Gegenwart meines Begleiters ...

Er hatte darauf gewartet. Ehe ich wußte, was geſchah, hatte er mich von hinten gepackt, mir ein Tuch in den Mund geſtopft und mich emporgehoben. Mit kraftvollem Schwung ſchleuderte er mich ins Meer.

Keinen Augenblick war mein Geiſt getrübt. Ich empfand keine Angſt, nur Wut darüber, daß ich mich trotz der inneren warnenden Stimme hatte überliſten laſſen. Ehe man mich vermißte, würde er in meine Kabine ſtürzen und meinen Koffer aufbrechen — — ah! wie ein wilder Galgenhumor kam es über mich, ich trug ja meine Barſchaft bei mir — der Ueberliſtete war am Ende er!

In dem Augenblick, als ich den Meeresſpiegel berührte, lockerte ſich das Tuch in meinem Munde, ich riß es heraus und ſchrie gellend um Hilfe. Faſt im gleichen Augenblick hörte ich ſchon die Stimme des Matroſen im Maſtkorb, fern, aber deutlich: „Mann über Bord!“ Mit Händen und Füßen ruderte ich, das Schickſal hatte meinen Untergang noch nicht beſtimmt, nicht auf ſo unrühmliche Art — — der Dampfer ſtoppte, ein Boot wurde ausgeſetzt, und eine halbe Stunde ſpäter brachte man mich, zwar zu Tode erſchöpft, aber lebend, an Bord.

Unter den erſten Geſichtern, die ich ſah, war ſeines. Ich hätte auf ihn deuten und ihn auf der Stelle in Ketten legen laſſen können —

allein, war es Schwäche, war es Feigheit? Ich wagte es nicht, ihn zu denunzieren. Auch verlor ich alsbald infolge der übermäßigen Anstrengung das Bewußtsein.

An dem ersten Tage meiner Rekonvaleszenz indes, an dem ich mich etwas kräftiger fühlte, teilte ich dem Kapitän die wahre Geschichte meines Unfalls mit. Er war empört, sagte aber, er könne gegen den Betreffenden leider nichts machen, da er ihm von hoher Stelle empfohlen sei. Er glaube auch kaum, daß der Betreffende, der der Neffe eines Ministers sei, es so schlimm gemeint habe. Wenn ich wieder ganz gesund sei, könne ich ja eine Gelegenheit herbeiführen und den Betreffenden ebenfalls ins Meer werfen. So was käme ja vor, man dürfe diese Sachen nicht so genau nehmen. Ich sei überhaupt eine viel zu grüblerische Natur und nehme jede Kleinigkeit viel zu ernst. Was sei denn, wenn man's genau bedenke, schließlich dabei los, mal ins Wasser geworfen zu werden! Jeder anständige Mensch könne doch heutzutage sozusagen schwimmen. Früher, als das gegenseitige Inswasserwerfen noch zum guten Ton gehörte, sei er selbst mal bei Ceylon ins Meer geschmissen worden und ohne weiteres direkt bis Danzig geschwommen. Danzig, sage er, und davon lasse er nicht einen Buchstaben ab. Uebrigens heiße er Wobling —, das genüge hoffentlich für die Glaubwürdigkeit seiner Angaben.

Im übrigen tat der Kapitän das Aeußerste zu meiner Erheiterung. Eines Tages kam er in meine Kabine und zog an einem Strick eine Kuh hinter sich her. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß eine Kuh sich an Bord befand. Und mit dieser Kuh, die natürlich fast die ganze Kabine ausfüllte, führte der Kapitän die merkwürdigsten Boxerkämpfe auf. Mit gesenktem Kopf rannte er auf sie los, wie ein Ziegenbock, klatschend stießen die beiden Köpfe zusammen, aber die Kämpfer schienen sich daraus nichts zu machen. Einmal lachte die Kuh laut auf, wodurch ich auf den Gedanken kam, es sei gar keine richtige Kuh, sondern vielleicht nur ein verkleideter Steward. Als aber der Kapitän sich ein großes Glas hereinreichen ließ und die Kuh melkte, worauf er mir ein Glas mit frischer, schäumender Milch kredenzte, da sah ich, daß es doch eine richtige Kuh sein müsse. Schließlich machte sich das seltsame Ding so klein wie ein Hund und sprang durch das offene runde Fenster der Kabine ins Freie. Der Kapitän lachte hierüber so fürchterlich, daß die Fensterscheibe aus dem Rahmen fiel und am Boden klirrend zersplitterte. Ein Steward räumte die

Scherben hinweg, schließlich setzte sich der Kapitän, noch immer lachend, auf die Handschaufel und ließ sich mit hinaustragen.

Ich hatte gar keine Zeit, über diese merkwürdigen Vorgänge nachzudenken, denn was ich jetzt sah, als ich wieder allein war, ging mir denn doch über die Hutschnur. Die Beine des Tisches in meiner Kabine knickten auf einmal ein, sie bekamen gleichsam Gelenke, und der Tisch begann wie ein Pferd in der Kabine umherzugaloppieren. Nicht genug damit, schwang sich der Schemel auf den Tisch, setzte sich aufrecht hin und ritt ein richtiges Hindernisrennen. Wohl sechsmal sprang der Tisch mit seinem sonderbaren Jockey über meinen Kopf hinweg. Da klopfte es vernehmlich an die Tür und im Nu standen Tisch und Schemel wieder an ihren Plätzen, als ob nichts geschehen sei. Eine solche Frechheit von Tischen und Schemeln hatte ich denn doch noch nicht erlebt!

Gleich darauf trat ein richtiger, unverfälschter deutscher Gerichtsvollzieher in das Zimmer, der gar keine Notiz von mir nahm und einfach anfing, alle Gegenstände mit großen, gezackten Papiersiegeln zu bekleben. Als ich ihm wütend zurief, diesen Unfug in meiner Kabine gefälligst bleiben zu lassen, trat er lächelnd auf mich zu und klebte mir gelassen eine Siegelmarke mitten auf die Stirn. Welch ein seltsamer, unverfrorener Mensch! Ich wurde ganz ungeheuer grob. Aber es rührte ihn nicht im geringsten. „Regens Ihnen net auf," sagte er, „ich tue nur meine Pflicht, der Deibel hat es so angeordnet!"

Nein, dies ging als Scherz entschieden zu weit! Schließlich wußte man ja überhaupt nicht mehr, was man aus all diesem Unsinn machen sollte. Außerdem war mir entsetzlich heiß. Eiswasser! Eiswasser schien mir die einzige Rettung. Ich stürzte mich förmlich auf die elektrische Klingel. Im nächsten Augenblick öffnete sich auch die Tür — aber kein Steward trat herein, sondern ein Briefträger, der aus einem gigantischen Postbeutel einen ungeheuren Berg von Briefen vor mir ausschüttete. Mein Kopf wirbelte. Wo sollte ich die Zeit hernehmen, alle diese Briefe zu lesen! Sind sie zu Hause denn alle verrückt geworden? Der Berg von Briefen war bis zur Decke angeschwollen . . .

Während ich noch auf das Gebirge von Briefen schaue, faßt mich kaltes Grauen. Da hinten bewegt sich etwas! Ich ahne, was das zu bedeuten hat. Der Hund ist es, der mörderische Hund! Er hat sich

zu mir hereingeſchlichen. Wart, Bürſchchen, diesmal bin ich nicht wehrlos, diesmal gilt es nicht mein, ſondern dein Leben — und wenn du zehnmal der Neffe eines Miniſters biſt! Und ich greife nach meinem Revolver, der neben mir liegt, und ziele auf die Stirn des Eindringlings und ſchreie ihn an: „Du Hund . . . du Hund . . . ich ſchieß dich tot . . .!“

*

Da packt jemand meine Hand und ſchüttelt mich. Aus bleiernem Schlaf ſchlage ich die Augen auf. Es iſt der Schiffsarzt, der meine Hand hält. „Ruhe,“ ſagt er, „hier iſt niemand, nach dem Sie zu ſchießen brauchen.“

Verwirrt blicke ich in die blendende Helle des Nachmittags. Ich ſitze auf der Sonnenſeite des Verdecks, juſt da, wo das Segeldach zu Ende iſt. „Und der Schuft hinter den Briefen?“ frage ich. „Und der Gerichtsvollzieher? Und der Kapitän mit der Kuh? — und das Mädchen im Waſſer?“

„Na,“ lacht der Arzt, „Sie ſcheinen ſich ja einen netten Kohl zuſammengeträumt zu haben.“

„Außerdem habe ich furchtbare Kopfſchmerzen.“

„Kann ich mir denken. Und das will ich Ihnen ſagen, wenn Sie noch einmal hier mitten in der Sonnenglut einſchlafen, noch dazu mit unbedecktem Schädel, haben Sie den niedlichſten Sonnenſtich weg. Einen Anlauf haben Sie jetzt ſchon genommen. Kommen Sie mit, ich will Sie gleich mal nach allen Regeln der Kunſt verarzten.“

XX.

Tag und Nacht im Schönian-Hafen.

In seinem viel zu wenig gelesenen herrlichen Werke „Urania“ führt Camille Flammarion den staunenden Leser in die Tiefen des Weltalls hinaus und zeigt ihm, wie vermutlich das ganze Universum von intelligenten Wesen bevölkert ist. Aber sie gleichen nicht alle uns, den Geschöpfen der kleinen Erde, die nur ein verschwindendes Pünktchen im Kosmos ist. Auf einem Stern, der vorwiegend aus Phosphor besteht, sieht der Weltenwanderer die „Menschen“ in der Nacht in bunten Farben leuchten wie unsere Glühwürmchen. Auf einer anderen schwebenden Insel im Himmelsraum sind die Pflanzen die denkenden, intelligenten Geschöpfe, während die Tierwelt, der auf Erden der Mensch angehört, in dumpfen Gedankendämmerungen dahinlebt. Und ebenso seltsam und grotesk wie die organische Welt auf jenen fernen Planeten ist die anorganische, die wir nur, weil sie einen Gegensatz zu uns selber bildet, fälschlich für tot halten.

Merkwürdige Landschaften tauchen auf, die sich mit nichts auf Erden vergleichen lassen. Eine blaue Sonne beleuchtet eine Welt aus Azur. Eine Doppelsonne, blau und gelb, läßt den Tag in bläulicher Dämmerung vorüberziehen und taucht die Nacht in strahlendes Gold. Der Erdboden ist von Kristall und die Geschöpfe eilen auf Glasschuhen über ihn hin wie wir zur Winterszeit über das Eis der Flüsse und Seen.

Es ist aber gar nicht nötig, in die Himmel emporzusteigen, denn schon hier auf unserem eigenen Stern kann das Auge des Anblicks der märchenhaftesten und unwahrscheinlichsten Landschaften teilhaftig werden. Eines Morgens, als die eilige Sonne des Aequators hinter dem Meere emporstieg, beleuchtete sie eine Inselflur, so sonderbar

und merkwürdig, daß der Anblick sich mit nichts vergleichen läßt. Wie an einer unendlichen Reihe von Schlachtschiffen, die zur Parade aufgestellt sind, so fuhr das Schiff stundenlang in gemessener Entfernung an ihnen vorüber. In doppelter, dreifacher, ja fünffacher Reihe, so schien es, lagen die Inseln da, Hunderte und aber Hunderte, und so tief das bewaffnete Auge in diese Wunderlandschaft eindrang, es entdeckte immer neue Eilande; manche von meilenweitem Umfang, andere, die meisten, nur wie ungeheure, aus dem Meere aufragende Blumenvasen. Alle waren grün bewaldet, mäßig hoch und aufs seltsamste geformt. Unten brandete mit weißlichem Gischt die See. Sie hatte ringsherum an den kleinen Inseln den Uferrand weggefressen und ihn viele Meter hoch ausgehöhlt, so daß die Eilande großen Blumensträußen glichen, von einer geheimnisvollen Riesenfaust aus dem blauen Meere emporgehalten. Die Inseln waren gleichsam mit Stielen versehen. Und ringsherum die große schweigende Meereseinsamkeit. Keine Hütten schimmerten am Strand, kein Rauch stieg aus dem Dickicht — überall lebloses Schweigen. Eine Szenerie aus den Märchen der Tausendundeinen Nacht. Die Horizontlinien der größeren Inseln ergingen sich in phantastischen Formen. Eine mit scharf ausgezacktem Rücken glich einem ruhenden vorweltlichen Tier, einer Riesenechse. Aus anderen strebten Türme und Basteien empor, scheinbare Vulkankegel erhoben sich in der Ferne und wieder andere schienen gewaltige Pyramiden zu tragen. Aber an einer blieb der Blick länger haften, weil sie lieblich und geradezu in künstlerischer Schönheit mit drei gleichmäßig gerundeten Kuppeln herüberblinkte. Ein seltsamer, brennender Wunsch überkam den Schauenden, auf dieses weltenferne, unbewohnte, in einsamer Schönheit prangende Eiland seinen Fuß zu setzen und seinen geheimen Märchenzauber zu entschleiern.

Und ich ahnte nicht, daß das Geschick bereits beschlossen hatte, mich noch desselbigen Tages als einen der ersten weißen Menschen just auf jener abgeschiedenen Märcheninsel landen zu lassen.

*

Die südlichste aller dieser Inseln, die zum Palau-Archipel gehören, ist Angaur, ein langgestrecktes Koralleneiland, auf der für die nächsten dreißig Jahre Phosphat, ein chemisch verwandelter Guano, abgebaut wird. Die Landungsverhältnisse sind die denkbar

schwierigsten. Schon ehe das Schiff sich der Insel nähert, kämpft es sich durch einen Meeresgürtel, in dem das Wasser von widerstreitenden Strömungen und Kabbelungen geradezu kocht und zischt, rings um die Insel selbst steht im heulenden Nordost-Monsum eine gewaltige Brandung. An einer Stelle bildet sie eine wunderbare, natürliche Fontäne, aus der das Wasser bei jedem Wogenanprall hundert Fuß hoch in die Luft emporgetrieben wird. In den korallinischen Fuß des Ufers hat die See einen Gang, eine Art Rohr, gewühlt, durch das sie nun die Gewässer mit gewaltiger Wucht hindurchtreibt. Ein Hafen ist nicht vorhanden. Große eiserne Bojen sind ausgelegt, aber auch diese sind angesichts der Stärke der Brandung ohne Nutzen, denn die Ladung kann nicht ohne Gefahr gelöscht werden.

Da beschließt der Kommandeur, nach Schönianhafen zurückzulaufen, ein kleinerer Dampfer aus Angaur wird nachfolgen, und in einem geschützten Bassin inmitten der Inselwelt von Palau soll dann das Geschäft des Löschens und Ladens vor sich gehen.

*

Wer Schönianhafen auf der Karte suchen sollte, sucht umsonst. Dieser Fleck, auf dem niemals ein menschliches Wesen sich ansiedeln kann, ist noch nicht in die Karten eingezeichnet. Von der Landungsnot auf Angaur getrieben, hat ein Bremenser Herr nach einem geschützten Port inmitten des Inselgewirres geforscht und einen entdeckt, der dann vermessen und abgelotet und nach dem Entdecker benannt wurde. Aber ungern bedienen sich die Kapitäne dieses Naturhafens, denn Einfahrt und Ausfahrt durch enge, von Korallenriffen umsäumte Kanäle sind höchst gefährlich. Schönianhafen wird etwa auf 135 Grad östl. Länge und 6 Grad nördl. Breite, also ganz in der Nähe des Gleichers, zu suchen sein. Seine unvergleichlich romantische Schönheit wird nicht von vielen Augen geschaut werden.

Noch einmal also dampfte ich an den seltsamen insularen Blumensträußen vorbei, die in diesem Leben noch einmal zu sehen, ich nicht zu hoffen gewagt hätte.

Da tauchte auch, tief im Innern, meine Trauminsel mit den drei Kuppeln wieder auf, und gerade ihr gegenüber wurde die märchenhafte Einfahrt in den versteckten Hafen bewerkstelligt. Der Entdecker von Schönianhafen und sein Pilot befanden sich an Bord zur Assistenz des Kapitäns. Man fuhr auf einer das Wasser gleichsam

bedeckenden Landkarte und konnte auch nur nach den Strichen dieser Karte steuern. Durch das blaue Meerwasser zogen Flecke, Streifen und Figuren in dem intensivsten Grün, das die Sinne sich vorstellen können. Wo das Wasser in die Tiefe reichte, war es blau, über den, bis dicht unter den Meeresspiegel emporgewachsenen Korallenbänken aber grün. Durch die blauen Kanäle steuerte das Schiff langsam und vorsichtig im Zickzack dahin und auf beiden Seiten traten die Korallenfelsen immer wieder bis zum Greifen nahe heran. Endlich aber öffnete sich ein gewaltiges, freies Becken, in dessen Mitte der Anker niederrasselte.

*

Die Sprache versagt; zu merkwürdig ist der Eindruck dieser Märchenwelt, um ihn so wiedergeben zu können, daß auch in des Lesers Brust ein Echo erwacht. Dicht gedrängt lagen nun die Eilande um uns her. Unbetretbare, steil aus dem Meer emporgehobene Korallenfelsen, unter einer üppigen Flora von Bäumen, Gestrüpp und Blumen verborgen. Die Geographiebücher zählen der Palau-Gruppe sieben bewohnte und etwa 30 unbewohnte Inseln zu, aber sie rechnen alle die vielen Hunderte von Felseneilanden nicht mit. Der gesamte Flächeninhalt des ganzen Archipels ist minimal, nur 450 Quadratkilometer (Hamburg 414 Quadratkilometer). Die hauptsächlichsten Inseln dieser Gruppe sind Babeltaob, Sonsol, Medir, Bunaj und das schon erwähnte Angaur. Ein sonderbares Völkchen von Mikronesiern bewohnt sie. Geschickte Fischer und Pflanzer, Kanu- und Hausbauer, stehen sie unter einer Doppelregierung. Die Frauen werden von einer Königin regiert, die Männer von einem König, der den Titel Rupak führt. In alten und neuen Werken sind ihre Sitten und Gebräuche oft geschildert worden.

Die Gegend, die nun Schönianhafen getauft ist, umfaßt allein über 100 Inseln, die alle in ihrer Gesamtheit von einem einzigen, viele, viele Meilen langen und weit ins Meer hinausreichenden Korallenriff umschlossen sind. Im Innern streben Tausende anderer Riffe kreuz und quer, ziehen sich wie gebahnte Wege von einem Eiland zum andern, so daß man bei Ebbe trockenen Fußes durch die See waten kann. Und um alle die gigantischen Blumensträuße, die mit wehenden grünen Fahnen in der Runde stehen, schlingt sich die weite, schweigende Einsamkeit der äußersten Weltferne.

Als die Sonne noch hoch am Himmel ſtand, wurde ein Boot mit Eingeborenen bemannt, um meiner Dreikuppel-Inſel, die von den Palau-Inſulanern „Ailmalck“ genannt wird, einen Beſuch abzuſtatten.

Dieſe Leute, den Weſt-Karolinern ethnologiſch nahe verwandt, gehören wie dieſe zu den ſchönſten Stämmen der deutſchen Südſee und zu den ſtattlichſten Menſchen überhaupt. Sie ſind groß und ſchlank gewachſen, der flache Leib ruht auf gewaltigen, muskelbepackten Schenkeln; Bruſt und Arme ſind zum herrlichſten Ebenmaß entwickelt, und den ſchlanken Hals krönt ein länglicher Kopf mit ſchönen, feingeſchnittenen und ausdrucksvollen Zügen. Sie gehen, bis auf die nachläſſig umgenommene Lava-Lava, ganz nackt und verſchmähen ſtolz das Behängen mit Kleidungsſtücken. Dafür ſind ſie prachtvoll tätowiert, Hals, Bruſt und Rücken ſind mit blauen und roten Muſtern verziert, vom Oberſchenkel abwärts bis zu den Knöcheln ſind blaue Kreiſe mit Querſtreifen einpunktiert — das Ganze wirkt in der Tat wie eine Bekleidung. Die Haut iſt tief kupferbraun, das ſchwarze lange Haar auf dem Kopf zu einem Knoten verſchlungen, durch den ein Kamm geſteckt iſt. Manche Geſichter haben einen feinen weiblichen Zug. Stolz in ihrer nackten Schönheit, ſind ſie in Jap und Angaur an Bord gekommen und bewegen ſich hier wie zu Hauſe. Hier iſt die Heldengeſtalt des Völkergebieters Agamemnon, dort der edle Rufer im Streit, Menelaos, dort auch der gewaltige Ajas, des Telamons Sohn, und der breitſchultrige kühne Odyſſeus. Schönere Modelle für die griechiſchen Heldengeſtalten könnte ein Bildhauer nicht finden.

Fünf von ihnen ſitzen im Boot und handhaben als die geborenen Seeleute, die die Karoliner ſind, geſchickt die Ruder. Rings um das Boot ſchimmert bald blau, bald grün, je nach der Tiefe, das Waſſer. Zuweilen iſt das Waſſer von ſo geſättigtem Grün, daß man überraſcht iſt, die Hand ungefärbt aus der Flut zurückziehen zu können. Kleiner und kleiner wird hinter uns das Schiff, es wird zum Punkt in dem großen Naturhafen, ehe nach mehr als einer Stunde angeſtrengten Ruderns die geheimnisvolle Inſel mit den drei ragenden, bekuppelten Hügeln erreicht wird.

*

Kleines Koralleneiland im Stillen Ozean! Tauſend Jahre träumſt du ſchon im Brand der Tropenſonne und tauſend Jahre wer-

den vielleicht abermals vorüberziehen, ehe deine Ruhe zum zweitenmal gestört wird.

Knirschend fuhr das Boot auf den silbrigen Strand. Drei weiße Männer und fünf dunkelbraune schritten über das kurze, flache Vorland auf das blumenbesäte Dickicht zu, aus dem der heiße Wind einen schweren, berauschenden Duft heraustrug und über die See verwehte.

Da krachte es im modrigen Gestrüpp des Bodens und eine geradezu riesenhafte Landkrabbe mit gewaltigen erhobenen Scheren tauchte auf, die — mit Menschen noch unbekannt — den Eindringlingen furchtlos, nein, angriffslustig, entgegenkam. Mir schien sie der verzauberte König der Märcheninsel zu sein, und ich fühlte eine Anwandlung, den Tropenhelm abzunehmen und das geheimnisvolle Wesen ehrerbietig zu begrüßen. Die Eingeborenen, mit den närrischen Regungen von Kulturmenschen unbekannt, sprangen auf das Ungeheuer zu, packten es geschickt von hinten und brachen ihm mit gewaltigem Ruck die Scheren ab.

Im Innern lag die Insel wirklich wie in einem stillen, tiefen Traum. Schillernde Eidechsen flohen nach allen Seiten raschelnd davon, große bunte Schmetterlinge neigten sich über grell gefärbten, brünstigen Blumenkelchen, fremdartige Vögel entflohen in die dichten Büsche, und unten auf dem Boden wimmelte es von stachelbewehrtem, lauerndem Getier. Alsbald stieg das Land übersteil hinan zu den drei Kuppeln, unmöglich zu erklimmen, denn überall hingen die Korallenfelsen weit in die Luft hinaus, unter sich den leeren Raum.

Nach der Seeseite, wo schon das Wasser sich dunkler färbt unter der absteigenden Sonne, zwischen den Baumstämmen, Ausblicke auf das Panorama der Kleininselwelt. Wilde Fikusarten wachsen am Strande, sogar Kokospalmen, in die unsere Schiffsmannschaft klettert und gleich ein paar Dutzend Nüsse bricht, die mit dumpfem Aufschlag ins Dickicht fallen.

Als die Stunde zum Einschiffen mahnt, wird am Ufer eine Riesenschildkröte überrascht, aber noch rechtzeitig kann sie sich ins Wasser retten. Eilig strebt das Boot dem fernen Dampfer zu, um ihn noch vor dem Fallen des Dunkels zu erreichen. Seeschwalben schießen durch die Luft; mit weit ausgebreiteten Flatterhäuten, ruhig und majestätisch wie große Raubvögel, schweben fliegende Füchse von einer Insel über das Meer zur andern.

*

Jetzt deckt die geheimnisvolle Inselflur mit ihrem Dunkel die geheimnisvolle Nacht. Ein tiefes Schwarz brütet ringsum, in dem das Schiff gleich einem Zauberschloß mit vielen lichten Fenstern steht. Am Himmel schwimmt die Mondsichel, aber „verkehrt herum", denn in diesem Teil der Welt bedeutet das Z Abnehmen und das A Zunehmen. Schweigend und gespannt sitzt auf der untersten Stufe des Fallreeps der Ober-Maschinist, ein blondbärtiger Teutone, und taucht seine Angel in das farbige Wasser, über das nun auch der dunkle Mantel der Nacht gebreitet ist. Neugierig tauchen die Bewohner der Tiefe empor und nähern sich dem nie gesehenen herrlichen Lichtschein, da regt sichs vor ihnen, sie schnappen zu — und büßen ihre Neugier mit dem Tode. Immer wieder kämpft der starke Teutone mit fast ebenso starken, riesigen Seebewohnern, ehe sie auf dem Verdeck gelandet werden können — wundervolle Fische in bunten, strahlenden Farben, fast zwei Meter lang und mit furchtbaren Gebissen bewehrt.

In der Rauchkajüte sitzen die Gäste um den Kapitän und sprechen über den Krieg, der seinen Schatten bis in den weltfernen stillen Schönianhafen wirft. Wie mag es draußen in der Welt aussehen, von der man seit drei Wochen abgeschnitten ist?! Sind die Verbündeten in Konstantinopel eingezogen? Sollten etwa die Großmächte einander inzwischen beim Wickel gekriegt haben? Was geschieht mit dem Schiff, falls zwischen England und Deutschland ein Krieg ausgebrochen sein sollte? Dann bliebe nichts übrig, als nach dem amerikanischen Manila zu laufen und dort einstweilen vor Anker zu gehen . . .

Draußen regt sich in der weiten Meereseinsamkeit kein Laut. Still gehen die Sterne über den Himmel. Längst ist Mitternacht vorüber. Der Teutone sitzt noch immer unten auf dem Fallreep und taucht seine Angel in die schwarze Tiefe.

*

Als um sechs Uhr in der Frühe die Sonne über dem Rande des Horizonts erschien, machte der Dampfer sich rasch auf den Weg. Aber er kam nicht weit. Zu schnell stieg die Sonne zur Höhe und warf ihren blendenden Glanz auf das Wasser — — da war die Landkarte aus grünen und blauen Feldern nicht mehr zu erkennen. Noch einmal fiel der Anker. Man mußte warten, bis die Sonne nicht mehr

den Vordergrund beleuchtete, da malte ſich die Fahrrinne wieder auf dem Waſſerſpiegel ab, und nun dampfte das Schiff hinaus in die See. Noch einmal, zum letzten Male, zogen die Märcheninſeln vorüber, noch einmal tauchte auch die Korallenfontäne von Angaur am Horizont auf, dann wandte ſich der Dampfer nach Nordweſten und ſtampfte durch die von einem vorübergezogenen Taifun aufgewühlte, buchſtäblich haushohe See und in einem brauſenden Nordoſtmonſun, der das Schiff faſt auf die Seite legte, den Philippinen entgegen, auf ſeinem Wege nach Oſtaſien.

XXI.

Die Stadt der Puffärmel.

Berühmte Städte haben ihre weltbekannten Sehenswürdigkeiten, auf die sie stolz sind — Berlin hat seine Linden, Paris hat seine Boulevards und seinen Eiffelturm, Neuyork die Wolkenkratzer, Jauer seine Würschte, Hamburg seine Aschermerparade — aber Manila hat seine Puffärmel.

„Puff in die Zähne dir, verfluchte Memme," läßt Shakespeare den schuftigen Leutnant Pistol ausrufen. Das muß eine Vorahnung über Zeit und Raum hinweg und auf Manila gemünzt gewesen sein, denn man kann faktisch zur Memme werden, wenn man sich in der Hauptstadt der Philippinen von tausend ungeheuren, gigantischen, durchsichtigen, wogenden und wallenden bunten Puffärmeln umflattert sieht. Anderen mögen die alten Kathedralen aus der spanischen Zeit imponiert haben, wieder anderen die Neubauten der Amerikaner — mir sind die gewaltigen Puffärmel sämtlicher Damen, Frauen, Weiber, Fräulein, Mädchen und Dämchen, „in die Augen gefallen", und zwar als ein so allgemeines und charakteristisches Kennzeichen, daß für mich Manila die Stadt der Puffärmel bleibt.

Welch ein seltsames Kapital der Kulturgeschichte ist die Damenmode, die unsere Schönen noch schöner macht, sie aber auch zuweilen ihrer Reize beraubt. In den noch von der sogenannten höheren Zivilisation unverseuchten Gegenden der Südsee ist das Ideal eines eleganten, fashionablen Damenkostüms der „Ridi" oder das „Lava-Lava" — ein kleines Matten- oder Stoffschürzchen, das von einer

um den Leib gewundenen Schnur herabhängt — und weiter nichts. Unbefangen und graziös schreiten die Damen unter Palmen dahin, zeigen alles, was sie besitzen, und ihre halb ängstlichen, halb stolzen Blicke scheinen, in unsere Sprache übersetzt, zu sagen: „Alles da — es ist nicht wie bei armen Leuten!“ Ein Perlenkettchen um den Hals, ein Armband aus Muschelschale, eine Blume im braun oder gelb gefärbten Haar vervollständigen den „Anzug“. Da, wo die Missionare bereits das hineingetragen haben, was sie fälschlich Sittlichkeit nennen, tragen die Schönen einen Sack — anders kann man das weite, von den Schultern bis zu den Füßen gleichmäßige Gewand nicht nennen. Die Religion jener guten Leute scheint eine ausgesprochene Feindin des guten Geschmacks zu sein. Blumenkränze im Haar, eine Blüte hinterm Ohr mildern die Oede des jede Körperlinie auslöschenden Sackes. Die Regellosigkeiten und die rasche Wandelbarkeit der Moden sind nur in den Ländern mit europäischer Kultur zu finden, überall sonst in der Welt bilden die Frauen auch in der Mode das absolut konservative Element. Wie eine geht, gehen alle. Abweichungen kommen nur in der Farbe und in der Kostbarkeit des Materials vor, nicht im Schnitt. Alle Chinesinnen tragen Jacke und Höschen von unveränderlich gleicher Form, alle Japanerinnen bekleiden sich mit Kimono und Obi — und die Philippinerinnen laufen ohne Ausnahme mit riesenhaft aufgebauschten und gestärkten Puffärmeln umher, die von weitem wie ausgespannte Flügel aussehen.

*

Fragte man mich aufs Gewissen, so müßte ich zugeben, daß die Bedeutung der Philippinen mit besagten Puffärmeln nicht ganz erschöpft ist, und daß es außer ihnen noch allerlei zu sehen gibt, das der Betrachtung wert ist. Wer aus Ostasien nach Manila reist, etwa, um den berühmten Karneval mitzumachen, bekommt allerdings außer der Hauptstadt nicht viel zu sehen. Anders und besser ergeht es dem, der aus der deutschen Südsee oder aus Australien kommt, ihm tut sich der wundervolle Archipel auf, von dem man als Deutscher nur bedauern muß, daß er nicht in unsern Besitz übergegangen ist, als wir ihn hätten haben können. Er ist wahrscheinlich in jeder Hinsicht mehr wert als unser ganzes großes Südseereich. Nicht weniger als 3146 größere und kleinere, zumeist vulkanische

Inseln bilden den Philippinen-Archipel, und auf ihnen wachsen in einem nicht ungesunden Tropenklima die Palme, die Banane, das Zuckerrohr, Reis, Bambus, Tabak, Kaffee — und was nicht? Der Boden ist reich an Naturschätzen, neuerdings ist in der Nähe Manilas Gold gefunden worden.

Die größten Inseln sind Luzon, auf der die Hauptstadt liegt, Mindanao, Samar. Dichtbewaldete Bergketten durchziehen die Eilande, die in grotesken Formen aus dem blauen, ewig sommerlichen Meere aufsteigen. Die gewaltigsten Ketten auf Luzon, die Kordilleren, Sierra Madre, Carabollos und Zambales, ragen 4000 bis 7000 Fuß auf, der höchste Punkt im ganzen Archipel ist der 9610 Fuß hohe Apo auf der Insel Mindanao; mehr als ein Dutzend Vulkane befinden sich noch in Tätigkeit. Erdbeben sind sehr häufig. Zu diesem Schrecken kommen die Taifune, die in der Regenzeit mit unwiderstehlicher Gewalt über die Inselflur dahinbrausen.

Unter den acht Millionen der Gesamtbevölkerung befinden sich nur 30 000 Weiße, zumeist Amerikaner, aber 100 000 Chinesen, über eine halbe Million Ureinwohner, Negritos genannt, die übrige Bevölkerung, also die Hauptmasse, die jetzt unter dem Namen Filipinos zusammengefaßt wird, sind stark mit fremdem Blut durchsetzte Malaien. Mischlinge von Spaniern und Malaien sind zu Tausenden vorhanden. Unter dem Namen Tagalen sind die christianisierten Filipinos auf Luzon bekannt. Damit ist das Völkergemisch auf den Philippinen lange nicht erschöpft. Viele Völkerschaften im Innern sind noch durchaus nicht bekannt, wie auf Mindanao, wo in den Bergen die Hundeesser zu Hause sind. Auf den Hundemarkt gelangen oft bis zu 10 000 Exemplare. Der Käufer läßt seinen Hund hungern, füttert ihn dann mit Reisbrei und schlachtet ihn sogleich ab. Auf diese Weise wird die frische Reisfüllung mitgebraten und bildet eine besondere Delikatesse. Guten Appetit! Viele ethnologische Rätsel sind auf den Philippinen noch zu lösen. Die Mangyans und Tagbannas zum Beispiel besitzen ein Silbenalphabet, dessen Ursprung auf das Sanskrit zurückgeführt wird.

Von all dem kann man natürlich, wenn man auf einem Dampfer durch den Archipel steuert, nichts sehen — entweder muß man sich in einen Forscher verwandeln und die einzelnen Eilande durchziehen oder man muß die Nase in einschlägige Werke der wissenschaftlichen Literatur stecken. Da man das aber auch zu Hause tun kann, ohne

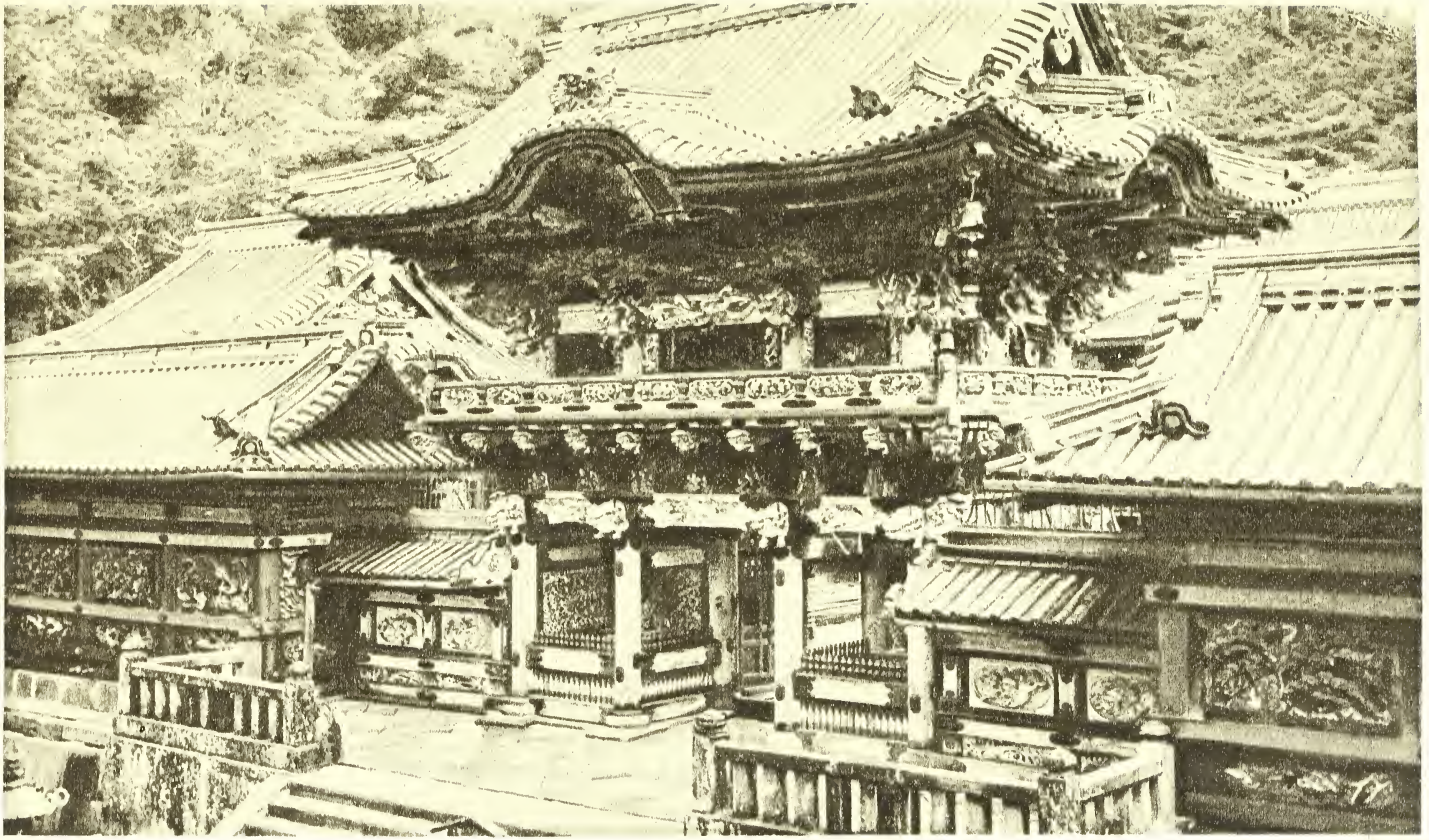
die Unkosten einer Weltreise, mache ich einen Strich und werde lieber über das plaudern, was ich gesehen habe.

*

So seltsam die Eilande der Südsee mit ihrer wilden Bevölkerung sind, Manila bildet eine Steigerung der Eindrücke, denn diese Stadt ist sowohl durch ihr Aeußeres wie durch ihre Bevölkerung und ihr buntes Treiben einer der merkwürdigsten Plätze der Erde.

Draußen, auf der Reede, kann man sich noch in einem Südseehafen glauben oder richtiger vielleicht in einem Hafen Niederländisch-Indiens. Im Innern der Stadt erst gewinnt das Bild durch die Verschmelzung der Gepräge, die die verschiedenen Eroberer zurückgelassen haben, einen verwirrenden, märchenhaften Zug. Das weite Hafenbecken ist durch lange, halbkreisförmig gegeneinander strebende Molen abgeschlossen. Die Einfahrt ist eng. Den Hintergrund der Stadt, die mit weißen Türmen und großen amerikanischen Hotel- und Geschäftsbauten herüberblinkt, bilden sanft geschwungene Berge. Seltsame Lastschiffe umschwärmen den angekommenen Dampfer, sogenannte Cascos, eine Art langer bemalter Dschunken mit halbrunder Strohbedachung, die in Sektionen abgenommen werden kann. Ganze Hausstände leben dauernd in diesen Booten, Ehepaare samt Kindern, Hunden, Schweinen und Hühnern. Und da ist es auch schon, das Seltsame: selbst die braunen Schifferfrauen mit ihren nackten Beinen und Armen, das lange Ruder in sehniger Hand, sind alle miteinander in bunte, ganz durchsichtig dünne Blusen gekleidet, von deren Seiten gewaltige Puffen in den Wind hinausflattern.

Wie wird Dir aber erst, wenn Du in die alte und zugleich neue Stadt gelangst! Denn alt ist sie, da sie von den Spaniern im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts gegründet wurde, und neu, weil die Amerikaner aus den Ruinen der spanischen Mißwirtschaft seit 1898 neues Leben sprießen lassen. Den Pasigfluß fährt man aufwärts und gelangt in eine lebhafte, wimmelnde Handelsstadt, deren Bevölkerung braun und flachgesichtig ist. Von der Seite gesehen, scheint allen die Nase zu fehlen, sie sind also im Profil nach unseren Begriffen nichts weniger als schön, aber ihre Körperhaltung ist stolz, besonders die der Frauen, die schlanken Figuren mit dem eigenartig wiegenden Gang sind reizend, aber das Schönste sind die herrlichen dunklen Augen und die fast blauschwarzen Haare. Tagalinnen und Mestizin-



Tempel des Shoguns Yesayu in Nikko

Stiller Waldtempel, Nikko

nen gehen einher wie leuchtende exotische Blumen — aber sie altern und welken ganz schnell. Ihre lockende Blüte ist nichts als ein Knalleffekt der Natur.

Man sagt, die Filipinos seien große Liebhaber der Musik, noch sicherer sind sie leidenschaftliche Verehrer der Farbe — denn die ganze Stadt wirkt wie ein einziges Farbengewirr und Geflirr. In alle Regenbogenfarben sind die schlanken Frauen und Mädchen gekleidet, alle bauschigen Blusen aus Gaze, durchsichtig wie Glas und weit vom Körper abstehend, mit bunten Blumen, Streifen und Arabesken besät. Nicht nur die weiten Aermelpuffen sind gesteift, um noch größer zu erscheinen, als sie sind, auch eine Art Zierkapuze, die hinten weit vom Halse absteht.

Um die Altstadt, Intramuros, die, wie der Name sagt, von einer Mauer umgeben ist, baut sich die Stadt der neuen Herrscher auf mit großen Rasenplätzen, ragenden Häusern, dem wundervollen Manila-Hotel, einem echten luftigen Tropenbau, und anderen, langweiligen Sachen. Aber in der inneren Stadt stehen die alten Kathedralen, in denen junge süße Heuchlerinnen zur Beichte gehen, da stehen noch trotzig die uralten zyklopischen Festungsmauern, die manchen Ansturm erlebt haben, und in den Straßen, die eng sind, spielt sich ein buntes Leben ab, dessen Art die Brücke nach Ostasien darstellt. Die Häuser bestehen aus einem Backsteinuntergrund mit aufgesetztem Holzfachwerk in spanischem Stil, mit Galerien und Vergitterungen. Alle Häuser sind weit offen und geben dem Blicke Raum. Ganze Stadtviertel scheinen ausschließlich von Chinesen bewohnt. Auch die Händler auf den Märkten sind Chinesen. Hier, auf dem Markt, erreicht das Farbengeflirr seinen Höhepunkt. Selbst die Marktweiber, die Zigarette im Munde (alle Frauen und Mädchen haben auf der Straße ihre Zigarette zwischen den Zähnen), sind in die buntesten Gewänder gekleidet und mit wehenden Flügeln versehen. Dazu die bunte Fülle der Fische aus dem südlichen Meer, die Früchte, deren Namen, wie Chico, Lansol und Santol, in Europa selbst unbekannt sind — und das regellose Durcheinanderbewegen aller Farben im Licht der Sonne — es ist wie ein Kaleidoskop.

Das auffälligste Fahrzeug der Straße ist der von schweren, langsamen hörnerbewehrten Wasserbüffeln gezogene Wagen. Durch die Hauptgeschäftsstraße, die Escolta, fahren zweiräderige Buggys, die landesübliche Droschke. Hier drängen sich vor den Kaufläden die

schönen Filipinodamen, ihre Blicke umfassen verlangend die glitzernden Geschmeide der Juwelenläden, während sie selbst, Juwelen der Natur, von manchem Blick vorüberhastender Weißer getroffen werden.

Gleich einem Traum zog die Stadt mit den Puffärmeln und ihren pikanten Trägerinnen vorüber. Die Zeit war kurz. Den landesüblichen Genüssen: Konzerten, Theatern, Stiergefechten und Hahnenkämpfen, Philippinerinnen — konnte ich mich zu meinem Bedauern nicht gründlich genug widmen.

XXII.

Chineſiſche Impreſſionen.

Die Morgenſonne ſcheint zum Fenſter herein und beleuchtet ein großes typiſches Hotelzimmer, deſſen Bett von einem dichtmaſchigen Moskitonetz umgeben iſt. Sonſt nichts Auffälliges. Freilich iſt es Januar und durch die weitgeöffnete Flügeltür, die zum geräumigen Balkon führt, ſtrömt trotzdem feuchtheiße Luft herein. Unter dem Balkon liegt die Straße. Aber kein Laut dringt herauf, nicht das charakteriſtiſche Wagengeraſſel unſerer Großſtädte, kein Klappern von Pferdehufen, weder die Rufe der Laſtkutſcher noch das Tuten von Automobilen, noch auch das Scharren von Stiefeln auf Stein und Aſphalt. Bin ich wirklich in der Weltſtadt Hong Kong?

Mit wenigen Schritten gelange ich an die Brüſtung des Balkons und ſchaue hinab in ein ſo ſeltſames, überraſchendes Bild, ſo verſchieden von allem, was vorher auf der anderen Seite der Erde am Auge vorüberzog, daß der erſte, im Fluge ſich Bahn brechende Gedanke der iſt: hier beginnt eine neue, freilich uralte Kulturwelt, die oſtaſiatiſche. Wie ein bewegtes, kinematographiſches Bild liegt die Straße da — voll von flutendem, wimmelndem Leben, aber ohne Geräuſch. Olivengelbe, ſchlitzäugige Männer gehen in langen ſeidenen Röcken und auf weichbeſohlten Schuhen vorüber, die Frauen und Mädchen aber in artigen Höschen und Jacketts; im rabenſchwarzen Haar goldene Nadeln. Auch in der Europäerſtadt hat man ſich noch nicht daran gewöhnt, die Trottoirs zu benutzen; wie in den Chineſenvierteln, wo es keine gibt, ſpielt ſich der ganze wühlende Verkehr mitten auf der Fahrſtraße ab. Vor dem zweirädrigen Karren, dem „Rickſcha“ (eigentlich „Jin-ricki-ſcha“ — Mann-Kraft-Wagen), läuft ſchweißtriefend und halbnackt das allgemeine Zugtier Oſtaſiens und Indiens, der Kuli. Von der einen Hand hängt ein Tuch herab, mit dem er ſich ab und zu den Schweiß abwiſcht. Auf Gummireifen fliegen die Hunderte von Rickſchas lautlos ſtraßauf und -ab. Dazwiſchen

bewegen sich die würdigeren Sänften; Tragstühle, die von zwei oder vier Kulis an langen Bambusstäben auf den Schultern getragen werden. Wie das Auftauchen einer versunkenen Epoche aus unserer eigenen alten Zeit mutet dieser Verkehr durch Sänften an. Kein Pferd ist weit und breit zu sehen. Alle Lasten, auch die schwersten, werden von Kulis an Bambusstäben geschleppt. Stämmige braune Weiber in Kniehosen, einen ungeheuren Strohdeckel auf dem Kopfe, eilen mit schweren Körben voll Grünzeug nach dem Markt. Weiße Damen und Herren kommen in Tragstühlen von den Bergen herab und blicken, während die Tragkulis eilig durch das Straßengewühl schreiten, gleichgültig auf die Menge herab. Und immer wieder, je mehr man schaut, vermißt das Ohr die Geräusche, die doch aus diesem Weltstadttreiben aufsteigen müßten, — nichts, gleich Lichtbildern ziehen die bewegten Szenen vorüber. Der Anti-Lärmverein hätte hier nichts zu suchen.

*

In Südchina gehört der Januar zu den schönsten Monaten des Jahres. Es ist „Winter", aber ein Winter ohne Kälte und Schnee, ein Winter, der dem milden Frühsommer nördlicherer Zonen gleicht. Jetzt atmen die Menschen auf, denn der Sommer ist unerträglich heiß und feucht, malariaschwanger, Frühjahr und Herbst von stickigen Nebeln begleitet. Jetzt aber sind die Tage angenehm warm, selten heiß, die Nächte mäßig kühl. Die weiten Meeresarme, die die lebensprühende englische Kolonie Hong-Kong umspülen, spiegeln sich in dem magischen Glanz dieser frühlingshaften Wintertage. Schöneres als den Hafen von Hong Kong kann man auf Erden nicht sehen; Sydney verblaßt dagegen, San Franzisko kann sich im Vergleich nur schwer behaupten, und einzig der Hafen von Rio de Janeiro soll ein noch glanzvolleres Bild darbieten.

Ein fast unabsehbares, funkelndes Becken des südchinesischen Meeres, auf allen Seiten von sanft geschwungenen Hügeln und Bergen umschlossen. Im Hintergrunde des Hafens steht wie eine überirdische Kulisse der malerische Victoria-Peak, ein 551 Meter hoher Berg, den die Europäer sich zum Wohnhügel ausersehen haben. Ganz unten, am Wasser, leuchten die Geschäftshäuser, Banken und Klubpaläste in europäischem Stil, links und rechts schließen sich unendlich lange Zeilen von Chinesen-Wohnhäusern an, charakteristisch und

eigenartig durch die dunklen Rillen, die durch eingebaute Balkone gebildet werden. Dahinter aber steigt der Peak empor, aus seinem Grün blinken und winken herrliche Paläste, immer höher und höher steigen sie hinan, bis sie ganz oben an der Peripherie des Berges nur noch wie bunte Zacken, Türme und Basteien aussehen.

Rings umher auf der Flut ein erstaunlich lebhaftes Treiben. An den Ufern, mitten im Strom, überall ankernde Handelsschiffe, die Schiffe des Norddeutschen Lloyd drüben an der Werft von Kowloon, dazu Kriegsschiffe aller Nationen — der Kanonensalut dröhnt an jedem Morgen über die Berge hin. Mitten im Strom ein russisches Kanonenboot und daneben ein japanisches — das früher auch einmal unter der russischen Kriegsflagge fuhr. In der Seeschlacht von Matsushima wurde es genommen. Wie große gelbe Vögel flattern die Sampans mit ihren geflickten Mattensegeln vor dem Winde dahin; robuste Frauen in dunklen Hosen stehen am Ruder, auf dem Verdeck tummeln sich Kinder, Hunde, Schweine und Hühner bunt durcheinander. Wie Rickscha und Tragstuhl zu Lande, so vermitteln diese Sampans den ganzen Kleinverkehr, auch das Laden und Löschen von Gütern, auf dem Wasser. Oben, in den blauen Lüften, wiegen sich viele Hunderte von Fischadlern, die mit spähenden Augen auf das funkelnde Wasser hinabschauen.

Das Bild, das sich am Abend bietet, nachdem die Sonne untergegangen und das Dunkel heraufgezogen ist, läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Ringsum liegen die Berge als schwarze Silhouetten, die sich scharf vom helleren Nachthimmel abheben. Der gewaltige Peak aber erstrahlt im Glanze einer wundersamen Illumination — wie flimmernde Lichtbänder zeichnen sich die gewundenen Zeilen der Straßen ab, leuchtende Flecke bilden die Häuser, und ganz oben am Rande stehen die Paläste wie lichte Märchenburgen vor dem dunklen Himmelsraume.

*

Sinnend blickt das Auge aus der Tiefe des Hafens empor und „viele Gedanken bewegen des Schauenden Seele“. Dort hinten liegt das gewaltige Reich der Chinesen, das Reich der Mitte (der Mitte des Universums), dessen Herrscher bis vor kurzem noch glaubten, alle anderen Völker der Erde seien ihnen tributpflichtig, das Reich von einer halben Milliarde Menschen, das nach tausendjährigem Schlafe

erwacht, sich reckt und streckt und einst vielleicht der Schrecken der übrigen Völker sein wird. Stürmend möchten die Chinesen alles von sich abwerfen, was ihrem Anschluß an den Fortschritt hinderlich ist, und aus dem Gemisch einer alten, halb barbarischen Zivilisation und all des Neuen aus dem Westen steigen brodelnd seltsame Blasen empor. Die Leprakranken einer ganzen Provinz werden auf Befehl des Gouverneurs an einer großen Grube zusammengetrieben, von Soldaten massakriert, verscharrt, mit Petroleum übergossen und verbrannt — Greise, Frauen, Kinder. Das heißt gründlich sanieren. Opiumhändler werden in Narrenkleidern durch die Gassen getrieben und öffentlich gepeitscht. Opiumrauchern wird eine kurze Frist zur Entwöhnung gegeben, Rückfälligen schlägt man den Kopf ab. Der große Staatsmann Juanschikai steht zwischen vier Feuern. Die kaiserliche Familie ist noch da und wartet ab; Sunyatsen, allgemein als käuflicher Ehrenmann bezeichnet, durchkreuzt seine Pläne mit Phantasmagorien; die Völker des Südens und des Nordens sind in zwei Lager — für und gegen die Republik — gespalten, und aus den Staatskassen grinst die gefährliche Ebbe. Und doch spielt sich alles das nur in kleinen Zirkeln ab, langsam nur verbreitet sich der aus dem Westen gekommene Wellenschlag durch das Völkermeer — nach einem kleinen Vorstoß schon ist man ganz im alten, konservativen, unberührten China.

*

Nur solange man den Osten nicht kennen gelernt hat, kann man glauben, in dem großen wühlenden Neuyork spiele sich ein wirklich internationales Leben ab — eine Bemerkung, die sich in den meisten Reiseschriften findet. Aber Hong Kong überbietet Neuyork so sehr, daß sogar jeder Vergleich ausgeschlossen ist.

Wer nach Westen um die Erde gereist ist — übrigens der einzig richtige Weg, um die Eindrücke sich steigern zu lassen —, sieht sich schon in Hong Kong in einer ganz fremden Welt. In den Straßen bewegen sich außer den Europäern und Chinesen in ihren bunten Trachten beturbante Inder, Parsen mit steifen Kopfbedeckungen in Grau und Schwarz, Japaner, Philippiner, Hindus, Singhalesen, Klings neben Unmengen von Soldaten und Konstablern. Die letzteren sieht man in drei Abarten: riesige Inder mit buntem Turban, Chinesen mit einem spitzen Strohdeckel auf dem Kopfe und Engländer mit Tropenhelm. Aber das Seltsamste ist und bleibt die Chinesenstadt, diese merkwürdigen Gassen, in denen sich das ganze Geschäftsleben

im Freien abspielt, diese engen Häuserzeilen mit ihrem Gewühl, ihrem Schmutz und ihren Gerüchen. Ganze Straßen sehen nicht anders aus als gigantische Trödlerbuden, sämtliche Waren liegen an der Straße, Handwerker sitzen vor den Türen, an den Straßenecken Geldwechsler, im Rinnstein Näherinnen, überschattet von all den Tausenden von Fahnenschildern mit chinesischen Ideogrammen. Der Zopf ist total verschwunden, wenigstens in Südchina, und mit ihm auch die seidene Kappe, — bis auf wenige ganz Konservative tragen alle den europäischen Filzhut, der allerdings sehr schlecht zu der malerischen Tracht paßt. Die Frauen haben indes die Revolution nicht mitgemacht — Frauen in europäischen Kleidern gibt es nicht. Die Mädchen gehen ganz allerliebst in blauen, braunen oder hellgrauen Höschen, farbigen Strümpfen und Schuhen und einem hoch am Halse geschlossenen Jackett. Das schwarze Haar wird allgemein in langem Zopf getragen, während verheiratete Frauen das Haar zu einem Knoten aufbinden. Kopfbedeckung ist unbekannt. Etwas Dezenteres in Kleidung und Benehmen als ein chinesisches junges Mädchen kann man nicht sehen. Die Kleidung ist niedlich, ohne eine einzige Körperlinie zu verraten — von den Beinen abgesehen. Zuerst glaubt man, die jungen Mädel, die sehr gut und schlank gewachsen sind, leiden sämtlich an einer schlechten Körperhaltung; alle gehen nämlich mit nach vorn geneigtem Oberkörper und scheinen auf dem Boden etwas zu suchen. Allein so will es die Etikette, die einem jungen Mädchen verbietet, nach rechts und links zu sehen. Vornehme Damen gehen nicht, sondern fahren. Die Erfindung des Flirtens scheint in China noch nicht gemacht zu sein.

Wo man sich bewegt in der wühlenden Chinesenstadt, gibt es Interessantes zu sehen. Auf den allerdings gräßlich riechenden Märkten findet man die lockendsten Genüsse: Haifische, Oktopusse, Holothurien, getrocknete Enten, Gänse und Schweine, so glatt wie Pappdeckel, schwarzgewordene Eier, die jahrelang in der Erde gelegen haben, Seetang, getrocknete Fische, die wie braune Steine aussehen und auch ebenso hart sind, fremdartige Gemüse und Südfrüchte.

An den Straßenecken werden Tee, Zuckerrohr und gekochter Reis mit allerlei süßen und gesalzenen Zutaten verkauft. Die Chinesen haben sich ihre Nahrungszufuhr von alters her praktischer eingerichtet als wir. Reis ist die Hauptnahrung, alles andere wird nur als Stimulans, als Appetiterreger gegessen. Bei uns bilden alle feine-

ren Genüsse die Hauptnahrung, und Brot, der Reis des Nordens, wird nur anstandshalber dazu gegessen. Ein merkwürdiger Anblick, eine Chinesenfamilie essen zu sehen. Jeder hält einen großen Napf mit Reis in der Linken, die 101 Zutaten sind in der Mitte der Esser auf dem Boden in kleinen Schüsselchen aufgebaut. Alle hocken im Kreise, schaufeln mit den beiden Eßstäbchen den Reis in den Mund und fischen dazu dann und wann geschickt einen Leckerbissen aus den Schüsselchen.

*

Durch das Gewühl eines langen engen Gäßchens, in dem kaum zwei Rickschas aneinander vorbei können, bewegt sich ein Zug von Kulis, deren jeder in den Händen oder an einer Bambusstange einen Haushaltungsgegenstand trägt — vom Kleiderschrank bis zur Kleiderbürste, von der Lampe bis zum Kehrbesen ist alles da; zuletzt kommen noch zwölf Kulis mit ganzen Bergen von Kuchen und dampfenden Speisen. Was ist das? Eine Hochzeit. Die ganze Aussteuer, nebst sämtlichen Geschenken, wird zur Bewunderung der Zeitgenossen durch die Straßen getragen.

In einer anderen Straße, noch seltsamer, eine Beerdigung. Die Leiche darf nicht durch die Tür kommen. Man hat also aus dem Allerweltsbaumaterial, Bambus, ein schräges Gerüst bis in den zweiten Stock gebaut. Der Sarg und dahinter die ganze Trauergesellschaft müssen durchs Fenster und über die glatte, gefährliche Schlittenbahn bis auf die Straße hinab. Unten, am Rande der Straße, versammeln sich inzwischen viele Träger mit merkwürdigen Aufbauten — einer großen Puppe, einen Jüngling darstellend, denn die Verstorbene war ein junges Mädchen, und dies ist das Konterfei des Bräutigams, der im Jenseits mit ihr scherzen wird; Spielsachen aus der Kinderzeit; ein ganzes gebratenes Ferkel, zur Speise auf der langen Fahrt ins Totenreich; Spiegel und Schmuck; Bücher zum Lesen; ungezählte Fahnen mit heiligen Inschriften. Am Fuße der improvisierten Treppe steht eine Musikkapelle, die in dem Augenblick, als oben der hellgelbe Sarg erscheint, mit Tam-Tams, Trompeten, Trommeln, Glocken, einen ohrenzerreißenden, unharmonischen Lärm macht, um die bösen Geister und Dämonen zu verscheuchen, die sich bei solchen Gelegenheiten versammeln. Unten kommt der Sarg in einen schreiend bunt geschmückten Kasten. Der Zug setzt sich in Bewegung. Vorsichtig über das Gerüst geleitet, kommen die Leidtragen-

den, die Männer in gewöhnlicher Tracht, die Frauen schwarz verhüllt. Zuletzt kommen an zwölf Damen mit weiß vermummten Köpfen aus dem Fenster. Alle besteigen Rickschas, und zwar paarweise, und schließen sich dem Zuge an. Diesmal freilich nicht ohne Geräusch. Die weißverhüllten Damen brechen in herzbrechendes Stöhnen, Schreien und Klagen aus, und wiegen dabei den Oberkörper wie verzweifelt hin und her. Diese Damen sind keine Verwandten, es sind bezahlte Berufs-Klageweiber; die Verwandten selbst verhalten sich still und vornehm, die laute Trauer wird von anderen besorgt. Durch das Straßengewühl dringt noch immer das furchtbare Heulen und dumpfe Stöhnen der Klageweiber heran, als der Zug schon dem Auge entschwunden ist.

*

Die Chinesenstadt in allerhöchster Potenz ist die nahe gelegene Millionenstadt Canton am Delta des Schukiang, die Hauptstadt der Provinz Kwangtung und von jeher der Sitz von Unruhen, Aufständen, Putschen — ein Symbol des unruhigen Geistes der Südchinesen. Man sagt, wer Canton oder, wie der chinesische Name lautet, Kwang-tschou-fu gesehen habe, könne auf alle anderen chinesischen Städte verzichten, denn nur die Maßstäbe seien verschieden, der Inhalt der gleiche. Das ist nur bedingt richtig und gilt nur für den Süden, denn die Bevölkerung im Norden ist nicht nur äußerlich, sondern auch bezüglich ihrer Denkweise ganz anders geartet als die gefährlichen Cantonesen. Man denke sich die in großen Zügen gekennzeichnete Chinesenstadt Hong Kongs ins Ungeheure vergrößert, ganz ohne Beimischung des fremden Elements, mit einem Straßenleben, noch viel kondensierter und wühlender, mit Gassen, die nie über acht Fuß breit sind, das Ganze mit bunten Tempeln durchsetzt und von einer Stadtmauer umschlossen — das ist Canton. In dieses Wirrsal von einer Stadt, der großen Handelsempore Südchinas, dringt man nicht ohne Führer ein, denn erstens ists gefährlich und zweitens auch unmöglich, sich zurechtzufinden.

Für diesmal erlaube ich mir also, Canton zu umgehen — Juanschikai wird es mir hoffentlich verzeihen — und den Leser lieber zum Abschied auf den Peak von Hong Kong zu führen. Eine Seilbahn mit unheimlich starken Neigungswinkeln bringt uns nach oben. Jetzt sind die Wohnpaläste ganz nahe, aber eine optische Täuschung läßt sie alle

schief erscheinen. Auf dem Gipfel des Peaks weht kühle, fast kalte Luft. Tief unten liegt nun der Spiegel der Bucht, der Hafen mit seinen braunen Segeln und Dampferschloten, die engen Gassen der Chinesenstadt und weit umher der Kranz der Berge. Ein Panorama, so herrlich, daß es sich in die Erinnerung eingraben muß.

*

Schon wieder, seit Tagen, auf See — auf der Fahrt nach dem Norden Chinas. Allein stehe ich an der Reling und schaue hinab in die Gewässer des Jangtsekiang, des großen chinesischen Stromungeheuers, das schmutzig-gelb den Riesendampfer umwühlt, und nun für kurze Zeit mein Asyl ist. Weit unten im Süden liegt jetzt das schöne Hongkong mit seinem Frühling im Winter. Schon in der von Tausenden und aber Tausenden von Dschunken belebten Formosa-Straße begannen kühlere Lüfte zu wehen. Jetzt, an der Einfahrt des Huangchuflusses, in der Nähe von Schanghai, bläst ein eisig kalter Wind vom flachen Lande herüber; in den Straßen der kleinen chinesischen Stadt Wusung, die deutlich am Ufer zu erkennen ist, liegt Schnee. So soll ich auf meiner Weltfahrt also auch dem Winter begegnen. Im Hafen von Wusung liegen chinesische Kriegsschunken — seltsame, hölzerne Kähne, vorne flach, hinten hoch, kanonenbewehrt und an beiden Seiten des Vorderstevens mit einem großen Auge bemalt. Die Schiffe der alten Phäaken errieten die Gedanken der Menschen und steuerten ganz von selbst ihrem Ziele zu; die chinesischen Dschunken besitzen wenigstens Augen, damit sie sehen können. Im Kriege haben diese hölzernen Kästen freilich nichts mehr zu suchen.

Weit unten im Fluß, fern von Schanghai, das nur nach halbstündiger Fahrt mit Tender erreicht werden kann, macht der Dampfer an einer Boje fest — und sofort umschwärmen ihn Dutzende schmutziger Wohnkähne mit noch schmutzigeren Menschen. Gibt es in der ganzen Welt ein armseligeres und verschmutzteres Gesindel als das chinesische Bettlertum? Männer, Frauen und Kinder stecken in dicken zerfetzten Lumpen, die Haare hängen in verfilzten Strähnen herab, die von Natur olivenbraunen Gesichter sind mit einer üblen Dreckkruste überzogen. Vom Morgen bis zum Abend ertönt ihr plärrender Ruf: „Tschautschau lä!“ (zu essen — bitte!) In den Händen balancieren sie an langer Bambusstange einen Kätscher, einen Netzsack, den halten sie unter das Abflußrohr des Schiffes und fangen Speisereste, die im

Spülwasser abfließen, Kartoffelschale, unbrauchbare Gemüseblätter, Knochen und anderen Unrat auf. Alles kommt in eine Pfanne mit schmutzigem Flußwasser, wird heiß gemacht und gefressen.

Ein redseliger Steward schaut voll Abscheu auf die armseligen Menschen und gibt eine in ihrer Art nicht ganz unzutreffende Erklärung ab:

„Das sind Wasser-Chinesen. Die dürfen gar nicht an Land kommen. Die sind noch unterm Vieh. Dadanach missen Se nu bloß nich sämtliche Chinesen beurteilen; es gibt ooch ganz anständige. Was Se hier sähn, sin bloß die niedrigsten Dynastien des Volkes; in de höheren Dynastien sin se besser gekleidet un verdienen ooch Geld — aber nu äbens, Schweine sin se alle. Ibrigens — Schanghai un ooch Hongkong is nich viel vun een Hafen. Da missen Se mal nach Mannheim kommen. Da bin ich mal gewäsen. Da finden Se alle Völkerstämme: Franzosen un Thüringer un Hamburger un Belgier un Holländer un andere Länder."

Hiermit schloß der gebildete Steward seine Vorlesung über die auf dem Wasser lebenden chinesischen Bettlergilden.

*

Das englische Hongkong wirkt durch die unvergleichliche Großartigkeit seiner Lage und durch sein geschäftiges Treiben, aber die wahre internationale Weltstadt Ostasiens ist das chinesische Schanghai. Schwimmt man im Tender den Huangchu aufwärts bis in Sichtweite der Stadt, so glaubt man über den See her nach Zürich zu kommen (nur die Berge fehlen) oder über das innere Alsterbecken nach Hamburg (nur der Alsterpavillon fehlt). Am Bund, der langen Hafenstraße, liegt Palast an Palast aufgereiht — Schiffsagenturen, Banken, Klubhäuser, darunter das deutsche — der imposanteste Klubpalast in Ostasien. Am Bund umfängt den Fremden sogleich ein flutendes Leben und Treiben, fremdartiger, chinesischer, wenn man will, als in Hongkong. Neben dem Rickscha zieht der uralte chinesische, schwerfällige Schubkarren durch die Straßen, das Rad in der Mitte, je ein Sitz auf beiden Seiten. In den engen Chinesenstädten begreift man diese ökonomische Bauart. Die Nordchinesen sind größer, kräftiger und ruhiger als ihre Landsleute im Süden. Die Landestracht herrscht noch vor. Auch läuft im Norden noch alles mit dem Zopf umher bis hinab zum Kuli.

An Internationalität kann sich wohl kaum eine andere Stadt der Erde mit Schanghai, dem Paris Ostasiens, wie die Vergnügungssucher sagen, messen. Schon im 10. Jahrhundert bedeutender chinesischer Handelshafen, wurde Schanghai in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts dem internationalen Verkehr geöffnet. Engländer, Franzosen und Amerikaner erhielten Landgebiete in Erbpacht. Die englische und die amerikanische Niederlassung wurden später zu einem „International Settlement" vereinigt, während die französische Konzession eine eigene Gemeinde blieb. Die Deutschen, die überall zu spät gekommen sind, gingen auch hier leer aus. Viel haben wir gutzumachen und nachzuholen, damit der reiche Handel, der sich im erwachenden Osten entwickeln wird, nicht ganz in englisch-amerikanische Hände übergeht. Dies kann nur auf einem einzigen Wege erreicht werden, auf dem der deutschen Bildung und Kultur. Englischen, amerikanischen und französischen Schulen für Chinesen stehen reiche Mittel zur Verfügung, unsere eigenen Schulen müssen den Kampf mit einer schweren Konkurrenz aufnehmen. Möchte man doch zu Hause in den weitesten Kreisen, besonders in denen der Kaufleute, begreifen, daß Opfer und Stiftungen für deutsche Hochschulen in China dereinst hundertfache Zinsen für unseren Handel, für unsere ganze Stellung auf dem Weltmarkt und in bezug auf die geistige Vorherrschaft unter den Nationen bringen müssen.

*

Am Ufer erwartet mich der junge liebenswürdige deutsche Vizekonsul, selbst noch ein Neuling hier draußen, aber eifrig bemüht, den ganz Fremden in den Geist der Stadt einzuweihen. Dieser Geist ist in Wahrheit kosmopolitisch, und wenn auch die Deutschen hier kein Reservat besitzen, so bilden sie durch ihren Handel einen achtunggebietenden Machtfaktor. Unschätzbares zur Befestigung der Stellung des Deutschtums im ganzen Osten hat der in Schanghai erscheinende „Ostasiatische Lloyd" geleistet, sicherlich die bestgeleitete deutsche Zeitung im Auslande. Im internationalen Teil der Stadt wohnen über eine halbe Million Chinesen und etwa 10 000 Japaner. Breite, schattige Alleen führen durch das französische Reservat. Man glaubt sich in Frankreich, alle Straßenschilder sind in französischer Sprache abgefaßt, in den Wagen der Straßenbahn hört man Französisch sprechen. Durch die lebhaften Straßen des englisch-ameri-

kanischen Stadteils mit großen Kaufläden ziehen überall elektrische Straßenbahnen. Eine entführt uns ins Freie, wo neben gutgehaltenen Landstraßen moderne Villen liegen — man könnte sich in Norddeutschland glauben, würde man nicht durch die chinesische — Schweinerei gestört. Von den vielen übelriechenden Wassergräben, Brutstätten der Moskitos, will ich nicht sprechen — aber von der „Sitte" der ackerbautreibenden Chinesen, überall an den Wegen offene Gruben zu halten, über denen die Passanten, ohne sich im geringsten zu genieren, Kniebeuge machen. Das Resultat gelangt dann auf dem direktesten Wege durch Ausschöpfen auf die Gemüsefelder.

In einer solchen landeseigentümlichen Umgebung liegt die Deutsche Medizinschule, die, 1907 gegründet, einst ein Bollwerk der deutschen Kultur in China sein wird. Der Zweck dieser Schule ist, chinesische Schüler in der medizinischen Wissenschaft zu unterrichten. Ehe die Schüler in das zwei Jahre währende Vorklinikum und in das drei Jahre dauernde Klinikum eintreten können, aus dem sie schließlich als Aerzte entlassen werden, müssen sie natürlich eine (auf drei Jahre berechnete) Sprachschule durchmachen, in der neben Chinesisch, Rechnen, Geographie, Geschichte, Physik usw. hauptsächlich Deutsch gelehrt wird. Die Schüler wohnen in der Anstalt, die aus einer ganzen Reihe von Gebäuden besteht. Es war schön, die freundlichen jungen Studenten Deutsch sprechen zu hören. Sie bilden das biegsamste Material der Welt, ihr Glaube an den Lehrer und an die absolute, unumstößliche Wahrheit aller Lehren, die doch wandelbar sind, kennt keine Grenzen. Alle diese jungen Leute werden einst zu Verfechtern der deutschen Kultur in Ostasien werden. Viel könnte noch für diese Schule geschehen — in Zuwendungen an Mitteln, an Lehrmaterial, an Büchern.

*

Schnee, vermischt mit Regen, rieselte vom grauen Himmel, als wir mit einem Führer die ummauerte Chinesenstadt betraten. Bei jedem Schritt spritzte der Kot an den Beinen empor, denn der Verkehr ist enorm, die Straßen so eng, daß man einander kaum aus dem Wege gehen kann, und von Straßenreinigung ist nicht die Rede. Am Eingang zur Chinesenstadt begehe ich einen großen Fehler. Einem Kinde, dem beide Hände fehlen, werfe ich eine Münze zu. Sofort heftet sich eine heulende Meute von mindestens fünfzehn Kindern, Frauen,

Burſchen an meine Ferſen, die vorne und hinten und auf beiden Seiten im Straßenſchmutz Kotau machen und in allen Tonarten des Jammers das Herz zu rühren ſuchen. Niemand kümmert ſich um die Scharen von Bettlern, die ſchmierig und zahlreich wie Wanzen überall durch die Chineſenſtadt kriechen. Umſonſt ſcheucht man die unwillkommene Begleitung zurück, ſie nimmt keine Notiz davon und iſt weder mit Gewalt noch durch Liſt abzuſchütteln. Endlich flüchten wir in ein uraltes Teehaus voll lauſchiger Winkel, ſchreckenerregender Skulpturen, Grotten und Niſchen, als wir aber nach einer halben Stunde durch eine andere Tür den Platz verlaſſen wollen, hat die Leibwache unſere Liſt ſchon vorausgeſehen und ſich vollzählig verſammelt. Alle ſtürzen wieder in den Schmutz, Jammergeſchrei erfüllt die Luft — es nützt nichts, wir werden die Begleitung nicht wieder los.

Chineſinnen mit verkrüppelten Füßchen, ſo klein wie die Hufe eines Rehes, trippeln durch das Straßengewühl, unterſtützt von jungen, ſittſam zur Erde ſchauenden Mädchen; in offenen Läden arbeiten Holzſchnitzer, Kunſtmaler, Ziſeleure — vom geforderten Preis handelt man mindeſtens die Hälfte, häufig mehr, herunter. Der Prieſter im Tempel beſteht darauf, für unſere glückliche Heimkehr zu beten — er haut eifrig an eine große Glocke, verbrennt in einer Pfanne nachgemachtes Silbergeld aus Papier, macht unter vielen Verbeugungen allerlei Hokuspokus und beſchwört den Geiſt des alten Kong fu tſe, doch ja dafür zu ſorgen, daß ich geſund wieder nach Hamburg komme. Wirklich, ein lieber Herr, dieſer Prieſter — der aber gleich darauf heftig mit mir zu ſtreiten anfängt, weil die Höhe des Trinkgeldes ihm nicht genügt. Raſch lege ich einen Dollar zu, damit der Mann nicht etwa den ollen Kong fu tſe g e g e n mich mobil macht.

XXIII.

Mein erster Tag in Japan.

Man müßte, wie die Chineſen und Japaner, in Ideogrammen ſchreiben können, die ſchon durch ihre Formen Empfindungen auszudrücken vermögen, oder man müßte bunte Metaphern erſinnen und mit noch bunteren Tinten auf das Papier malen, um die von der unſeren ſo ganz verſchiedene Wunderwelt Japans dem fernen Leſer zu veranſchaulichen. Mit den größten Erwartungen kommt der Reiſende in dieſes Land der Schönheit, Nettigkeit und Höflichkeit, und alle Erwartungen werden übertroffen. Aus den Chineſenſtädten mit ihrem ſchmutzigen Pöbel, ihrer Enge, ihren unbeſchreiblichen Gerüchen nach Japan — welch ein Uebergang! Aus Unſauberkeit in eine Welt fanatiſcher, vollblütiger Reinlichkeit. Aus dunklen Tönen in ein Reich lichter, freudiger Farben. Die Natur ſelbſt ſcheint alle bunten Farbenakkorde, alle künſtleriſche Feinheit und Liebenswürdigkeit widerzuſpiegeln. Aber es iſt wohl umgekehrt, die Natur findet ihr Spiegelbild in den Eigenſchaften und Neigungen der Menſchen, die ſie hervorbringt.

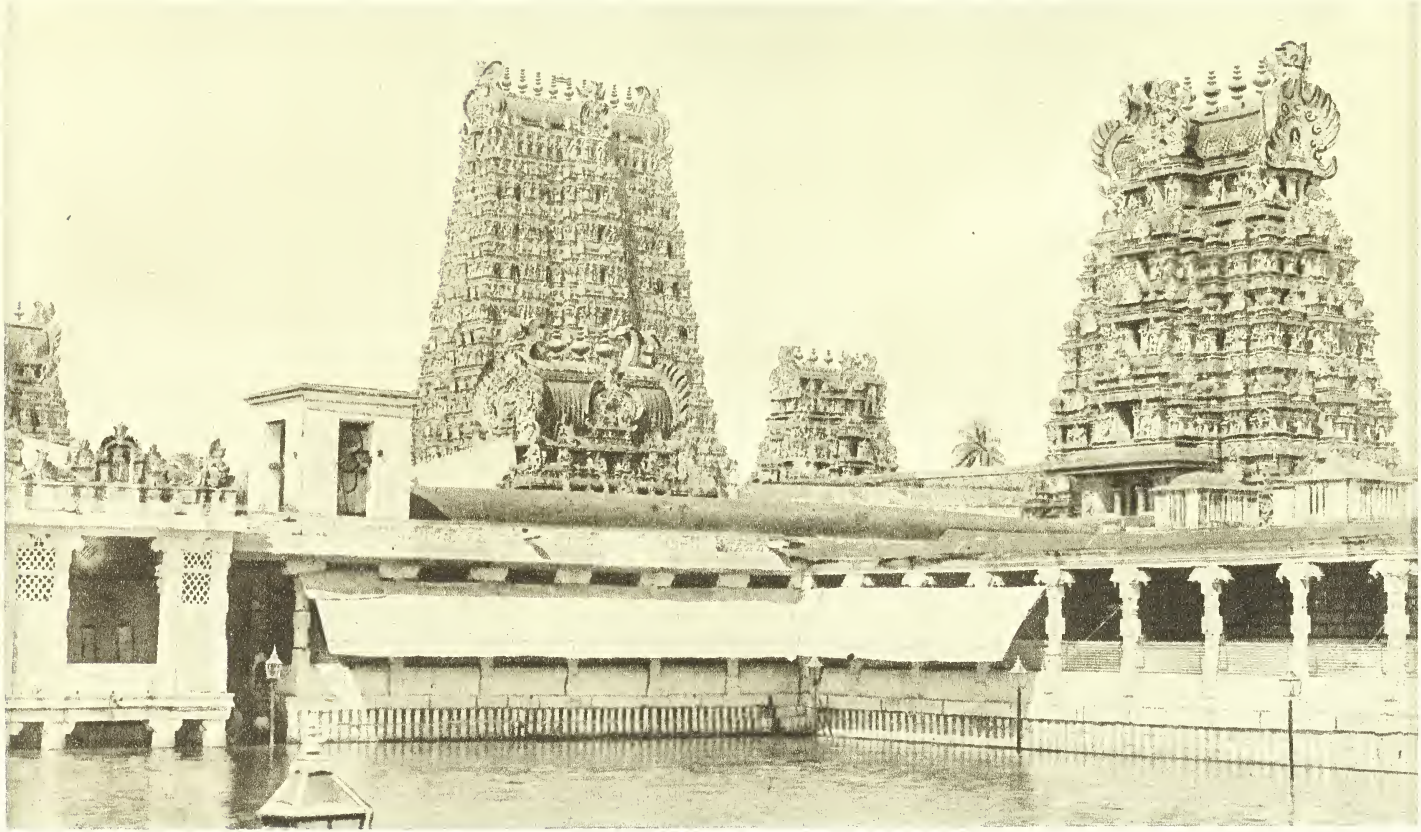
Würde man mit verbundenen Augen, ohne Kenntnis des Ziels, in dieſes Land gebracht, vielleicht an die Stelle auf dem Meere, in der Nähe von Nagaſaki, von wo ich zuerſt mit beglückten Augen dieſen reizenden Weltwinkel erſchaute, oder vielleicht in die berühmte japaniſche Inlandſee, und fiele die Binde, dann würde man ohne Beſinnen ausrufen: „Ich bin in Japan! Ja, dies iſt das Land der aufgehenden Sonne, kann nur Japan ſein!“

Sanft geſchwungene Berge umkränzen funkelnde Buchten, in denen die grünen Inſeln nicht zu ſchwimmen, ſondern zu ſchweben

scheinen, denn so leicht und transparent ist die Luft, daß der Blick über die Horizontlinie der See noch hinausschweift, und daß zwischen dem Fuß der Inseln und dem Meeresspiegel noch ein luftiger Zwischenraum zu bleiben scheint. Und selbst von dem kleinsten Inselchen mit nacktem Felsenrücken erheben sich einzelne dunkle Kiefern, deren Gezweig sich scharf vom hellen Hintergrund abhebt; zwischen Waldhängen erscheint der Boden wie schraffiert, denn wo nur ein Plätzchen nutzbar ist, sind die Reisfelder in kleinen Terrassen angelegt; von den Höhen grüßen stille Tempel mit geschweiften Dächern, die grau aus dem grünen Laub schimmern, die Torii, jene gebogenen Torbogen mit doppeltem Querbalken, die für den Shinto-Tempel charakteristisch sind.

Wie vertraut ist uns das Bild und doch wie fremd! Wir kennen es aus hundert Abbildungen und Nachbildungen von Naturszenerien, Gemälden und Kakemonos. Nirgend, mit der einzigen Ausnahme des hochverehrten heiligen Berges Fuji no Yama, ist ein Zug zur Größe und Majestät zu entdecken; sanft und anschmiegsam ist alles in Natur und Kunst — die Japaner besitzen keinen Sinn für das Gewaltige im Naturweben, sie bewundern keine wildromantischen Szenen, sondern niedliche, sanfte Szenerien, die Sonne mit ihren in diesem Lande unvergleichlichen Auf- und Niedergängen macht keinen Eindruck auf ihr Gemüt, aber der stille Mond, der bleich durch die himmlischen Räume schwebt; ihre Kunst ist eine wunderliche, bis zur höchsten Vollendung gebrachte Kleinkunst — keine großen Gemälde, sondern winzige Naturausschnitte: Bambusgezweig, eine Ente im Schilf, der Gipfel des Fuji, der frei in der Luft zu schweben scheint; keine weitausholenden Epen mit dem dunklen Glockenklang von Menschenschicksalen, sondern Gedichtchen von sieben Zeilen, zart wie ein Hauch und ohne Tiefe. Seltsam scheint mit all dieser gefühlvollen Versenkung in den Kult einer Kleinkunst, die bis zur Verkrüppelung der Bäume geht, das Heldentum der Japaner zu kontrastieren, die Härte der Samurai, die nunmehr als Kaste zu existieren aufgehört haben, die Todesverachtung der modernen Krieger, allein unter diesem Heldentum wie unter dem ganzen japanischen Leben mit all seiner äußeren Niedlichkeit, Höflichkeit, Schönheit und Ruhe ist ein gut Teil Barbarei versteckt, wie der leicht feststellen kann, der nur ein paar Zoll tief unter die Oberfläche des Lebens eindringt. — —

1. Buddhiſtiſcher Prieſter 2. Indiſche Tänzerin 3. Heiliger Tee in Madura



Teich der goldenen Lilien (Madura)

Inseln mit verästelten Kiefern, Hügel mit mathematisch angelegten Reisfeldern, Anhöhen mit Tempeln ringsum — wo aber sind die Wohnungen der Menschen, wo die Städte, Flecken und Dörfer des dicht bevölkerten Reiches? Japanische Städte kündigen sich nicht an wie die unsrigen. Keine Türme ragen in die Luft, keine hohen Gebäude mit blinkenden Fenstern schauen über ihre Umgebung hinaus, keine Architekturunterschiede ziehen den Blick auf sich. Japanische Städte machen Mimikry. Leicht fährt man vorüber, ohne sie zu entdecken. Nur ein silbriges Glänzen im Sonnenlicht verrät sie; im Schatten verschwinden sie ganz. Wie Schwalbennester, die sich an Hängen und Felsen emporziehen, so wirken die Häuser. Alle sind bloße Hütten ohne oder nur mit einem Stockwerke, alle sind aus Holz, alle Dächer grau geschindelt. Eng schließt sich die Farbe an den Boden an, die Niedrigkeit der Wohnstätten läßt sie, aus der Ferne gesehen, nur wenig über den Grund hinausragen. Und in den langen Straßenzeilen ist ein Haus wie das andere, eine Architektur in unserem Sinne gibt es nicht. Große, ungeheure Dörfer, gefüllt mit buntem, wimmelndem Leben, sind alle Städte — selbst die gewaltige Zweimillionenstadt Tokio ist nach europäischer Anschauung nur ein Dorf von riesigen Dimensionen. Ausnahmen bilden nur die Europäerviertel in einigen Hafenstädten und die Fabrikzentren mit ihren ragenden und rauchenden Schloten.

*

An einem milden Wintertag, so mild, daß in den Gärten die Blumen blühen und reife Orangen an den Bäumen zu sehen sind, landete ich in Nagasaki. Wer etwa glaubt, das äußere Lebensbild oder die Sitten hätten sich in Japan unter dem Eindringen der westlichen Zivilisation viel verändert, irrt. Der Fremde tritt ein in eine entzückende Wunderwelt, nein, in eine märchenhafte Puppenwelt, gemischt aus Lächeln und Farben. Grau sind zwar die Häuschen in all' den engen Straßen, alle offen von oben bis unten, denn die papiernen Schiebetüren und Fenster verschwinden während des Tages in den Wänden; was sich aber zwischen den Häusern bewegt, ist ein einziges Farbengeflirr, begleitet von einer eigenen, für ganz Japan charakteristischen Musik. Japaner und Japanerinnen gehen nicht wie wir; ihre Fortbewegung ist etwas, was man nur mit „langsamem Laufen" bezeichnen kann. Sie tragen Holzsandalen, die nur vorne mit einem zwischen der großen und zweiten Zehe durchlaufen-

den Riemen befestigt sind. Beim Schreiten hebt sich die Holzsandale also nicht vom Boden, sie bleibt liegen, der Fußgänger ist genötigt, seine Schuhe bei jedem Schritt vorwärtszuschieben. Und alle diese Sandalen machen Musik, eine Art Xylophon-Musik; nie haben zwei Sandalen den gleichen Klang, und klirp-klarp, klirp-klarp tönt es unter tausenden von Schritten straßauf und -ab. Das ist das japanische Straßengeräusch. Sonst nichts. Wagen, Pferde, Automobile sind unbekannt, haben auch in den engen, menschenwimmelnden Straßen keinen Raum. Seltsam, beinahe grotesk wirkt schon die Menge, die sich klippernd und klappernd, mit kleinen schlurfenden Schrittchen, langsam laufend, mit gebogenen Knien vorwärtsschiebt. Das Zug- und Lasttier ist auch hier der Rickscha-Kuli. Aber er ist ganz aus lächelnder Höflichkeit zusammengesetzt. Auf seinem Kopfe schwebt ein ungeheurer Strohdeckel, der nackte braune Oberkörper strahlt von Frische und Sauberkeit, und er knickt bis zum Knie zusammen und macht einen regelrechten altertümlichen Kratzfuß, wenn du seinen Karren besteigst.

Und nun rollt man durch die wimmelnden Straßen, die so sauber sind, daß man vom Boden essen könnte, direkt in einen lichten Traum hinein. Alle die niedlichen japanischen Frauen und Mädchen erscheinen wie aus Bilderbogen herausgeschnitten. In bunten, beblümten Kimonos, die Riesenschleife, die man Obi nennt, auf dem Rücken, trippeln sie dahin; ihre Sandalen lassen sie auf der Straße stehen, wenn sie in ein Haus oder in einen Laden eintreten; mit weißbestrumpften Füßchen, die durch den gleich einem Fausthandschuh geformten Strumpf wie kleine Hände aussehen, eilen sie über die weißen Bastmatten, die überall auf dem Boden liegen. Zwei getrennte Typen kann man unterscheiden: den vornehmeren mit länglichen Gesichtern und stark geschlitzten Augen, und den rundgesichtigen des Volkes. Aber alle sind zierlich und niedlich wie Puppen, alle tragen wundervolle Frisuren und alle lächeln. Die Männer haben sich ein wenig europäisiert; sie tragen ein Uebergewand, das zwischen Kimono und Radmantel die Mitte hält. Begegnen sich zwei Frauen, die einander kennen, dann bleiben sie stehen und tauschen unter vielen ganz tiefen Verbeugungen Höflichkeiten aus. Man gibt sich nicht die Hände, aber man lacht — aus Höflichkeit, selbst bei ernsten und traurigen Mitteilungen. Aber alles dies ist noch nichts, gehört noch nicht zu dem, was das japanische Straßenbild so einzig erscheinen

läßt. Das Entzückendste nämlich, dessen Anblick nie ermüdet, sind die Kinder, besonders die kleinen Mädchen. Kinder werden wie Erwachsene gekleidet, die Knaben in graue oder blaugestreifte Kimonos, aber die Mädchen ganz bunt, in alle Farben des Regenbogens. Da die Straßen in Japan keinerlei Gefahren bieten, tummeln sich Tausende von Kindern auf den Gassen und freien Plätzen, anzusehen wie Schwärme bunter Schmetterlinge. Viele der Kleinen sind geschminkt, viele sind putzig frisiert, kleinen Knaben hat man nur einen schmalen Haarkranz stehen lassen, alles andere ist wegrasiert. Alle spielen das Nationalspiel: Schlagball. Die Kleinen, die noch nicht laufen können, werden von größeren Kindern auf dem Rücken umhergeschleppt. Zu Hause bleibt keines. Dem älteren Bruder bindet die Mutter das Schwesterlein auf den Rücken, der älteren Schwester das Brüderchen — nicht eines ist unartig, selbst die Babies schreien in Japan nicht. Alte Großpapas mit kahlem Schädel tragen ihre Enkelchen auf dem Buckel, junge Mütter ihre Kleinen — was sie aber nicht hindert, mit der Last auf dem Rücken Ball zu spielen und heftig umherzurennen. An den Straßenecken sieht man junge Mädchen mit Kindern auf dem Rücken hüpfende Bewegungen ausführen. Sie schläfern die Kleinen ein, lebendige Wiegen. Frauen und Kinder in ihren schönen bunten Trachten lassen das ganze Land wie eine gigantische Maskerade erscheinen.

Am herrlichsten erscheint das Bild in den Vorhöfen der Tempel. In keinem Lande der Erde ist die Religion so volkstümlich wie in Japan. Neben dem etwas verworrenen Shinto, der Staatsreligion, mit einem großen Pantheon, besteht der Buddhismus, aber das Volk macht kaum einen Unterschied und erweist den Tempeln und Schreinen der einen Konfession dieselbe Verehrung wie der anderen. Die Geisterhäuser des Shinto, die Häuser, wo die Seelen der Toten als Götter und gute Dämonen ihre Heime aufgeschlagen haben, liegen auf Anhöhen. Viele Stufen, von Tausenden frommer Beter ausgehöhlt, führen empor nach Parkanlagen mit uralten, mächtigen Kampferbäumen. Hier hinauf wandert jung und alt zum fröhlichen Spiel und die Plätze hallen wider vom Gelächter der Kinder. Ringsumher halten Händler und Händlerinnen Süßigkeiten, Bälle, Spielsachen und Tee feil — es ist ein immerwährendes Volksfest vor allen Tempeln. Dann und wann bricht ein alter Herr oder auch eine junge Dame sich Bahn durch die spielende Menge und eilt auf den im Hin-

tergrunde ernst dastehenden offenen Tempel zu. Der Mann zieht an einem Glockenstrang, um die Geister aufmerksam zu machen; die junge reizend frisierte Dame klatscht dreimal in die Hände, dann neigen beide den Kopf, legen die ausgestreckten Hände zusammen und beten. Alles an der Straße, auf freien Plätzen, in Tempelhöfen — mitten im Volksgewühl.

*

Längst hat sich der abgelohnte Rickscha-Läufer mit einer tiefen Verbeugung und mit einem breiten Lächeln der Höflichkeit entfernt, und ich wandere auf gut Glück durch die geschäftige Hauptstraße Moto Kago-Machi, die allerdings nicht breiter ist als die anderen Gassen, aber flankiert von Geschäftshäusern und Läden aller Art. Nagasaki ist der große Platz für Schildpatt. Als ich beim Eintritt in einen Laden Miene mache, die Schuhe auszuziehen, bedeutet mir der Geschäftsinhaber höflich, sie nur anzubehalten — als geschätzter Fremder. Wie ein Barbar kommt man sich in seinen groben braunen Stiefeln vor — wo alle in weichen weißen Socken umherlaufen. Dann stützt der Chef beide Hände auf die Knie und verbeugt sich so tief, daß er zwischen seinen eigenen Beinen hindurchsehen kann. „Konnitchi wa!" sagt er („Guten Tag!"). Seine Damen, vier an der Zahl, kommen aus dem Hintergrunde, stimmen einen melodischen „Konnitchi-wa!"-Chorus an — denn die Japanerinnen haben entzückend sanfte Stimmen — und fallen beinahe auf die Knie. Die Verneigungen wollen gar kein Ende nehmen. Als die Gesichter endlich wieder zum Vorschein kommen, steht auf allen ein sonniges Lächeln. „Do you speak English?" frage ich. „Nein, Deutsch!" antwortet der Hausherr. Es ist freilich auch danach. Für eine kleine Garnitur von Kämmen fordert er fünfzehn Yen (etwa 30 Mark), besinnt sich einen Augenblick und fügt enthusiastisch die Worte hinzu: „Donnerwetter, billig!" Ich biete fünf Yen und kriege die Garnitur für sechs. Im ganzen Osten und in Indien muß man etwa zwei Drittel vom verlangten Preis herunterhandeln. Das Geschäft ist beendet, nicht aber der Besuch. Mit vielen Komplimenten wird der Kunde in ein Hinterzimmer geführt; hier setzen sich drei der Damen, mitsamt dem Hausherrn und dem Gast, auf die Erde um ein glimmendes Kohlenbecken, den Ofen Japans, und es wird in reizenden kleinen, henkellosen Schalen ganz hellgelber duftiger Tee getrunken. Niemand behaupte, er wisse, wie Tee schmeckt, ehe er ihn in Japan getrunken hat.

Dazu gibt es Küchelchen, zart und luftig wie Schaum. Unter einem lachenden Chor von „Sayonnara, sayonnara!“ („Adieu!“) werde ich entlassen.

Und ähnlich ist es überall. Man tritt ins Postamt. Am Schalter, ganz modern, eine Dame. Man spricht Englisch-Japanisch. „Bitte, Nesan, einige Marken.“ Nesan bedeutet eigentlich „große Schwester“ und ist die Höflichkeitsanrede Frauen gegenüber. Die Postnesan erhebt sich und macht zuerst eine tiefe Verbeugung, dann gibt sie höflich lachend die Marken heraus. Neue Verbeugung. Was meint ihr zu dieser Höflichkeit, deutsche Telephon-Nesans?! Der Schutzmann auf der Straße grüßt zwar militärisch, aber er lacht doch wenigstens, während er den Fremden, den er nicht versteht, mit einem „Wakarimazen“ („Ich verstehe nicht“) abwimmelt. Alles ist Ruhe, Ordnung, Höflichkeit, Geduld. Dieses Volk voll Selbstbeherrschung, das alle Empfindungen unter lächelnden Masken verbirgt, hat kein Verständnis für das, was wir „sich aufregen“ nennen. Ueber den Europäer, der sich aufregt, etwa mit einem Kuli schimpft, wird erstaunt gelacht — er gilt ihnen als der Inbegriff von Torheit und schlechten Sitten.

*

Als schon die Sonne sich neigt, steige ich auf mächtiger alter Freitreppe am Hange des Komyira-Berges zum ehrwürdigen O-Suwa-Tempel empor. Durch viele geschweifte Tore aus Bronze und Stein führt der Weg, bis das Shinto-Heiligtum unter dunkelnden Kiefern, die ob ihres Alters wie ehrwürdige Greise aussehen, sichtbar wird. Wie viele weit berühmtere Tempel werde ich in Japan noch zu sehen bekommen! Es ist ratsam, mit aller Begeisterung etwas sparsam umzugehen. Frei schweift der Blick nun hinab auf die silbrigen Dächer des alten Nagasaki, auf den „Bund“ mit Europäerhäusern im Vordergrunde, auf den schönen Hafen und die tiefe, von Bergen umsäumte Bai. An zweihunderttausend Menschen birgt das graue Fleckchen da unten, darunter nur etwa dreihundert Europäer. Rückwärts erfaßt der Blick einen Teil der Insel Kyushu, auf der Nagasaki liegt, als Hauptstadt der Provinz Hizen.

Die Sonne sinkt. Ueber der Meeresbucht wird die Luft so transparent wie buntes Glas. Zarte Tinten schweben am Himmel empor. Mein erster Tag in Japan geht zu Ende.

XXIV.

Japaniſche Gegenſätze.

Der Rickſchaläufer vor dem zweirädrigen Karren holt tüchtig aus, denn es iſt kalt. Seine Beine ſind nackt, unter den Füßen trägt er Strohſandalen, um die Lenden iſt eine Art Handtuch gewunden und über den Rücken eine zerſchliſſene Khakijacke gehängt. Unermüdlich, in immer gleichem Fußfall eilt er dahin. In Japan muß man im Rickſcha durchs Land ziehen; es iſt das Gefährt, das ſich der Umgebung harmoniſch anſchließt und die Gewähr des Genießens bietet. Im Lande der aufgehenden Sonne gibt es keine großen Bauwerke, kein geſellſchaftliches Leben, wie wir es verſtehen, da die Frauen ausgeſchloſſen ſind, es gibt keine Genüſſe, die dem weſtländiſchen Geſchmack entſprechen — und doch übt Japan auf alle Reiſenden einen geradezu bezaubernden Einfluß aus. Die Fremdartigkeit der Anſchauungen, die Anmut der Sitten, die ſanfte Liebenswürdigkeit der Frauen, die Einfachheit, Naivität und Innigkeit der Gottesverehrung, die liebliche Natur und vor allem das bunte Volksleben — ſie ſind es, die den Fremden gefangennehmen und in einem magiſchen Kreis einſchließen.

Jetzt rollt die Kuruma am Strande entlang. In zarten Tinten des Nachmittags liegen Meer und Himmel, von kleinen Inſeln grüßen die dunklen Fähnchen der verkrüppelten Pinien — wie in einen wundervollen altjapaniſchen Kakemono ſcheint die Natur eingeſchloſſen. Es iſt die Sagami-Bucht, die ihre Wellen an den weiten, flachen, ſandigen Strand ſendet. Dann geht es landeinwärts zwiſchen den niedrigen Häuſerzeilen Kamakuras hin, einſt die ſtolze Oſthauptſtadt des Kaiſerreiches, jetzt ein ſtilles Dorf, an deſſen breiter Hauptſtraße offene Kaufläden der Fremden harren. Aber die Fremdeninduſtrie mit ihren Bronzen, Lackarbeiten und Porzellanen hört auf, je näher wir den Tempeln und dem weltberühmten Daibutſu, der großen, ſitzenden Buddha-Statue, kommen — denn alle die Läden und Verkaufsſtände, die ſich im Umkreiſe der Tempel be-

finden, dienen dem einheimischen Verkehr. Hier gibt es Opfergaben für die Geister der Seligen und für die Götter, Süßigkeiten, bunten Tand, Tee und Gebäck für die Beter und Kinderscharen.

Und plötzlich verändert sich die Szenerie. Der bunte Markt bleibt zurück. Es ist, als ob, unsichtbar und unfaßbar, überirdische Ruhe und Weltenferne uns entgegenwandelten. Ehrwürdige Kampferbäume und dunkle Kiefern schauen aus hundertjährigen Kronen unbewegt aus der Höhe. Zwischen ihnen stehen auf weitem Platz ragende Bambusgebüsche und träumende Kirschbäume. Die Hunderte von Kindern, in ihren reizenden bunten Kimonos, sind nur wie Schmetterlinge, die hin und her über den Platz huschen. Sie stören die erhabene Ruhe nicht, sie gehören zum Bilde. Ernste Beter, Männer und Frauen in kleinen Gruppen, machen schon vor dem äußeren hohen Tore halt, neigen das Haupt und legen die erhobenen Hände zusammen. Und hier halten auch wir, verlassen das Gefährt und verweilen einen Augenblick in stiller Andacht, denn am Tore stehen — in chinesischen Ideogrammen und in englischer Sprache — die schönen, eindringlichen Worte:

„Fremder, der du die Schwelle dieses Heiligtums überschreitest, wer du auch seist und weß' Glaubens, werde dir bewußt, daß deine Füße eine Stätte betreten, geweiht durch die Heilighaltung und den Kult von Zeitaltern. Dies ist der Tempel Buddhas und das Tor zur Ewigkeit — durch das du in Andacht schreiten solltest."

Aber auch ohne diese Mahnung nimmt tiefe Andacht den Besucher — wer er auch sei und weß' Glaubens — gefangen, denn nach Durchschreitung des Tores steht er alsbald vor dem großen Buddha, von dem eine wundersame Ruhe ausstrahlt. Die gewaltige Bronzefigur, im dreizehnten Jahrhundert aufgerichtet, als der Buddhismus in Japan blühte und Staatsreligion war, ist fünfzehn Meter hoch. Die Finger sind über einen Meter lang, das Gesicht zwei Meter. Die Augen sind von den Lidern bedeckt, das Antlitz von Seelenfrieden und Weltenferne tief durchstrahlt. Ungeheuer wirkt die Figur, deren Kopf in die Baumwipfel emporragt, während die Gestalten der Pilger zu ihren Füßen noch nicht einmal bis zu den Händen der Statue hinaufreichen. Wie viele Tausende und aber Tausende von Menschen haben sich im Laufe der Jahrhunderte mit ihren Sorgen und Zweifeln, mit ihrem Kummer und Leid, die keinem erspart bleiben, hierher geflüchtet in den Schatten des großen Menschheitslehrers, dessen

Geist diese Stätte umschwebt und mit sichtbarem, körperlichen Strahl aus dem erhabenen Antlitz bricht! „Tor!“ scheint dieses große, herrliche Antlitz zu sagen, „was sorgst und quälst du dich?! Die ungestillten Wünsche und der Lebensdrang unzähliger Geister, deiner Vorfahren, sind in deiner Seele lebendig und machen sie zu einem Vulkan von Leidenschaften. Aber begreife doch, daß dies alles, wie das ganze Sein, Illusionen sind, Träume, du selbst ein Traum, vom Geist des Universums geträumt; begreife, daß alle Leiden, die aus Wünschen entspringen, nur in deiner Einbildung wirklich sind, und daß sie verschwinden wie der Hauch, der durch den Bambus raschelt, sobald du dich von den Wünschen und Leidenschaften deiner Sinne abkehrst. Viele Leben hast du durchlebt in immer neu erwachendem Daseinsdrange, unzählige Leiden hast du durchkostet in immer neuen Versuchen, den Marmorblock des Lebens bergan zu wälzen zum Gipfel des Genusses. Und stets entrollte der tückische Marmor. Bitterkeit blieb zurück. Begreife es endlich, o Tor, es gibt keine Freude, keinen Schmerz, keinen Genuß, kein Leid — Illusion ist alles und in dir selbst ist alles beschlossen. Darum laß endlich ab und gib den Geistern, deren Haus und Tummelplatz du bist, Ruhe. Kehre dich ab von den Lockungen der Welt, versenke dich in dich selbst, werde eins mit der Allseele, laß den Strom deines Seins still hinüberfließen in die große, selige Ruhe, aus der es keine Wiederkehr gibt, ins Nirwana.“ — —

Also steht es in dem sonnigen Antlitz des Fürstensohnes geschrieben, der in tiefem Mitleid auszog, um die Welt vom Joche des Lebensleides zu befreien, und dessen Verkörperung hier im stillen Kamakura seit sieben Jahrhunderten in tiefer Selbstversenkung dasitzt. Ungezählte Tausende hat die Statue mit neuem Trost, mit neuen Hoffnungen, gereinigt und geläutert, heimziehen sehen in ihre Dörfer und Städte, woher sie gekommen waren.

Auch heute treten an den großen Daibutsu Beter aus allen Ständen heran und verrichten ihre Andacht. Es sind durchaus nicht immer Buddhisten, im Gegenteil, die überwiegende Mehrzahl besteht gewiß aus Shintoisten, aber vor den großen berühmten Schreinen verrichten alle ohne Unterschied ihre Gebete. Es ist schön und erhebend, ein Volk in so schlichter Innigkeit und ohne Grübeleien den unbekannten Mächten über uns huldigen zu sehen.

Nicht immer stand die große Figur ganz frei, zweimal ist ein Tempelumbau durch Erdbeben zerstört und dann nicht mehr erneuert

worden. In Kamakura gibt es, was man eine ganze Tempelflur nennen könnte.

Im großen Tempel der Schicksalsgöttin Kwannon führt der Oberpriester den Besucher in einen stockdunklen, geheimnisvollen Raum, dann folgen Tempeldiener mit Fackeln, und in ihrem Scheine erst wird die goldene Riesenfigur der Göttin sichtbar. Der tausendjährige Tempel des Kriegsgottes Hachiman steht auf dem Hügel Tsuru-ga-oka, und eine breite alte Steintreppe mit drei mächtigen Torii führt nach seinem Schrein. Diese und alle die kleineren Tempel gehören dem Shinto-Kult an. Aber hier wie dort, überall dasselbe schlichte Bild herantretender Beter, die eine Münze in die Opferschale werfen, den Glockenstrang ziehen und still beten.

Wenn Basil Chamberlain die Japaner von Natur irreligiös nennt, so meint er damit, daß sie sich auf keinen bestimmten Glauben und auf keine Dogmen versteifen. Sie sind vielmehr, besonders das breite Volk, gläubig. Kein Haus ohne Familienaltar zur Verehrung der Ahnen. Kein Dorf ohne Tempel. Shintoismus und Buddhismus scheinen die gleiche Achtung zu genießen. Sie sind bis zu einem gewissen Grade ineinander verschmolzen. Die dunklen Schicksalsmächte sind es, die unter all den verschiedenen Namen von Göttern, Göttinnen und Helden verehrt werden. Wissen w i r mehr?

Wer das japanische Volk vor seinen heiligen Schreinen beobachtet, erhält den Eindruck eines schönen, schlichten und innigen Empfindens.

*

Seltsam und anmutig sind japanische Städte zur Abendzeit. Ringsum italienische Nacht! Die Häuser sind aus Holz, die Fenster aus Papier — und aus allen dringt Lichterschein. Vor allen Häusern und vor den offenen Läden hängen bunte Papierlaternen — das ist die nationale Beleuchtungsart. Von den Händen der Rickschaläufer hängen weiße Lampions mit ihrer Wagennummer. Vor Teehäusern, Theatern und Restaurationen sind ganze Zeilen farbiger Lampions aufgehängt.

An eine Ladentür gelehnt, in der Straße Motomachi zu H y o g o, durch die ich mit einem japanischen Bekannten schritt, stand ein junger Mann und jammerte herzbrechend vor sich hin. Entweder litt er an heftigen Schmerzen oder ein großes Leid mußte ihm begegnet sein. „Warum jammert der Mann so?“ fragte ich. Da sah mich mein Be-

kannter befremdet und beleidigt an und sagte: „Wieso denn jammern? Der singt doch!“

Hier ist die entsetzliche, gräuliche, ohrenzerreißende japanische Musik in einer Nußschale. Ich sollte bald mehr davon zu hören bekommen. Es ist seltsam, daß dieses Volk, das den erlesensten Geschmack in der bildenden Kleinkunst besitzt, keinen Sinn für die Harmonie der Töne hat. Besser noch als das Gequieke und die Dissonanzen, die mit den landesüblichen Instrumenten hervorgebracht werden, ist unter diesen Umständen die höchst merkwürdige Einrichtung der „stillen Konzerte“, die man in Tokio hören oder vielmehr nicht hören kann. Bei diesen Konzerten, die einen religiösen, mysteriösen Charakter besitzen, werden von einer großen Kapelle vor andächtigen „Hörern“ alle Bewegungen des Spielens ausgeführt, aber kein einziger Laut wird hervorgebracht.

Da das Theater seit Ausbau des Kinodramas zu den überwundenen Standpunkten gehört und nach und nach ganz verschwinden wird, wenn erst unsere Klassiker kinematographisiert worden sind, geht man heutzutage, um die Darstellungskunst eines fremden Volkes zu studieren, nicht ins Theater, sondern ins Kino.

Eines der größten Kinos in Hyogo kündigte einen Film „von 2800 Fuß Länge“ an, „nicht einen Zoll davon langweilig“. Dahin lenkten wir unsere Schritte. Vor dem großen Holzbau standen viele Hunderte von Sandalen — es wird mir bis zu meinem Ende ein Rätsel bleiben, wie die Besitzer und Besitzerinnen ihre Pantinen wiedererkennen. Auch ich zog die Stiefel aus und begab mich auf Strümpfen ins Allerheiligste des Kinotempels. Er war voll. Aber das ist zu wenig gesagt. Der ganze Raum war eine einzige gigantische Sardinenbüchse. Man macht sich in Europa keinen Begriff von dieser Packung. Der ganze große Bau mit seinen Terrassen war in Kästen abgeteilt, in denen dichtgedrängt ganze Familien sich niedergelassen hatten. Die Japaner nehmen ihre Kinder, auch die kleinsten, mit ins Theater. Daneben Holzkästen mit Reis und Zukost, Rauchzeuge, Kissen. Es war ein höchst befremdlicher Anblick. Als geehrter Europäer hatte man mir einen alten, wackligen Stuhl gebracht, alle andern saßen auf dem Boden, und wie von einem erhabenen Thron vermochte ich die kunstbegeisterte Schar zu übersehen. In der Loge zu meiner Rechten krabbelten fünf bunt umwickelte Kinder

durcheinander, während die Mama ihre kleine silberne Pfeife geräuschvoll ausklopfte, sie dann wieder füllte, ansteckte und lospaffte. Zur Linken gab eine junge, rundgesichtige und rundbusige Dame ihrem Baby die Brust und lächelte mich ob meines gedankenverlorenen Zuschauens verstohlen an. Zu meinen Füßen war eine siebenköpfige Familie mit vierzehn Eßstäbchen zugange, aus Holzschachteln Reis zu schlecken. Ein Gekribbel und Gekrabbel, wohin man sah.

Der japanische moderne Film aber, der sich alsbald abzurollen begann, stellte das ganze befremdliche Bild des Zuschauerraums weit, weit in den Schatten. Zwei Tamtamschläge. Es wird dunkel, die Sardinenbüchse verschwindet. Nur die Leinwand auf der Bühne ist erleuchtet und zwei Kästen, die unseren Proszeniumslogen entsprechen. Hier sitzen links die Sprecher, rechts die Kapelle.

In einer Hinsicht ist das Lichtbildtheater dem unsrigen überlegen: es ist kein Theater für Taubstumme; keine Zettel mit Briefen, Telegrammen und anderen verbindenden Texten gehen über die Leinwand. Vielmehr wird mit verteilten Rollen gesprochen wie im wirklichen Drama; wichtige Stellen unterstreichen Chor und Kapelle. Der Chor besteht aus einer in einem Holzkasten sitzenden Person, die mit einem unnatürlichen, im höchsten Diskant ausgestoßenen Gequiek bald aufmunternde, bald bedauernde Kommentare losläßt, begleitet von der Kapelle, die ebenfalls aus nur einem Mann besteht, der dem Koto, einer Art Harfe, furchtbare Töne entlockt. Die eigentlichen Sprecher, die sich im Tempo genau den Schattengestalten auf der Leinwand anpassen, sprechen in einer ganz unnatürlichen, geschraubten, stilisierten Manier, die vom Theater übernommen ist. Die Männer sprechen alle tief, die Frauen alle ganz hoch in Jammertönen und ohne jede Variation oder Veränderung der Klangfarbe.

Man gibt ein modernes Ehedrama von abscheulichem, furchtbarem, zornerregendem Inhalt. Brutalität folgt auf Brutalität, ein Mord reiht sich an den andern, das Blut spritzt und strömt über die Bühne, man watet in Grausamkeit — und im Theater Männer und Frauen, junge Mädchen und Kinder, die sich amüsieren. Ist das dasselbe Volk, das vor all den Tempeln und Schreinen da draußen so sittig und schlicht seine Andachten bezeugt?

Der Held ist ein großer, brutaler japanischer Gentleman, der sich in die Tochter eines armen Mannes verliebt hat. Ehe er sie vom Vater kauft, entledigt er sich seiner Frau. Von einem gedungenen

Helfer, der sie durch allerlei Ränke in Schuld verstrickt, wird sie in den Wald gelockt. Hier zerrt man sie an den Haaren aus dem Wagen, der Gatte selbst stößt ihr ein Messer ins Genick und der Helfer schleppt die zappelnde Gestalt durchs Gebüsch an einen Teich, in den man sie versenkt. Nichts geht dem Auge verloren, die Abschlachtung wird kunstgerecht dargestellt, begleitet vom tiefen Gebrüll der Männer und dem weinerlichen Gewinsel der Frau. Im zweiten Akt holt der Held die neue Genossin. Da sie sich versteckt, weil sie einen Jüngling liebt, schleift sie der neue Herr förmlich aus dem Hause des Vaters. Auch ein Kind ist vorhanden, es wird der Schwester zur Hütung übergeben. Aus dem Hause des Mannes entläuft die erzwungene Genossin immer wieder zu ihrem Geliebten und wird an den Haaren (besonders beliebte Behandlungsart) zurückgezerrt.

Nachts sieht man sie leise vom Lager sich erheben und nach einem letzten Blick auf den schlafenden Ruffian von Gatten davoneilen. Bildwechsel. Sie tritt bei dem Geliebten ein. „Jjikini demashita!“ wimmert sie in hohen, kindlichen Tönen („Ich bin meinem Manne weggelaufen!“); „Otto ga kirai! (Ich liebe ihn nicht!); Anata wo taiken suki!! (Du bist es, den ich liebe); Futari shinimasho!“ (Laß uns zusammen sterben!).

Da stürmt der Gatte herein und schleudert die Frau in eine Ecke. Dann lassen die Männer sich voreinander auf die Knie nieder und machen viele tiefe Verbeugungen. Nach diesem Austausch von Höflichkeiten gehen sie wie zwei Stiere aufeinander los, der Gatte mit einem Dolch, der Jüngling mit einem kurzen Schwert bewaffnet, und nach einem langen Kampfe fällt der Gatte. Als er am Boden liegt und mit den Beinen zuckt, zieht der Sieger das Schwert aus der Brust des Gefallenen und durchschneidet ihm gelassen die Kehle, dann wischt er sein Schwert sorgfältig ab. Inzwischen strömt das Blut am Boden hin und verbreitet sich zu einer großen dunklen Lache. Was tun nun die Befreiten? Sie nehmen beide Gift und gehen auf einen Hügel, um dort im Angesicht des Mondes, des Freundes der Liebenden, zu sterben. Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Vater wegen des Unglücks der Tochter Harakiri verübt und wie die Schwester sich erdolcht. Vier Leichen zieren den Platz; macht zusammen mit den bereits Hinübergegangenen sechs. — —

Es wird hell. Die Sardinenbüchse kommt wieder zum Vorschein. Die siebenköpfige Familie ißt weiter. Die junge Mama klopft wieder

ihr Silberpfeifchen aus und brennt eine neue an. Das Baby iſt ſatt und am runden Buſen eingeſchlafen. Ueberall Lachen und frohe Geſichter. Alle haben ſich trefflich amüſiert und niemand ſcheint etwas Außergewöhnliches in dieſem Gemiſch von Blut und Schande, von Roheit und Grauſamkeit bemerkt zu haben.

Draußen ſchimmern wieder die bunten Lampions, Bekannte, die uns begegnen, verbeugen ſich lächelnd bis zum Knie, im falben Schimmer der Laternen ſieht man Beter an die Tempel am Wege herantreten zu flüchtiger Andacht; alles iſt Wohlanſtändigkeit, gute Sitte, Höflichkeit und Grazie.

Wer zeigt den Weg in das verſchlungene Labyrinth der Volksſeele, die myſteriös zwiſchen der edlen Ruhe verfeinerter Lebensform und tiefer Barbarei hin- und herpendelt — vielleicht von beiden im tiefſten Innern gleich unberührt?!

XXV.

Ankunft im japaniſchen Berlin.

Seit man in die großen Zentren und berühmten Orte Japans mit der Eiſenbahn reiſen kann, iſt noch lange kein Menſchenalter verfloſſen. Der Haß gegen die Fremden und ihre teufliſchen Einrichtungen war noch vor wenigen Jahrzehnten ſo groß, daß Eiſenbahn und Telegraph ſich zuerſt nur ſchwer gegen den Aberglauben zu behaupten vermochten. Man mußte Angeſtellte halten, die nichts weiter zu tun hatten, als zerſtörte Telegraphenſtangen wieder inſtand zu ſetzen. Chamberlain erzählt, daß es viele Japaner gab, die nicht freiwillig unter den Drähten hindurchgingen und die, wenn ſie dazu gezwungen waren, ihre Köpfe mit Fächern bedeckten, um den dämoniſchen Einfluß abzuwenden. Hearn hat noch eine gelehrte Kontroverſe darüber miterlebt, ob die grünäugigen und leichenfarbigen Europäer den Menſchen zuzuzählen ſeien oder den Tieren. Man entſchied ſich ſchließlich offiziell dafür, daß ſie nicht als Menſchen, ſondern als eine Art von Dämonen zu betrachten ſeien.

Jetzt fahren die Dämonen in Schwärmen durchs Land und ſind, da ſie viel Geld ausgeben, überall willkommene Gäſte. Die Japaner ſelbſt ſind ja längſt allgemein von einem wahren Wirbelſturm ergriffen worden, uns alle unſere in tauſendjährigem Ringen eroberten Ziviliſationseinrichtungen abzugucken. Eiſenbahn, Poſt, Telegraph; ſtaatliche Inſtitutionen, Schulen, Zeitungen, kurz, alles wie bei uns — und doch ganz anders, weil es nicht nur übernommen, ſondern auch gemodelt und der japaniſchen Kultur angepaßt wurde. Auch muß man nicht etwa annehmen, man könne einfach wie zu Hauſe als geehrter Mitteleuropäer durchs Land reiſen und mit jedem Zeitgenoſſen

Deutsch, Französisch oder Englisch sprechen. Weit gefehlt. Außerhalb der dem Fremdenhandel geöffneten Hafenstädte, wie des internationalen Jokohama, und außerhalb der kosmopolitischen Hotels ist man ohne Japanisch einfach ratlos. Weder der Eisenbahn- noch Postbeamte, weder der Schutzmann an der Straßenecke, noch der freundliche Ladeninhaber, der gern helfen möchte, verstehen etwas anderes als ihre Muttersprache. Allerdings taucht gewöhnlich im kritischen Augenblick der japanische Student oder junge Kaufmann auf, hocherfreut, seine Kenntnisse fremder Sprachen vor seinen anerkennend dienernden Landsleuten auskramen zu können. Aber nicht immer ist er zur Stelle, er ist keine verläßliche Einrichtung, sondern ein glücklicher Zufall.

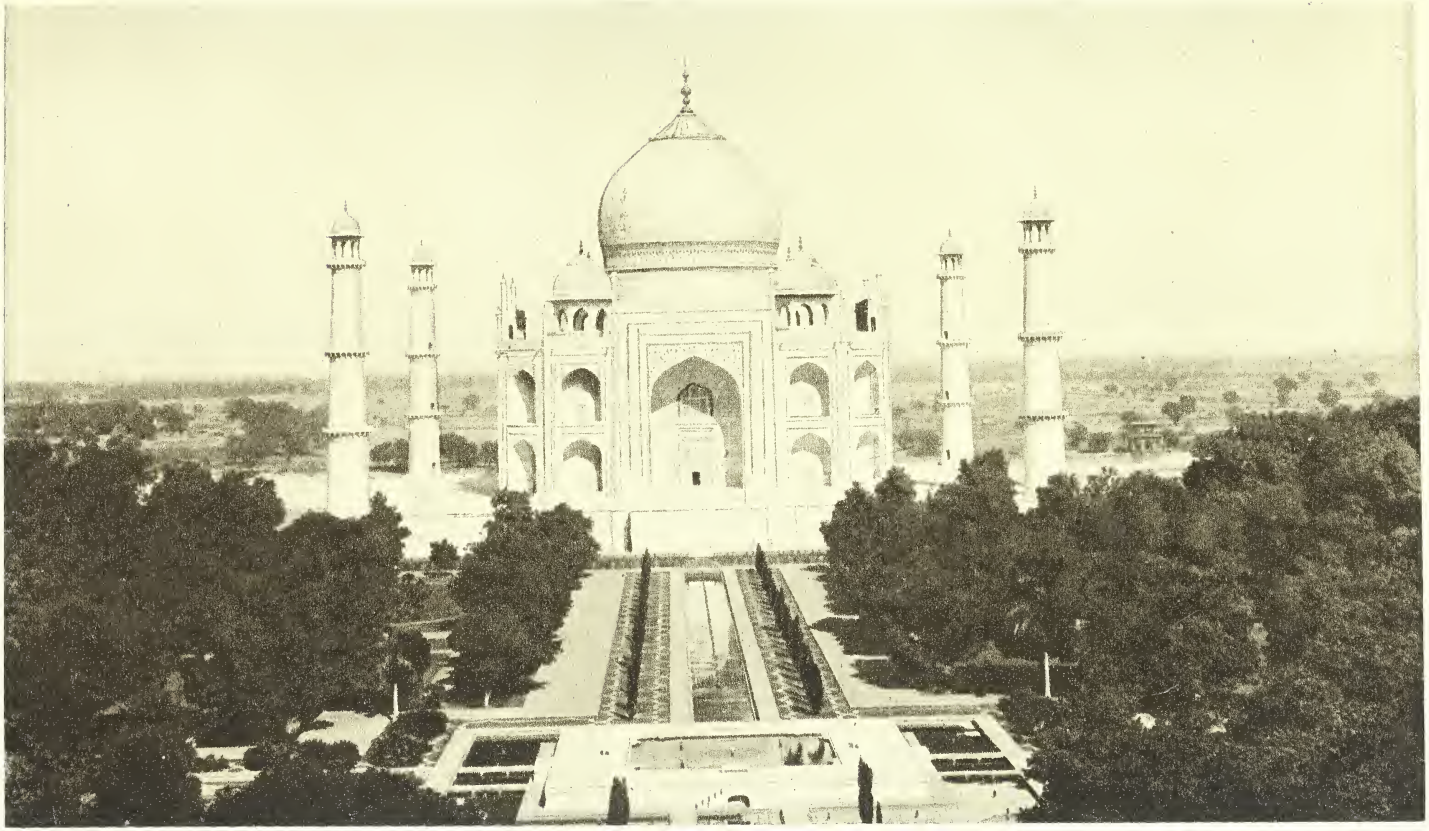
*

Sonnige Wintertage schreiten über Feld und Wald, während mein Zug von der alten Kaiserstadt Kyoto mit ihren gewaltigen Schlössern nach der neuen Hauptstadt, Tokio, eilt, die vor kurzem noch Yedo hieß und nächstens vielleicht von der Umtaufungsmanie der Japaner einen dritten Namen erhält. Alle Bezeichnungen sind in fließender Bewegung — Lebende legen sich selbst bei Abschluß wichtiger Lebensepochen einen andern Namen bei, Tote erhalten einen neuen, posthumen Namen. Der verstorbene Kaiser Mutsuhito heißt jetzt Meiji Tenno.

Da, wo die schraffierten Felder draußen zu kleinen Höhen ansteigen, liegt dünner Schnee, es muß auch kalt sein, denn die Landleute, die man vom Zuge aus sieht, haben alle eine gewisse Aehnlichkeit mit der Venus von Milo. Alle laufen wie mit abgebrochenen Armen umher — ein seltsamer Anblick, den man auch in den Städten überall beobachten kann. Der besseren Erwärmung halber ziehen alle Leute Hände und Arme aus den weiten Aermeln ihres Kimonos zurück, die nun steif und leer, wie zwei Flossen, vom Körper abstehen. Armlos läuft alles umher — eine kurze schlenkernde Bewegung, die Arme schlüpfen wieder durch die Aermelröhren und die Hände kommen unten zum Vorschein.

In der ersten Klasse des Zuges ist es warm. Mit zwei langen Bänken, breit genug, um die Füße hinaufzuziehen und in hockender Stellung sitzen zu können, ist der Wagen ausgestattet. Aber die Herren Japaner und die Japanerinnen, alle den besseren Klassen angehörig, sitzen hier europäisch und lassen die Beine herunterhängen.

1. Odaliske in Jaipur 2. Mein Führer in Madura 3. Blick auf Madura



Der berühmte „Taj Mahal" in Agra

Als der Tag ein wenig vorgeschritten ist, geht es an ein allgemeines Essen. Fruchtschalen werden einfach auf den Boden geworfen. Auf allen Bahnhöfen ertönt der Singsang der Verkäufer. Auch mein Frühstück wird hereingereicht. Es besteht aus zwei zierlichen, weißen zusammengebundenen Holzkästchen mit einer länglichen Tüte darauf. Hierin sind die Eßstäbchen, die nur einmal gebraucht werden. Im unteren Kasten, der zugleich den Teller vorstellt, ist gekochter Reis, kalt natürlich; der obere ist in eine ganze Anzahl von Fächern abgeteilt, die süße Bohnen, Gemüse, Eierfladen, kandierte Frucht, gekochten Seetang, gesalzenen Rettig, ein Stückchen Kuchen, ein Atom Fleisch und ein paar undefinierbare andere Leckerbissen enthalten. Das ganze Fest kostet 20 Sen (40 Pfg.), genügt aber vollständig, um sich damit auf vierzehn Tage den Magen zu verkorxen. So billig kann man's bei uns nicht haben.

*

Darf ich Ihnen jetzt Herrn Honda vorstellen? Herr Honda wartete auf dem großen Shimbashi-Bahnhof, — daß er aber just auf mich wartete, kann ich nicht behaupten. Herr Honda ist ein Typus des modernen, übereifrigen, zielbewußten und gerissenen Geschäftsmannes. Er trägt natürlich japanische Tracht, an den weißbestrumpften Füßen die obligaten Holzsandalen, über der einheimischen Tracht aber eine Art Radmantel und auf dem Kopfe einen weichen grauen Filzhut. Sein Gesicht ist hochintelligent, sein Benehmen lebhaft, freimütig, ungeniert — aber alles in den Grenzen strenger Schicklichkeit.

Das nationale Geräusch Japans verdichtet sich in den großen, gewölbten Bahnhofshallen zu einem ohrenbetäubenden Tumult — die vielen Hunderte über den harten Steinboden klappernden Sandalen bringen eine Massenmusik wie Trommelwirbel hervor. Noch klang diese Musik in meinen Ohren und ich stand noch unschlüssig, wohin ich mich zunächst zu wenden habe, machte just eine diesbezügliche Bemerkung gegen einen jungen deutschen Arzt, der für eine kurze Weile mit mir reiste, als Herr Honda lächelnd herantrat.

„Sie nicht wissen, welche Seite gelegen Teikoku-Hotel?" sagte er auf Deutsch. „Ob weit, ob dicht? Ich die Ehre habe, Sie zu sagen, gar nicht weit, nehmen Rickscha — zehn Minuten."

Vor Freude, so gut Deutsch zu sprechen, lachte der junge Mann mit sämtlichen Teilen seines gesunden Gesichts.

„Das ist ja famos," meinte ich, „gleich einem Deutsch sprechenden japanischen Herrn zu begegnen!"

„O, noch nicht lange lernen. Viel besser ich spreche Englisch. Reisen — zum Vergnügen?"

„Gewissermaßen ja. Jetzt wollen wir Ihre Hauptstadt kennen lernen."

„O, du sehr weise, gehen zu kommen, zu sehen mein Land. Ich geboren in Tokio. Ich gern führen herum dir und zeigen alles — Tempel, Theater, Museum, Volksleben, Teehäuser, Geishas und natürlich abends Yoshiwara — — du nicht sprechen Japanisch, ich sprechen Japanisch, wird sein für dir sehr bequemlich."

Ich war starr. Hier stand ein offenbar seiner Kleidung und Bildung nach besserer japanischer Herr, der sich voll Höflichkeit den Fremden als Führer anbot. Sollte er etwa wirklich ein verkappter Führer sein? Der junge Mann erriet meine Gedanken.

„Ich kein Führer," rief er, über diesen noch gar nicht ausgesprochenen Irrtum sich vor Lachen schüttelnd. „O nein, ich nicht verlange Bezahlung. Du sehr weise, besuchen Japan, ich gern zeigen meine Land."

„Aber unmöglich können wir doch so ohne weiteres dieses Opfer von Ihnen annehmen?"

Als die Unterhaltung auf diesem Punkte angelangt war, zog der freundliche Herr seine Geschäftskarte aus der Tasche und überreichte sie. „Ich mache Ihnen froh, Sie machen mir froh wieder — kommen zu gehen zu kaufen Curios in mein Laden. Alte Schwerter, Lack, Bronze. Spezialität: seidene Strümpfe, lange, für die Dame. Sie kaufen mir ab, ich führe Sie herum."

Das war des Rätsels Lösung. Und in ganz Japan, wohin man kommt, überall die gleiche Erscheinung. Man steht vor einem Tempel, sofort taucht ein junger Mensch auf, dienert und lächelt, spricht Englisch und geht dem Fremden respektvoll zur Hand — zum Schluß kommt die Geschäftskarte heraus. „Bitte, beehren Sie meinen Laden." Vor dem Hotel an der Straße steht ein entzückendes junges Mädel und macht einen tiefen Knix. Man bleibt stehen. „Gott, welch ein reizendes Geschöpf," sagt man. Sie hat es verstanden. „Arigato, ookini, arigato gozaimazu!" sagt sie errötend unter noch tieferen Verneigungen. („Danke, o danke viel mal!") In diesem Augenblick kommt die Geschäftskarte zum Vorschein. „Bitte, schenken Sie uns die

Ehre.“ Natürlich, ein Curio-Laden. „Hat Ihr Herr Vater noch mehr solche hübschen Mädel wie Sie?“ „Ja, noch drei Stück,“ ruft sie lachend. „Kommen Sie nur, uns ansehen!“

Uebrigens entpuppte sich Herr Honda als ein so unterrichteter, eifriger, stets heiterer und liebenswürdiger Führer, daß ich fast alle meine Einführungsschreiben in der Tasche stecken ließ. Allen Japanreisenden, die Tokio besuchen, kann ich Herrn Honda empfehlen. Er wohnt in unmittelbarer Nähe des „Taikoku“ oder „Imperial Hotel“, gerade unterhalb des Eisenbahnviaduktes. Aber man muß ihm lange seidene Strümpfe abkaufen — „für die Dame“.

*

Wenn man die Japaner die Preußen Ostasiens genannt hat, dann ist Tokio das Berlin Japans. Eine gewisse, freilich ganz entfernte Aehnlichkeit ist vorhanden. Tokio ist eine Riesenstadt von über zwei Millionen Einwohnern, darunter nur ein paar hundert Europäer, und in seiner Mitte liegt, wie in Berlin, das Schloß des Kaisers. Von einer „Schloßfreiheit“ ist aber nichts zu bemerken, vielmehr stellt die Burg des Herrschers eine ummauerte und mit breiten Gräben umzogene Festung innerhalb des Stadtgeländes dar. Auf einem weiten künstlichen Hügel, die Stadt überblickend, beschattet von alten Bäumen, liegen die Palastbauten da — erhaben, dem Menschengewimmel entrückt, in hehrer Ruhe und Abgeschlossenheit, und doch im Herzen der großen lebendigen Stadt. Vom Schloß führt eine breite, wohlgepflegte Straße durch das Gesandtschaftsviertel, eine Stadt der Paläste, nach den Kasernen. Das sind die „Linden“ von Tokio. Als ich an einem Morgen aus dem Tore der kaiserlich deutschen Botschaft auf die Straße trat, bedeutete mir ein Offizier sehr höflich, aber bestimmt, stehen zu bleiben. Ich sah die „Linden“ hinunter und entdeckte eine kleine Staubwolke — sollte der Kaiser kommen?! So war's. Die Wolke löste sich alsbald in eine glänzende Kavalkade auf, in deren Mitte der Kaiser in einem geschlossenen Wagen angefahren kam. Die berittene Eskorte trug Lanzen mit Fähnchen. Ein Offizier ritt dem Zuge hundert Meter voraus. Hohe Offiziere folgten hinter dem Wagen. Das Straßenpublikum, Offiziere, Soldaten, Schutzleute machten auf landesübliche Weise Front, sie stellten sich am Rande der Straße nicht nebeneinander auf, sondern hintereinander, das Gesicht und den ganzen Körper dem Kaiser zu-

gekehrt. So konnten sie ihm wohl entgegen-, aber nicht nachsehen. Wir Europäer nahmen den Hut ab, was uns nachher einen strammen, respektvollen Gruß des wachhabenden Offiziers eintrug. Der Kaiser sah müde und abgespannt, beinahe krankhaft aus. Er erwiderte keinen Gruß, sondern sah starr vor sich hin. Drückte die Last des Herrschens die jungen Schultern dieses Abkömmlings der Sonnengöttin und Erben der ältesten Dynastie der Welt?

Gleich einem Gespensterzug, lautlos, rasch, phantastisch, zog das Bild vorüber.

*

Außerhalb des Gesandtschafts- und Palastviertels ist die Hauptstadt mit ihren weit über zwei Millionen Bewohnern ein Dorf von ungeheuerlichen Dimensionen. Wenige Hauptstraßen, durch die die stets überfüllten Straßenbahnen ziehen, sind breit — das Uebrige ein unendliches Gewirr von engen, meist ungepflasterten Gassen und Gäßchen voll offener Läden, stiller Winkel, verwirrender Kreuzungspunkte, eingebauter Tempelschreine und wehender Fahnen voll bunter Ideogramme. Dazwischen aber wieder herrliche Parkanlagen, einzelne gewaltige Tempel mit ganzen Volks- und Vergnügungsparks als Vorhöfen — umbaut von den Tausenden einstöckiger Holzhäuschen, aus denen die Weltstadt sich zusammensetzt.

Eine Weltstadt voll flutenden Lebens und doch voll Ruhe. Kulis schimpfen nicht, fahren nicht aus Schabernack auf den Schienen der Straßenbahn, alle gehen einander höflich aus dem Wege, Kinder schreien nicht und sind nicht unartig, keiner spricht heftig, niemand gestikuliert, alle verbeugen sich und lächeln — ein Paradies. Bloß die Politik scheint die Leute aus dem Häuschen bringen zu können, sie allein weckt vielleicht ihre kriegerischen Instinkte.

Nur erst hier umherzugehen und still zu schauen, ohne die eigentlichen Sehenswürdigkeiten aufzusuchen, ist schon ein tiefer Genuß. Auch hier gewissermaßen Kostümfest, wie in ganz Japan. Auch hier seltsame Sammlung inmitten der Zerflossenheit und des wirbelnden Lebens einer Weltstadt. Einen Augenblick zögert der Fuß in der Nähe eines kleinen Shinto-Schreins, der unmittelbar an einer flutenden Durchfahrt liegt. Eine in einen blumigen Kimono eingehüllte kleine Musme mit reizender Frisur und golddurchwirktem Obi trippelt heran. Erst zieht sie die Glocke, dann klatscht sie in die Händchen, legt sie zusammen, neigt den schönen rassigen Kopf und betet. Was betet

sie? Vielleicht dies: „Harai-tamai kiyomé-tamaé! Siehe, ich bin es, die kleine Apfelblüte — ihr Götter, hört mein Flehen, meinen Geliebten führt zu mir zurück. Amen!“ Und schon taucht sie zurück ins Gewühl der Riesenstadt, schnell verklingt das Klirp-klarp ihrer Holzsandalen in der großen allgemeinen Musik des Pantinengeklappers.

*

„Wie mein Land dir gefällt, nachdem du haben angesehn Kaiserstadt Tokio?!“ sagt Herr Honda.

„Bis jetzt habe ich nur das Straßenleben beobachtet.“

„O — das ist nichts. Das ist sehr nichts. Morgen wir anfangen zu gehen großer Asakusa-Tempel, Universität Taikoku-Daigaku, Teehäuser mit die niedliche Geisha — —“

„Aber ich habe eine Einladung von einem Ihrer hochgestellten Landsleute — —“

„In seine Haus?“ lacht Herr Honda. „Ah — nicht in seine Haus! Japaner nicht laden in Haus, nein, laden ein in Teehaus. Ich dich nehme in feinste Teehaus Koyo-Kwan. Und abends natürlich in Yoshiwara — hahaha — tausend junge Dame — nehmen, welche wollen. Nachher, wenn Zeit, du kommen in meine Geschäft — kaufen seidene Strümpfe — mit lange Schufte — Sie verstehen — für die Dame.“

XXVI.

Abſchied von Japan. Oſtaſiatiſche Küſtenfahrt.

Am Horizont der Erinnerung wird gleich einem ſtrahlenden Abendrot immer mein Abſchied von Japan ſtehen. Ein milder Wintertag neigte ſich ſeinem Ende zu. Weit hatte das Schiff ſchon Yokohama, die wühlende internationale Stadt, hinter ſich gelaſſen und ſchwamm nun draußen auf hoher See, nach Süden ſtrebend, dem Sommergürtel der Erde zugewendet. Da enthüllte ſich noch einmal im Abendſonnenglanz, groß, ehrfurchtgebietend, geheimnisvoll und voll Majeſtät — der Berg. Denn in Japan gibt es wohl viele Berge, aber nur einen Berg, „O yama“, vom Volke angebetet als Sitz der anmutigen Göttin Ko-no-hanna-ſaku-ja-kime, einer Fee, die dem Blühen des Lenzes vorſteht; von Künſtlern tauſend- und abertauſendfach als nie erſchöpftes Motiv verwendet, von Dichtern aller Zeiten beſungen; von mehr als 20 000 Pilgern alljährlich beſtiegen — mit einem Wort: der heilige Fuji no yama, der 12365 Fuß aufragt. Seine Höhe kann aber nur im kleinen Lande der kleinen Leute wirken, tiefer prägt ſich ſeine wunderbar reine, harmoniſche Kegelform ein, die von den Geologen mit der Jugend dieſes Vulkans erklärt wird.

„O yama“, der „erhabene Berg“, ſtieg von gewaltigem Sockel unmittelbar aus dem Meere auf, die Aſchenſchicht, die ihn umhüllt, glänzte wie Silber und ſeine ſpitz zulaufende Pyramide bedeckte eine ſtrahlend weiße Schneekrone, deren Zacken bis in die Mitte des Koloſſes hinabliefen. Gleich einem überirdiſchen Kunſtwerk ſtand der Berg am Horizont, während alles andere Land längſt verſunken war. Da, wo das Meer und der Fuß des Fuji ſich berühren, verſchwimmt der Sockel in blauen und grauen Tinten, aber herrlich leuchtet und ſtrahlt ſeine ſchneeige Pyramide in der klaren, transparenten Luft; hunderte von Meilen iſt er entfernt, aber übergewaltig ragt ſein Gipfel in die rötliche Abenddämmerung empor und gießt Andacht und Abſchiedswehmut in die Herzen. — —

Die Sonne ist versunken. Graue Schleier geistern durch die Luft und machen sie unsichtig. Der Fuji scheint unmerklich zurückzutreten, wie in eine unsichtbare Wand, und noch ehe das Dunkel fällt, ist sein strahlendes, unvergeßliches Bild verschwunden gleich einer Vision.

*

Und während das Dunkel sich verdichtet und die Seele das zurückweichende Inselreich nur noch ahnt, erwacht die Phantasie und schmiegt sich dem Sinnenden gleich einem Wanderstab in die Hand. Noch einmal steige ich empor in die schneebedeckten Berge von Nikko, wandere wieder durch die alten Kaiserburgen von Kioto, lasse mich mit dem Strom der Beter durch das Volksgewühl des großen Asakusa-Tempels treiben, staune die Fabriken in Osaka an — tauche unter in dies merkwürdige Volk, das von einem Wahnsinn des Lernens ergriffen zu sein scheint und uns alles nachahmt, was wir in tausendjähriger Zivilisationsarbeit errungen haben. Seine Verkehrswege, seine Schulen, seine Industriemethoden sind nach europäischem Muster umgemodelt. In Tokio, Osaka, Nagasaki gibt es Großbetriebe der Seiden- und Baumwollspinnerei (über zwei Millionen Spindeln), der Stahlerzeugung, Petroleumgewinnung, der Glasbläserei, der Bierbrauerei, des Schiffbaues. Japanische Dampferlinien durchfurchen alle Meere, und schon sind alle Schiffe bis hinauf zum Kapitän mit Japanern bemannt. Das ganze Land ist erfüllt von der kribbelnden Geschäftigkeit eines Ameisenhaufens, und ist erst die tiefe Wunde, die der Krieg hinterlassen hat, vernarbt, dann wird sich die Welt in bezug auf Japan gewiß noch anderen Problemen gegenübergestellt sehen, als industriellen und handelspolitischen.

*

Aber am liebsten kehrt die Erinnerung zu dem schönen und eigenartigen Volksleben zurück, zu den nationalen Heiligtümern, zu den seltsamen Sitten und Anschauungen unserer Antipoden und zur herrlichen Natur. Freilich empfinden wir die Natur anders als die Japaner, und der beste Beweis hierfür ist vielleicht Nikko, die alte Tempelstadt in der Provinz Shimotsuka am Abhange des vulkanischen Nikkoyan-Gebirges.

„Gebrauche nie den Ausdruck großartig, ehe du Nikko gesehen hast!“ sagt ein japanisches Sprichwort. Aber die Umgebung Nikkos ist durchaus nicht in unserem Sinne imposant, sie ist vielmehr lieblich

wie eine Schwarzwald-Szenerie. Nachdem der Zug in eine sanfte Bergwelt emporgeklettert ist und seine lebende Fracht von Pilgern in Nikko abgegeben hat, umfängt den Wanderer ein reizendes Gebirgsstädtchen, dessen viertausend Einwohner seit Jahrhunderten gelernt haben, vom Fremdenverkehr zu leben. Die Europäer finden große, moderne Hotels vor. Heilige Haine umgeben die berühmte Tempelstadt, die das Grab des Gründers der Tokugawa-Familie, des Shoguns Jeyasu, umschließt. An all diesen bunten Shinto-Tempelbauten mit ihren phantastischen Schnitzereien, an den eisernen und kupfernen Torii, an den bemalten Pagoden und den Schätzen im Innern der Schreine sieht man die religiöse Kunst Japans in Blüte. Breite Alleen mit unendlichen Reihen von alten, moosbewachsenen Bildsäulen, rotlackierte Brücken, über die nur der Kaiser fahren darf, eine Natur, die den Japanern der Inbegriff des Erhabenen ist, gießen Andacht und Ehrfurcht in die Herzen der Pilger.

*

Mehr als nach irgendeinem anderen Orte fliegen die Gedanken indes zurück nach Tokio, wo alles National-Japanische gleichsam konzentriert genossen werden kann. Gibt es in der ganzen Welt, Indien allein ausgeschlossen, ein Gotteshaus mit einem so tausendfachen Volksleben, wie den gigantischen Tempel der Asakusa-Kvannon?! Schon ehe man, nordöstlich vom Ueno-Park, in den Stadtteil gelangt, der den Tempel umgibt, verdichtet sich das Straßenleben, jedes Haus birgt einen offenen Laden mit Backwerk, Spielsachen, Opfergaben, kleinen Gebrauchsgegenständen, Sandalen, Früchten — es ist ein ewiger Markt, der alsbald innerhalb des Tempelbezirks in einen immerwährenden Jahrmarkt übergeht. Ringer und Athleten, Zauberer, Quacksalber, Schausteller von mißgestalteten Tieren, Theater, mechanische Vorführungen, Sänger, Tänzer, Musikanten und was nicht noch alles sonst — buhlen um die Gunst der Menge, die sich strahlenförmig vorwärtsschiebt nach dem Mittelpunkt des großen Parkes, wo der Tempel steht. Er ist offen; eine breite, vielstufige Treppe führt hinauf. Hier haust die beliebte, volkstümliche Gnadengöttin Kvannon, der alle, vom Kind bis zum Greise, vom Kuli bis zum Minister, ihre Reverenz bezeugen, um sich dann in das fröhliche Getümmel des Volkslebens zu mischen.

Wie anders wieder in der Ginza, der Hauptgeschäftsstraße Tokios! Ueberfüllte Straßenbahnen rasseln hin und her, Läden nach europäischem Muster glänzen überall, allerdings kann man stundenweit laufen, ohne einem Europäer zu begegnen, oder in zwanzig Läden eintreten, ohne sich verständigen zu können. Und wieder ein anderes Bild der Millionenstadt im Bezirk der Universität. Man braucht nur den der Medizin gewidmeten Gebäuden sich zu nähern, um jeden Studenten oder Lehrer mit sicherem Erfolg deutsch ansprechen zu können.

*

Noch geht es nicht südlich, der wärmeren Zone entgegen, sondern zunächst westlich, an die chinesische Küste, wo noch einmal, wie in den japanischen Bergen, der grimme Winter lauert. Wer jemals durch die japanische Inlandsee gefahren ist, mit ihren unzähligen Felseninseln, von denen dunkle Koniferen aufragen, mit ihren tiefen Fjorden, ihren an die Felsen geklebten Städtchen, ihren Tausenden von blitzsauberen Fischerbooten und dem zarten Farbenhauch, der Himmel und Erde verbindet, wird diese eigenartige Szenerie, die sich nirgend wiederholt, als den Inbegriff der Lieblichkeit in der Erinnerung bewahren. Aber endlich schwimmt das Schiff durch die historische, außerordentlich belebte Straße von Shimonoseki, von links grüßt mit ihren Arsenalen und rauchenden Fabriken diese Stadt, von rechts Moji — und das ist das Allerletzte, was von Japan zu sehen ist. Nun nimmt es wirklich den letzten Abschied, das wunderbare Inselreich mit seinen kühnen, gerissenen, intelligenten Männern und seinen herzigen Frauen und Mädchen, das Land des guten Tones und der lächelnden Höflichkeit, wo man sich bis an die Erde verneigt, einander aber nie die Hände reicht, und wo das Küssen die größte Unanständigkeit bedeutet, deren ein gesitteter Mensch sich schuldig machen kann; das Land der Frömmigkeit ohne Religiosität, der Duldsamkeit, der Farbenpracht und der entzückendsten Kleinkunst.

Jetzt ist es wirklich ins Meer zurückgewichen mit all seinen Wundern und Schönheiten und wird zur bunten, phantasievollen Erinnerung. Vorinseln Koreas ziehen vorüber im grauen Meer, aus dem ein immer kühlerer Hauch emporsteigt.

Und eines Tages, als die chinesische Küste dem Weltwanderer aufs neue erschienen ist, enthüllt sich ein ebenso seltsamer wie herzerquickender Anblick. Rote Ziegeldächer über weißschimmernden

Häusern tauchen auf, vertraute Erker an schieferbedachten Türmchen, auf den Hügeln Burgen, von denen die schwarz-weiß-rote Flagge weht — eine deutsche Stadt an der chinesischen Küste.

Mit den riesigen Kolonialreichen der Engländer in Asien darf man unser Pachtland Kiautschau auf der Halbinsel Schantung nicht vergleichen — das hieße eine Mücke einem Elefanten gegenüberstellen. Nicht nur die unendlich geringe Ausdehnung, sondern auch die Jugend ist unsrer chinesischen Kolonie gutzuschreiben. Mit diesen beiden Einschränkungen indes dürfen wir wohl einen Vergleich wagen. Ganz auffallend im Gegensatz zu irgendeiner der englischen Kolonien sind die straffe öffentliche Ordnung, die absolute Sauberkeit und architektonische Schönheit, in denen alle unsere jungen Kolonien aufwachsen. Diese Tugenden herrschen nicht nur in den Europäerstädten, sondern auch in den Eingeborenenvierteln, denn der alte deutsche Ordnungssinn läßt, selbst in tropischen Ländern, keinerlei Schlamperei zu.

In Tsingtau ist Winter. Ein eisiger Hauch weht aus der Mongolei herüber und macht die Temperatur auf acht Grad Reaumur unter Null sinken. Die vornehmen Chinesen sind in Pelzmäntel gehüllt, die Kulis vor den Rickschas tragen Pelzmützen. Trotz aller schlitzäugigen und bezopften Menschen ist man hier in Deutschland. Die adretten chinesischen Schutzleute an den Straßenecken, die Kaufleute in den Seidengeschäften, selbst die Kulis — alle sprechen Deutsch. Mit Staunen nimmt das Auge die gewaltigen Hafenanlagen mit ihren praktischen Einrichtungen zum Laden und Löschen der Schiffe wahr, die breit angelegten Straßen mit großen, modernen Häusern, die imposanten Regierungsgebäude, Kirchen und Krankenhäuser. Sehr still freilich ist es in den Straßen, man vermißt den regen Verkehr, wie er in Hongkong und Schanghai herrscht. Wenn man indes erwägt, daß die Kolonie erst fünfzehn Lebensjahre hinter sich hat, muß man doch über die Summe der geleisteten Kulturarbeit staunen. Unter den chinesischen Seezollämtern nimmt Tsingtau schon jetzt die fünfte Stelle ein. Der Dampferverkehr ist in stetem Wachsen begriffen, seit der chinesischen Revolution findet ein reger Zuzug reicher Chinesen in das sichere deutsche Gebiet statt. Der Sommer bringt der Kiautschau-Bucht eine so milde Witterung, daß Tsingtau auch als Bade- und Kurort für Gäste von der ganzen chinesischen Küste aufzublühen beginnt.

*

Südwärts geht nun die Fahrt, zurück in das Sommerland der Erde. In zwei Monaten habe ich den Winter absolviert, zehn Tage nur dauert mein Frühling, und aufs neue, diesmal für viele Monate, wird mich die Tropenglut eines ewigen Sommers umfangen. Noch einmal taucht das Paris Ostasiens, Schanghai, auf, noch einmal auch Hongkong, wärmer und wärmer werden die Lüfte, schon wenige Tage hinter Hongkong, im Golf von Siam, ist die See wieder tiefblau, die Sonne wieder stark und angriffslustig, und von nun an bis zur fröhlichen Fahrt in die Heimat, weder im glühenden Ceylon, noch im Staube und in der Hitze Indiens, noch auch an der sengend feuchten Küste Ostafrikas wird man Tropenanzug und Sonnenhelm entbehren können.

Drüben, an der Küste und im Innern der Malaien-Halbinsel, die in der Tiefe des Meeres verborgen liegt, spielt sich etwas ab, das erst bei der Landung in Singapore offenbar werden wird: der Uebergang der chinesischen Kulturwelt in die indische. Singapore, die Hauptstadt der englischen Straits Settlements, ist der Platz, wo diese feindlichen Gewalten aufeinanderplatzen und in einem pittoresken, wühlenden Völkergemisch in die Erscheinung treten.

Ehe das Schiff noch im Dock anlegt, umfaßt der Blick bewundernd das bunte Hafenbild — Malaien in buntem Sarang, Inder aller Klassen mit aufgeknotetem Haar und langem Hüfttuch, wie Weiber anzusehen, Chinesen, Japaner und Javaner wimmeln durcheinander. Die Stadt der Europäer gleicht einer europäischen Großstadt; die weite Eingeborenenstadt indes trägt chinesisches Gepräge, was nicht weiter verwunderlich ist, denn vier Fünftel der Bevölkerung von 250 000 Menschen sind Chinesen.

Singapore liegt unter 1° 16" nördlicher Breite, also nur 141 Kilometer vom Aequator entfernt, und gilt als einer der heißesten Plätze der Erde. Doch soll das Klima, abgesehen von seiner ermattenden Wirkung, nicht ungesund sein. Die Sonne brennt auf die Straßen nieder, die zumeist in einem farbigen Schimmer daliegen, denn viele Häuser sind bläulich und rötlich getüncht. Die Vegetation ist üppig; kaum gibt es eine tropische Frucht, die unter diesem Himmelsstrich nicht gedeiht. Von dem regen Leben der Welthandelsstadt merkt man, das Hafenbild abgerechnet, nichts. Alle Arbeit, die von Europäern geleistet wird, spielt sich in den frühen Morgenstunden hinter dicken, schützenden Mauern in windgekühlten Kontoren ab. Die Weißen

fahren in Rickschas und Wagen. Gehen ist zu beschwerlich. Begegnen einander zwei Europäer, so machen sie höchstens die Zeigefinger krumm. Das ist der Gruß. Zu einer höheren Kraftleistung langt's nicht.

*

Wer nach Singapore kommt, besucht auch das nahe Fürstentum Johore mit der gleichnamigen Hauptstadt, in der der Nachkomme der einstigen Beherrscher des ganzen Hinterlandes von Singapore, Seine Hoheit der Sultan von Johore, ein unbeneidenswertes Scheinregiment führt. Der Sultan druckt seine eigenen Marken, die nur im Lande Gültigkeit besitzen, hält eine Musikkapelle, bewohnt ein ziemlich baufälliges Schloß und läßt in seinem Park eine Anzahl Tiger füttern, die aber meistens versetzt oder verkauft sind — damit sind seine Rechte so ziemlich erschöpft. Singapore liegt auf der gleichnamigen Insel, Johore aber auf dem malaiischen Festlande. Auf einem herrlich gehaltenen Automobilwege fährt man durch eine wunderschöne Landschaft bis an die Küste, mit einem kleinen Dampfer in viertelstündiger Fahrt nach dem Festlande und ist nun in Johore. Zu sehen gibts nicht viel, nachdem man mit Rickschas nach der Istana, dem Palast, gefahren ist. Seine Hoheit waren auf Reisen, das Schloß verschlossen. In den schönen Park vertiefte ich mich mit einigen Gefährten ohne weitere Erlaubnis. Schon wieder auf der Landstraße, diesmal zu Fuß, überraschte uns ein blendender tropischer Regenschauer. Kein Laubbaum, kein schützendes Dach in der Nähe. Da versuchte ich mich im dichten Unterholz zur Seite des Weges zu bergen — und hätte dabei fast mein Leben verloren. Plötzlich raschelte es im Dickicht und eine fauchende Kobra, die gefürchtete Brillenschlange, tauchte auf. Glücklicherweise hatte sie gerade ihre Brille abgenommen, um sie zu putzen — deshalb sah sie mich nicht gleich und ich vermochte noch zu entschlüpfen. Uebrigens war es nicht die erste Schlange, die mir im Leben begegnet ist.

*

An malaiischen Pfahldörfern vorbei, die mitten im Wasser stehen, schwenkt das Schiff hinaus in die Straße von Malakka. Am nächsten Morgen ziehen wir dicht an der Küste eines Tropenlandes von berauschender Schönheit hin — es ist die Südwestspitze der Insel Sumatra — und abermals umfängt uns die blaue See. Die Tage

fließen vorüber wie Träume. Kein Windhauch kräuselt die Wogen, der strahlende Aether steht wie eine blaßblaue Glasglocke über dem Meere.

Als ich eines Abends, unmittelbar nach Sonnenuntergang, auf dem Vorderdeck stand, den Blick nach Westen gewandt, wo in dunkelnder Höhe schon die Venus leuchtete, sah ich lange in einen hellen, scharf abgegrenzten Lichtschein, der aus dem Westen aufgetaucht war und bis zum Zenit emporstrahlte. Der Himmel war dunkelblau und wolkenfrei, das Meer schon fast schwarz, und darüber stand ganz deutlich das breite Lichtband, ein gelb-rötlicher, intensiver Lichtbogen. Endlich drang die Erscheinung mir ins tiefere Bewußtsein, ich sah mich um und bemerkte nun auch im Osten einen schwachen Gegenschein — da durchfuhr es mich wie ein Schlag: das Zodiakallicht! Doch mit der Erkenntnis war auch die Beobachtung schon abgeschnitten, denn rasch verflüchtigte sich die Erscheinung im heraufziehenden Dunkel der Nacht.

*

Die letzte Station auf der ostasiatischen Küstenfahrt nach Ceylon ist die Insel Penang — „Pulu Pinang", die Insel der Betelpalme, die schon seit über einem Jahrhundert im Besitze der Engländer ist. Hinter einem Palmenstrande erheben sich malerische Bergketten, im Vordergrunde liegt die Hauptstadt Georgetown mit 150 000 Einwohnern, zumeist Chinesen und Vorderindiern. Eine Abendfahrt durch die Stadt mit ihren offenen Häusern und ihrem bunten Eingeborenenleben ist wie ein Märchenbild aus Tausendundeiner Nacht. Die Luft duftet von tropischen Blumen und Früchten. Dunkel steht gegen den Mondhimmel die fächerförmige Silhouette des merkwürdigen Baumes der Reisenden (Rawenala), dessen Urheimat Madagaskar ist.

Der große chinesische Bergtempel Ayer Itani, wohin man mit einer elektrischen Bahn gelangt, machte auf mich den Eindruck eines Handelshauses. Nach Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten, der heiligen Fische und Schildkröten, der alten Bauten und Bilder, naht der Oberbonze, führt den Gast in sein Privatgemach, bewirtet ihn mit Kaffee, Kuchen und Zigarren, schenkt ihm seine Photographie und Visitenkarte und verlangt schließlich eine klingende Erwiderung der Gastfreundschaft — und nicht zu knapp!

XXVII.

Indiſcher Auftakt.

Die Bibel gibt keinen Aufſchluß darüber, was für klimatiſche Verhältniſſe im Paradies geherrſcht haben. Es muß wohl heiß geweſen ſein, auch zur Nachtzeit, ſonſt hätten Adam und Eva bis zum Sündenfall nicht ganz nackt umherlaufen können. Wer heute nach dem Paradieſe ſucht, wie es ſich den Sinnen wohl dargeboten haben mag, muß nach Ceylon gehen. Auf dieſe birnenförmige Inſel, die dem indiſchen Feſtland vorgelagert iſt und öſtlich vom Golf von Bengalen, weſtlich von der Arabiſchen See, im Süden aber vom Indiſchen Ozean beſpült wird, hat die Natur alle Herrlichkeiten ausgegoſſen, die ein ewig brennender Sommer hervorzuzaubern vermag. Draußen, auf hoher See, auch innerhalb des Tropengürtels, ſteigt beſtändig ein mildernder und kühlender Hauch aus den unendlichen, wogenden Gewäſſern empor; wer aber an der ceyloneſiſchen Küſte, in Colombo, ſeinen Fuß an das Land ſetzt, ſteigt unmittelbar in ein Treibhaus hinab, deſſen Luft ihn feucht und heiß umfängt und ihm zuerſt faſt den Atem benimmt. Nur wenige Schritte in der ſengenden Glut der Sonne, und das Herz in der Bruſt pocht wie ein ſchwerer Hammer an die Rippen, die inneren Gefäße dehnen ſich in der dichten, vor Wärmedurchſättigung vibrierenden Luft bis zum Zerſpringen aus — ſchnell folgt das Verlangen nach Ruhe und Schatten. Aber was das Auge ſieht, macht alle Anſtrengung vergeſſen, die Natur hat es hier zu einem wahren Knalleffekt gebracht, denn Himmel, Meer und Erde vereinigen ſich in der Hervorbringung der berauſchendſten Geſtaltungen, Farben und Formen.

Nicht nur der aus dem Norden kommende Fremde, auf den zum erſtenmal die Treibhausluft erſtickend eindringt, nein, auch der an den Tropenhauch bereits gewöhnte Weltwanderer ſieht ſich nach ſeiner Landung noch tagelang in einer Art von Verblüffung. Ceylon iſt gleichſam die Vorhalle des völkerwimmelnden pittoresken Märchenlandes Indien, und ſchon dringt das bunte Volksgemiſch wie ein

schwingendes Rad aus hundert Farben verwirrend auf ihn ein. In der Geschäftsstadt mit ihren großen, modernen Gebäuden, wo schneeweiß gekleidete, mit Tropenhelm, Sonnenschirm und grauer Brille bewaffnete Europäer in Rickschas durch die Straßen fahren, ist er noch gleichsam zu Hause; aber da, wo in geradezu paradiesischen Landschaften die großen Bungalows der weißen Sahibs liegen, und erst, wo die weit ausgedehnte Eingeborenenstadt Pettah beginnt, eingebettet in Palmen und leuchtende Blumen, kennt der Fremde sich unter den bunten Volkstypen nicht mehr aus.

Zunächst ein Blick in die Straßen. Sie sind alle aus der wild wuchernden Vegetation herausgehauen. Halb versteckt im Grünen liegen die Hütten und Häuschen, überschattet von Palmen, Mango-, Jakfrucht- und Brotfruchtbäumen. Alle Läden sind offen, die Häuser nur durch eine Matte verschlossen, die die Vorderwand darstellt. In der Mitte liegt ein See, dessen Ufer, besonders bei sinkender Sonne, den romantischsten Anblick gewährt. Der sandige Boden ist tiefrot, grün der Busch, in dem die Häuser verschwinden, und unwahrscheinlich blau der sonnengolddurchwirkte Aether. Und in den Straßen bewegen sich, zumeist halb nackt, nur mit einem Lendentuch bekleidet, schlanke, sehnige Figuren, deren Haut in allen Schattierungen der braunen Farbe leuchtet. Die Hauptmacht bilden die Singhalesen, die Ceylon zu einem der wichtigsten Bollwerke des Buddhismus machen, aber auch sie stufen sich in viele, unmöglich auseinander zu haltende Kasten ab. Das schreckliche indische Kastenwesen, die Schwäche der Hindu-völker und die Stärke der englischen Eroberer, beginnt bereits seinen Schatten zu werfen. Neben selbstbewußten Singhalesen mit dem Kreiskamm im dunklen aufgeknoteten Haar und langem bunten Frauenrock sieht man kräftige Tamulen von der Malabarküste, reizende schlanke Tamulinnen mit großen braunen Rehaugen; verweichlichte, damenhafte Hindu; Goanesen, die aus Indern und Portugiesen hervorgegangen sind; mohammedanische Mauren, Abkömmlinge arabischer Einwanderer, mit Fes und bunten, strohgeflochtenen hohen Mützen, die sie nie ablegen; Parsen mit Glanzlackhelmen von seltsamer Form, dem Abzeichen dieser Nachfolger Zarathustras; Malaien und Mischlinge aus allen diesen und anderen indischen Völkerschaften. Es erfordert Tage und häufige Nachfrage, um sich nur ganz oberflächlich auszukennen.

*

1. Der „Palaſt der Winde" in Jaipur 2. Am Ufer des Ganges in Benares

Kutab Minar", der größte Obelisk der Welt

Der Eingang zum Tempel in Madura

Unter allen diesen braunen Menschen ist der Weiße der große Sahib, der hohe Herr von höchster gebietender Kaste und, wenigstens äußerlich, der angebetete Götze.

Nur früh morgens, wenn die Luft noch erträglich kühl ist, und bei Sonnenuntergang kann man weiße Menschen und ihre „Memsahibs" zu Fuße sehen. Zwischen neun Uhr in der Frühe und der Stunde des Sonnenuntergangs sind die Straßen ausschließlich von Eingeborenen belebt, die Weißen haben sich vor der gefährlichen Sonne verborgen, und wo das Geschäft sie mit Notwendigkeit hinaustreibt, huschen sie in ihren Rickschas, vom Tropenhelm und Sonnendach geschützt, gleich blendend weißen Visionen rasch vorüber. Wie die indischen Kulis nackt, ohne Kopfbedeckung, in der ungeheuren Glut stundenweit zu laufen und Lasten zu ziehen vermögen, ohne vom Schlage getroffen hinzustürzen, wird mir ewig ein Rätsel bleiben.

Um das Prestige der Weißen aufrechtzuerhalten, gebietet die Sitte jedem, den großen Herrn zu mimen, ob er will oder nicht. Wiche er von der Sitte ab, so würde der Eingeborene annehmen, der Fremde gehöre in seinem Heimatlande einer niederen oder verachteten Kaste an. Hundert Hände bedienen ihn überall; wo er erscheint, tritt das eingeborene Element ehrfurchtsvoll zurück. Du trittst ins Postamt, einen Einschreibbrief in der Hand. Sofort eilt ein kleiner Beamter auf dich zu, nimmt dir den Brief aus den Händen, treibt die Menge am Schalter auseinander und reicht den Brief hinein. Alles muß warten, bis der Weiße abgefertigt ist. Und erst in den großen, mit fürstlichem Pomp ausgestatteten Hotels! Sechs Boys bedienen im Zimmer oder liegen, jedes Winks gewärtig, vor der Tür, zwölf Mann umstehen den Tisch, an dem man speist. Morgens bei Sonnenaufgang geleitet der Hauptboy den Sahib ehrfürchtig ins kühle Bad; bei der Rückkehr stehen im Zimmer Tee, Butter, Gebäck, duftige Papayas, Mangopflaumen, Bananen und Orangen. Im großen Speisesaal laufen mehr als 60 elektrische Fächer. Steht man vom Mahle auf, wird der Kaffee auf die kühlere Veranda hinterhergetragen. Hier sitzt man lässig, die Zigarette zwischen den Lippen, und schon naht ein Zauberer, legt die Hand an die Stirn und bittet ehrfürchtig um die Gnade, den Sahib unterhalten zu dürfen. Ein reizendes junges Weib, das er mit sich führt, über und über mit Schmuck behängt, goldene Ringe in den Nasenflügeln und an den Fußzehen, steigt in einen flachen Korb, der fest zugeschnürt wird. Mit einem langen

spitzen Degen durchsticht der Zauberer den Korb nach allen Richtungen, aber unversehrt und lächelnd kommt die Schöne wieder zum Vorschein. Tanzende Kobras und kämpfende Skorpione machen den Beschluß. Die Zigarette ist erloschen. Schon steht ein Goanese mit dem Streichholz da. Etwas Asche ist auf den Boden gefallen. Sofort kriecht ein Hindu niederer Kaste heran, der nur zu diesem Zwecke im Hause gehalten wird, und nimmt sie auf. Menschenmaterial ist billig. In den Korridoren und Hallen eine unendliche, halbnackte Dienerschaft von langhaarigen Singhalesen und Hindus niederer Kaste. Sie sehen dem Weißen nicht ins Gesicht, erwidern seinen Gruß nicht, weil schon das eine Frechheit wäre, springen wie rasend auf, wenn der Weiße naht, und drücken sich scheu, die Augen am Boden, gegen die Wand — — traurig und beschämend zum Ansehen und Erleben.

*

Die Geschäftsstadt Colombos befindet sich unmittelbar an dem durch Wellenbrecher geschützten Hafen. Sie ist nur klein und endigt bei einem mitten zwischen den Häusern stehenden Leuchtturm, der niedrig zu sein scheint, aber doch auf drei Seiten weit hinausleuchtet in die See. Von diesem Turm führt eine breite Promenade am Strand entlang, der Hafenseite entgegengesetzt, denn die Geschäftsstadt liegt auf einer Landspitze, die von drei Seiten das Meer bespült.

Während des Tages brennt die Sonne mit versengender Glut auf den rotleuchtenden Weg der Promenade nieder und sie liegt ganz still und verlassen da, zur Seite des türkisfarbenen Indischen Ozeans. Wenn aber das Tagesgestirn zu sinken beginnt, erscheint wie mit einem Zauberschlage auf der ganzen Länge des Strandweges ein märchenhaftes, exotisches Leben. Hunderte von Wagen und Rickschas fahren langsam hin und her, zur Seite wimmelt es von braunen Fußgängern höherer Kasten in den buntesten Trachten. Stolze Karossen nahen in langsamem Schritt, auf dem Bock grell beturbante Diener, deren einer einen riesigen Paradewedel aus Pferdehaaren im Arm hält; in den Wagen vornehme Inder, das rote Siegel Sivas auf der Stirn, oder die zwei senkrechten Kalkstriche des Lingam, neben ihnen die in bunten Musselin gehüllten Damen. Viele steigen aus und ergehen sich am Strande. Rickschas mit „vornehmen“ alten Kinderfrauen, ein weißes Baby im Arm, ziehen vorüber. In reichgeschirrten Ge-

spannen fahren europäische Paare nach Flower Road, wo die vornehmsten Bungalows liegen. Junge Leute im Smoking, aber ohne Kopfbedeckung, eilen in Rickschas zum Diner in die Hotels. Wenige Weiße sieht man zu Fuß, die Wenigen im „Dreß", barhäuptig promenierend.

Ein belebender Hauch streicht über den Strand. Landwärts stehen die ragenden Palmen im Gold der untergehenden Sonne. Türkisblau liegt das Meer da, mit einem Unterton von Gold, darüber der Himmel in dunklerem Blau; im Westen aber, wo jetzt die Sonne unter den Horizont gesunken ist, liegt ein glutendes dunkles Orange, das sich nach oben gegen den Zenit zu Hellgelb und Rötlich abstuft. Die Mondsichel, die wie ein Kahn im Aether schwimmt, die Hörner nach oben, erscheint grün — wirklich intensiv grün.

Mit dem Fallen des Dunkels ist ebenso rasch, wie es gekommen, das ganze flutende Strandleben verschwunden — zerflossen gleich einem Spuk. Der Strand ist leer. Auf die unendliche, blendende Lichtfülle des Tages folgt die warme, brütende, blaue tropische Nacht und die Natur entzündet am Himmel, wie auf der Erde, ihre Laternen. Oben leuchten in jener bezaubernden Klarheit, die im Norden unbekannt ist, die Sterne, und unten ziehen zwischen Baum und Strauch die Glühkäfer wie Tausende von Feuerfunken ihre Kreise und Linien. Zugleich setzt das hohe, flötende Konzert der Zikaden ein. Ueber Meer und Land beginnt in kurzen Intervallen ein dreimaliges Aufleuchten zu gehen, das vom Leuchtturm auf der Landspitze herrührt.

Jetzt beginnt es im Pettah, der weiten, umbuschten Eingeborenenstadt, lebendig zu werden. Der Markt, besonders der Fischmarkt — denn Reis, Fisch und Früchte sind die Hauptnahrung — wimmelt von Käufern. Vor den Läden blinken die herrlichsten tropischen Früchte im Lichte der Laternen; Käufer und Verkäufer sind so gut wie nackt — ein kleines Lendentuch genügt. Wenige Frauen, alle den niederen Kasten angehörend, sind auf der Straße zu sehen. Alle Volksschichten verständigen sich miteinander in der Tamulsprache, aber unter sich sprechen die Hindu ihr Urdu, die Singhalesen das Elu, die Mauren ein verballhorntes Arabisch und überdies die jüngeren Leute zumeist Englisch.

Auf den See, der in der Mitte liegt, gießt der Mond sein Licht nieder; rings herum am Ufer schimmern die Feuer aus den Hütten; Musik und Gesang ertönt in das ohrenbetäubende Gezirp der Grillen;

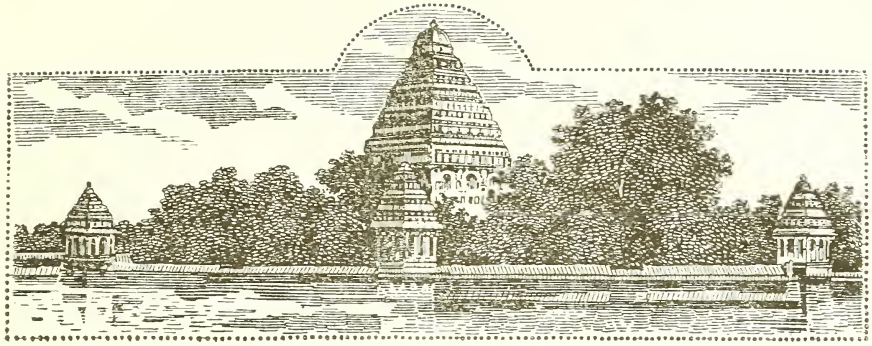
dunkel, als schwarze Silhouetten, stehen jetzt die Palmen gegen den hellen, sternbesäten Himmel.

*

Der Fremde betritt in Ceylon historischen Boden. Als Ursprungsland von Edelsteinen und Gewürzen war die Insel schon den Griechen bekannt, die sie Taprobane nannten. Vorderindische Fürsten, die die Insel im Altertum beherrschten, wurden im Anfang des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen abgelöst, ihnen folgten Mitte des 17. Jahrhunderts die Holländer, seit 1802 aber eignet England das Land und hat aus ihm eine von Indien unabhängige Kron-Kolonie gemacht. Aus- und Einfuhr sind nahezu ganz in Händen englischer Firmen. Tee ist der wichtigste Ausfuhrartikel. Allerdings wächst in Ceylon ungefähr alles, was die heiße Zone hervorzubringen vermag: mit Recht gilt die Insel als das typische Tropenland der Erde.

Wem die Sonne an der Küste und in den Ebenen zu mächtig ist, der flüchtet ins Gebirge, nach der herrlichen Hochebene Nuwara Elya oder nach Kandy, einer der interessantesten Kultstätten des Buddhismus. Hier steht der unansehnliche, aber hochheilige „Tempel des Zahns", in dem ein Zahn Buddhas aufbewahrt wird, der wahrscheinlich ebenso echt ist wie der heilige Rock in Trier oder die verschiedenen Splitter vom Kreuze Christi. Auf dem Wege nach Kandy kann man riesige zahme Elefanten auf den Feldern bei der Arbeit sehen, hier begegnet man auch Angehörigen der niedrigsten Kaste Ceylons, den Rodyas (wörtlich: „Dreckleute"), deren Frauen und Mädchen beim Herannahen höherer Kastenangehöriger den Oberkörper entblößen müssen. Kühler wehen die Lüfte hier oben, und mit ungetrübten Genuß kann man sich in den Paradenya-Gärten ergehen, den schönsten botanischen Anlagen der Erde — mit alleiniger Ausnahme von Buitenzorg auf Java.

Was mir aber die Priester im Tempel des Zahns anvertrauten und was mir die exotischen Pflanzen in den Paradenya-Gärten erzählt haben, muß ich einstweilen bewahren, um es bei einer späteren Gelegenheit am richtigen Ort und zu richtiger Zeit zu enthüllen.



XXVIII.

Bei der Göttin mit den Fiſchaugen.

Die Schönheitsideale von Völkern und Zeitaltern ſind verſchieden. Homer nennt die ſiegprangende Tochter des Zeus, Athenäa, die Göttin mit den Kuhaugen. Auch Nietzſche hat in den Augen der Kühe die Schönheit einer ſanften Melancholie entdeckt. Der gewaltige Nachempfinder Johann Heinrich Voß, ein Sohn der blonden Germanen, ſtattet die Athena mit ſtrahlenden blauen Augen aus. In dem Wunderlande Indien aber herrſcht ſeit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag eine allmächtige Göttin *mit Fiſchaugen*. Ihr Hauptkultort iſt das große, heilige *Madura* in Südindien, und obgleich ſie von Millionen frommer Menſchen unter dem Namen *Minakſhi* angebetet wird, iſt ſie keine andere und geringere als die hohe Gemahlin Siwas, die unter vielen anderen auch die Namen Parvathi und Kali führt. Sie iſt es, von der es ſchon in den Veden heißt: „Mutter iſt ſie von Myriaden von Weltſyſtemen — und dennoch Jungfrau.“

Gleich ihrem furchtbaren Gemahl Siwa, der neben ihr in der größten Tempelanlage der Welt zu Madura unter dem Namen Sundareswara verehrt wird, iſt ſie viele Male in immer neuen Inkarnationen auf die Erde hinabgeſtiegen. Einſt, vor langer Zeit, regierte in Indien ein großer König, namens Malayadhwaja. Lange blieben ſeine Gattinnen kinderlos, und da er den Untergang ſeines Geſchlechts fürchtete, wandte er ſich mit einem großen Opfer an Siwa. Der fromme Fürſt fand Gnade, ein Wunder geſchah, denn aus dem heiligen Opferfeuer tauchte Parvathi ſelbſt empor, in der Geſtalt eines kleinen Kindes. Doch mit Schrecken ſah der König, daß das gottgeſandte Kind, ein Mädchen, drei Brüſte mit zur Welt brachte. Neue

Opfer und Gebete, bis ein Engel erschien und ankündigte, daß die dritte Brust verschwinden würde, sobald die Prinzessin ihrem Gemahl begegne.

Die „Fischäugige" — denn das ist die Bedeutung des Namens Minakshi — wuchs auf gleich einer schlanken, herrlichen Palme. Früh starb der König, und Minakshi, eben zur Jungfrau erblüht, wurde Königin von Madura. Da zog sie mit einem großen Heere aus und besiegte nicht nur alle irdischen Fürsten, sondern selbst die himmlischen Gottheiten — Indra, den höchsten der älteren Götter, nicht ausgenommen. Als aber die Kühne selbst gegen den Herrn des Universums, Siwa, zu Felde zog — siehe, da verschwand wie durch Zauber die dritte ihrer Brüste — Minakshi stand ihrem Herrn und Gemahl gegenüber. Als Sundareswara inkarniert sich nun auch Siwa, eine glänzende Hochzeit findet statt und das Götterpaar herrscht lange und glücklich über Madura. Spät und des Wandelns im Fleische müde, werfen Siwa und Parvathi ihre irdischen Gewänder ab, um in die Himmel emporzusteigen.

Allgegenwärtig aber, wie sie sind, hausen sie doch auch immer noch im großen heiligen Tempel der Minakshi, zu dem ununterbrochen seit Jahrhunderten Millionen frommer Hindu wallfahrten, um mit tiefen Seelenschauern den wunderbaren und überwältigenden Tempel der fischäugigen Göttin zu betreten.

*

An einem glühheißen Nachmittage trat ich von Ceylon aus meine Pilgerfahrt durch das Land der Märchen und Wunder, Indien, an. Die „Bharata", ein großer schmutziger Dampfer der „British India Company", trug mich über den Golf von Manar. Wer nicht ganz seefest ist, dem stülpt sich hier der Magen um wie ein Handschuh. Der Speisesaal befindet sich über der Schiffsschraube; selbst bei ruhiger See zeigen die Speisen eine Neigung, aus den Tellern zu entschlüpfen. Boshafte Leute behaupten, der Speisesaal sei nur deshalb über der Schraube angelegt, weil die Company die Verpflegung schinden wolle, denn den meisten Leuten vergeht auf diesen Dampfern der Appetit. Da die Kabine heiß und stickig, das Bett wenig einladend und das Moskitonetz zerrissen ist, kampiere ich in der warmen Tropennacht auf Deck, eine harte Bank als Unterlage, den sternenbestickten Himmel als Decke. Noch lange blinkt das Leuchtfeuer von Colombo über die dunklen,

rauschenden Wogen, dann kommt der Schlaf. Erst die Deckwäsche, die in der Morgenfrühe plantschend und platschend heranzieht, treibt den Fröstelnden — denn vor Sonnenaufgang weht es auch in den Tropen kühl über die See — hinab in die heiße Kabine.

Weit außerhalb der gefährlichen Korallenbänke des Ufers ankert am Morgen das Schiff. Im blendenden Sonnenlichte liegt drüben die flache, heiße und ungesunde Koromandelküste mit den schimmernden Häusern der Stadt Tuticorin. Ein Boot bringt uns hinüber, wo eine strenge Zollrevision beim Eintritt in Indien stattfinden soll und wo der Eisenbahnzug nach Madura schon bereitsteht.

Im dichten Gewühl des eingeborenen Reisepublikums schlägt sich ein weißer Gentleman vor der Zollstation mit nicht weniger als zweiundvierzig Kisten und Kasten und Koffern herum, die zu seinem Reisegepäck gehören. Die Zollbeamten scheinen nicht entgegenkommend genug zu sein, denn er schimpft in allen Tonarten — englisch natürlich — und wirft dazu Kasten und Kisten durcheinander. Der schlanke Gentleman, den ich zuerst nur von hinten sehe, trägt einen weißen Tropenanzug, weiße Schuhe und einen gelblichen, weit in den Nacken geschobenen Tropenhelm. Auf einmal scheint ihm die Geschichte zu dumm zu werden, er muß sich mehr Luft machen und bricht in einer anderen, den Zollbeamten unverständlichen Sprache los: „Himmelherrgottschockschwerenot! So eine vernagelte Bande! — Geduld, Geduld, verlaß mich nicht!“

Da erkenne ich ihn, es ist der bekannte deutsche Weltreisende H. Heiland. Da ihm just einer seiner Begleiter und ein Diener zu Hilfe kommen, trete ich näher und schlage ihm auf die Schulter:

„Guten Tag, Heiland!“

Er dreht sich um und mustert mich einen Augenblick feindselig, dann hellt sein Gesicht sich auf. „Bei Gott,“ sagt er, „es ist das „Hamburger Fremdenblatt“, wie es leibt und lebt. Reichen Sie mir die biedere Rechte. Was wollen denn Sie in Indien — ich bin ja schon hier?!“

„Sie gelten als verschollen. Ich bin ausgesandt, Sie zu suchen, wie einst Stanley den großen Livingstone suchte.“

„Machen Sie keine Witze, wir sind doch hier nicht in der „Heiteren Revue!“ Na, einerlei, da Sie mal hier sind, können Sie bleiben. Ich gehe ins Innere auf die Tigerjagd, zu einem indischen Fürsten. Wir reisen also wohl ein Stück zusammen? Famos! Oder —“ er unter-

bricht sich und sieht mich mit einem unbestimmten Verdacht an. „Oder — reisen Sie etwa erster Klasse — Mensch?“

„Allerdings,“ sagte ich kleinlaut.

„Anfänger! Knallprotz! Salontiroler! Sie können ja für das halbe Geld viel gemütlicher fahren. Aber natürlich — man reist ja nicht für eigene Rechnung, sondern für fremde. Warten Sie, ich werde mal dem „Fremdenblatt“ schreiben, wie Sie sich hier in Indien aufführen. Folgen Sie mir auf der Stelle, damit ich Ihnen einen Mißachtungsschluck kommen kann!“

*

Durch eine durstende, von der Sonne förmlich gebackene Flachlandschaft windet der Zug seinen Weg. Zur Seite des Bahndammes die phantastischen Formen verholzter und bestaubter Kakteen. Auf den Feldern Baumwolle und Sorghum. Hier und da ein dicker, uralter Banyanenbaum. Auf den Bahnhöfen ein seltsames, fremdartiges Leben. Schlanke Indierinnen in buntem Musselin, ganze Pfunde von Gold- und Silbergeschmeide in den Nasenflügeln, an den Fußknöcheln und Zehen. Verkrüppelte Bettler, die den monotonen, jammernden Ruf „Bábu!“ (Herr) ausstoßen. Kleine geschmückte Mädchen, die — mit den Augen tanzen. Im Takt drehen sie die großen schwarzen Augen hin und her und führen dabei seltsame, graziöse Bewegungen mit den Händen aus.

Um Mittag wird die große heilige Stadt Madura erreicht, das Athen Südindiens, unter den Wallfahrtsstätten der Hindus nur noch von Benares übertroffen. Ueber hunderttausend Einwohner zählt die Stadt, aber keine Unterkunft für Europäer — im Bahnhofsgebäude werden deshalb einige Betten für durchreisende weiße Sahibs bereitgehalten, außerdem ist ein kleines Dák Bungalow, ein Rasthaus der Regierung, vorhanden, in dem man sich 24 Stunden aufhalten darf.

Kaum hatte ich in einem der Fremdenzimmer des Bahnhofs den Staub der Reise abgespült, als ein uraltes Hindumännchen erschien und sich unter vielen Salaams als Führer vorstellte. Mit Stolz legte er ein dickes Zeugnisbuch vor, in das viele Sahibs ihre Befriedigung über die Führungskünste des alten Herrn eingetragen hatten. Während ich es durchblätterte, sagte der Alte respektvoll: „Herr, auf deiner Stirne steht geschrieben, daß du in deinem Vaterlande ein Mann von hohem Range bist — es wird mir deshalb ein ganz besonderes Vergnügen sein, deine Exzellenz zu führen.“

Weniger respektvoll antwortete ich: „Gut gebrüllt, Löwe!“

Zu meiner Ueberraschung machte der Alte abermals einen ernsthaften Salaam und sprach: „Deutsch verstehe ich leider nicht. Deshalb bitte ich dich, Herr, schenke mir ein deutsch-englisches Lexikon. Mein Gott Siwa wird es dir vergelten.“

In meiner Begleitung befand sich für kurze Zeit ein junger Hamburger Kaufmann, Herr Buhle, in dessen Besitz sich ein Tagebuch seines Vaters befand, der vor Jahren Südindien besucht hatte. Als wir im Zeugnisbuch des alten Führers alte Jahrgänge nachblätterten, fand sich tatsächlich auch der Eintrag des Hamburger Herrn. Wie einst den Vater, so nahm der inzwischen zum Greis gewandelte nun auch den Sohn unter seinen Schutz.

Sehr schnell waren nun die Hauptzüge des Kriegsplanes der Besichtigung Maduras und seiner gewaltigen Tempelanlage festgestellt, als aber von der Zeiteinteilung die Rede war, machte der Alte abermals einen tiefen Diener vor meiner Exzellenz und sagte: „Eine Uhr besitze ich leider nicht, denn siehe, ich bin arm. Deshalb bitte ich den großen Sahib, mir eine Uhr zu schenken, die ich als Andenken hoch in Ehren halten werde.“

Meine Antwort gab ich aus triftigen Gründen wieder in deutscher Sprache. Sollte der Alte je das Lexikon erhalten, dann kann er sie sich übersetzen.

*

Groß und fremd ist der Anblick des heiligen Madura und wohlgeeignet, auch den Fremden mit geheimnisvollen Schauern zu erfüllen. Da die Wohnhäuser niedrig und flach sind, sieht man von jedem Punkte aus die ragenden, seltsamen pyramidalen Türme des Tempels, Gopuram genannt, die gleich Gebirgen in die Luft hinausragen. Wer die Anschauungen, Ideale und religiösen Ueberzeugungen des frommen Hinduvolkes studieren will, muß nach Madura zum Tempel der Minakshi pilgern, dessen Einfluß und Macht über die Gemüter weit hinausreichen in die Lande. Heiliger Boden ist es, über den wir wandern, viele Götter und Göttinnen des großen indischen Pantheons haben sich hier inkarniert, und unzählige Millionen trostsuchender Sterblicher sind seit grauer Vorzeit hoffnungsfreudig in das Heiligtum der Minakshi und ihres hohen Gemahls Siwa eingezogen. Der Ort ist ganz eingesponnen in Geschichte und fromme Sage.

Am Hof zu Madura, der Hauptstadt des Pandya-Königreiches, hielten sich schon um 300 v. Chr. griechische Gesandte auf; dem Plinius zu Anfang unserer Zeitrechnung war Madura als Sitz von Fürsten und Göttern wohlbekannt. Aber noch viel weiter zurück reicht die indische Geschichte, die den Lebenslauf der Stadt zu einem einzigen großen und bunten Märchenwunder ausgestaltet.

Auch scheint nicht alles bloße Sage und Wundermär zu sein — wie die spätgeborenen Bewohner Maduras zu ihrem Schrecken erfahren mußten. Aus der Umwallung des Allerheiligsten im Tempel, wo die Statue Natarajas, des Gottes Siwa als Weltentänzer, steht, war ein Steinchen abgebröckelt. Sofort entstanden im südlichen Teil Maduras Feuerbrände, Menschen wurden blind, Seen und Brunnen trockneten aus und Blitze zuckten aus heiterem Himmel — ohne daß man die Ursache dieser schrecklichen Erscheinungen ergründen konnte. Endlich entdeckte ein Brahmine das Loch in der Mauer, durch das das unwiderstehliche göttliche Feuer sich nach außen ergoß. Schnell wurde die Oeffnung verschlossen und von Stund an hörten die vernichtenden Erscheinungen auf. . . .

In dem landesüblichen Fahrzeuge, der Ekka, einem kleinen Ochsenkarren mit einem Zeltdach darüber, zottelten wir durch die heißen Straßen und sahen wundernd in das überwältigend pittoreske indische Leben, das uns zum erstenmal unverfälscht umfing. Alle Nationen Indiens sind in Madura vertreten, jede einzelne wieder in zahlreiche Kasten gespalten — alle tragen ihre Abzeichen in Kleidung, Haarschnitt oder Bemalung, aber nur ein Eingeborener vermag die Völker und Kasten zu unterscheiden. Einen hohen Rang nehmen die Suraschtras ein, was Seidenweber bedeutet, ohne daß die Angehörigen der Kaste alle dieser Profession nachzugehen brauchen; die Arbeiter gehören zumeist der Kallan-Kaste an, die Geldwechsler der Nattukottai, aber über allen stehen die Brahminen, die eine starke Majorität bilden und gelehrten oder heiligen Berufen obliegen.

Beturbant, in bunten, malerischen Trachten, die Angehörigen niederer Kasten nur mit einem Lendenschurz bekleidet, flirrt es durcheinander. Vor der Stirn graue Querstriche aus heiliger Asche oder zwischen den Augen das rote Siegel Siwas; andere mit dem roten Strich der Göttin Minakshi, den zwei weißen Strichen Wischnus oder dem Lingam Siwas. Unbemalte Stirnen sind selten zu entdecken, sie gehören den wenigen Mohammedanern oder den spärlicheren Christen

an. Reizend sind die jungen Hindufrauen und Mädchen anzusehen. Sie sind schlank wie Rehe und von königlichem Gang. In den braunen, feingeschnittenen, den unsrigen verwandten Gesichtern stehen große Glutaugen. Ein zartes, buntes Gewebe umhüllt den Körper und läßt die linke Brust frei. An den öffentlichen Brunnen entwickeln sich alttestamentarische Bilder. Ganze Reihen junger Weiber, goldblinkende Messingurnen auf den Köpfen, harren aufeinander an den Wasserplätzen. Welche herrlichen Szenen für die Photographie! Aber es ist unmöglich, Aufnahmen zu machen, denn sofort entsteht ein beängstigendes Gedränge. Die Sahibs werden eingekreist und hundert Hände strecken sich aus, um Gaben in Empfang zu nehmen. Die große Landplage in Indien ist eine fürchterliche und raffinierte Bettelei.

„Es ist häßlich," sage ich zu dem Führeralten, „daß deine Landsleute die Fremden anbetteln!"

„Dein Mund fließt von Weisheit über," erwidert er und legt die Hand an seine Stirn, „allein diesmal bist du im Unrecht. Indem jene Leute dich anbetteln, verhelfen sie dir dazu, gute Taten zu tun. Nicht sie sind es, die zu danken haben, sondern du. Mein Gott Siwa gebietet den Reichen, von ihrem Ueberfluß den Armen mitzuteilen. Und deine Exzellenz ist sicherlich sehr reich."

„Nanu? Wie kommst du auf den Gedanken?"

Der Alte lächelt bloß. „Du reisest um die ganze Erde, Herr, das kann sich nur ein reicher Mann gestatten. . . ."

Langsam kriecht die Ekka durch das Straßengewühl von farbigen, bunten, bemalten Menschen. Die Häuser sind offen, aller Handel und Wandel findet gleichsam im Freien statt. Zwischen den Menschen schreiten gemächlich heilige Kühe hin und tun sich an den Gemüseauslagen der Händler gütlich. Man jagt sie nicht weg, sondern streckt ihnen die zum Gebet gefalteten Hände entgegen. An den Straßenecken stehen fratzenhafte Zerrbilder Siwas, denen die Vorübergehenden ihre Reverenz bezeugen.

Endlich hält der Ochsenwagen, die Tempelstadt ist erreicht und staunend fliegt der Blick empor zu den gewaltigen Turmpyramiden und ihren tausend und aber tausend Figuren und Zacken.

*

Das Heim der Göttin mit den Fischaugen, die größte Tempelanlage der Erde, steht wie eine Märchenburg im Mittelpunkt der

Stadt. Sie bildet ein beinahe regelmäßiges Rechteck von 750 Fuß Länge und 830 Fuß Breite; der Grund, den die Anlagen bedecken, mißt 25 Acker. Vier hohe Steinmauern umschließen die Heiligtümer, und jede ist unterbrochen durch einen Gopuram oder Pyramidenturm von annähernd 150 Fuß Höhe. Die Schreine der Minakshi und ihres Gemahls Sundareswara im Allerheiligsten werden noch einmal von drei Mauern umschlossen und jede ist mit kleineren Pyramiden geschmückt.

Im Innern der Tempelstadt gibt es schier unaufzählbare heilige Stätten, Wunder, Altäre, Idole und eine ebenso große Zahl profaner Einrichtungen, die alle zur Erhaltung eines solchen Rieseninstituts nötig sind. Da ist der Teich der goldenen Lilien für die religiösen Waschungen der Brahminen, die Halle der tausend Säulen, die Kammer der 63 Heiligen, Hunderte von Schreinen für untergeordnete Gottheiten, unzählige Statuen von Fürsten, Göttern, Heroen und Heiligen, Galerien und Nischen — neben versteckten Schatzkammern, Wohnungen, Küchen, Blumen- und Gemüsegärten. Dieses ganze Meisterwerk drawidischer religiöser Baukunst ist aus Stein; Holz ist gar nicht verwendet.

Durch einen der pyramidalen Türme, die zugleich Tore sind, treten wir ein in die umwallten Tempelhallen, kreuzen zweimal die weiten Mauerzwischenräume und befinden uns inmitten der Götter; aber auch der Menschen, denn überall in den Hallen, Höfen, Säulengängen herrscht bewegtes Leben. Unter den Torbogen schon sitzen Hunderte von Händlern mit Obst, Blumen, Opfergaben und Lebensmitteln. Auf den Fliesen des Bodens liegen Pilger umher, fast nackt, die Stirn mit Asche beschmiert; unterhalb der unzähligen Götterbilder, die alle ein zorniges, schreckenerregendes Aussehen haben, halten sich Kranke auf, die im Schatten der Gottheiten auf Genesung harren; fromme Yhogi sitzen an den Wänden und lesen mit lauter Stimme, ganz für sich allein, die heiligen Sutras — bei unserem Näherkommen läuten sie mit einem Glöckchen, „um uns Gelegenheit zu geben, Gutes zu tun“; Berufsbettler, wahre Waldmenschen, stark wie Bären, völlig nackt, nur einen Rosenkranz um den Hals, laufen hinter uns her und fordern laut eine Unterstützung „ihres Gott wohlgefälligen Lebenswandels“; wo ein freies Plätzchen an den Wänden ist, liegen Bettler — eine ganze Prozession von Neugierigen folgt hinter den Sahibs her.

Inmitten der Hallen, zwischen denen man sich verliert, liegt ein ummauertes Wasserbecken, der Teich der goldenen Lilien, rings umher sind Arkaden, in denen ein immerwährender Singsang ertönt. Ganze Sanskritschulen sitzen am Boden und lauschen auf die Worte der Lehrer; an anderen Stellen werden zum Klange eines uralten Streichinstruments die heiligen Texte gesungen. Die Luft ist erfüllt von den scharfen Gerüchen des brennenden Räucherwerks, des Sandelholzes und der tropischen Blumen. An einem großen Becken sieht man alle Vorübergehenden sich die Stirnen mit heiliger Asche einreiben; an eine gewaltige Statue irgend eines Gottes ist eine Leiter gelehnt und man beschmiert dem Gotte das Gesicht mit Butter und Kuchen. Als die Sonne sich zu neigen beginnt, nachmittags gegen 5 Uhr, schwillt das Leben am Lilienteich mächtig an. Hunderte von Brahminen steigen zum Gesang vedischer Hymnen die Stufen hinab und nehmen die rituellen Waschungen vor. Eine Welle von Geräuschen und Gerüchen braust durch die Hallen — alte Punditen erheben ihre Stimmen und erklären die klassischen Schriften der Ramayana oder der Mahabharata; Geschichtenerzähler, vertraut mit allen Streichen der indischen Gottheiten, sammeln einen Hörerkreis um sich. Volk strömt hin und wider.

Oben, wo über dem heiligen Teich die freie heiße Luft zittert, ragt im goldenen Sonnenschein mit ihren tausend Figuren und Figürchen eine der Turmpyramiden, ihr Schatten fällt auf das dunkle, blinkende Wasser.

„Bereite dich vor," sagte der Führeralte mit gedämpfter Stimme, „nun die allerheiligsten Stätten zu betreten, soweit es euch Europäern gestattet ist. Spürst du nicht schon die unmittelbare Nähe des großen Siwa und seiner erhabenen Gattin?! Auf deinen hohen Befehl will ich noch mehr tun — du wirst dir den Kopf rasieren lassen, ein Tuch um die Schultern tun — und dann bringe ich dich heute nacht heimlich in den Tempel, damit du der Schmückung des Gottes und einer großen, heiligen Prozession beiwohnst. Siwa wird in seiner Gnade verleihen, daß man deine Exzellenz im Dunkeln für einen Hindupilger hält." Hier kicherte der Alte, ward aber gleich wieder ernst, legte die Hand an die Stirn und fügte sinnend und ausdrucksvoll hinzu: „In deinen edlen Zügen, Herr, kann ich schon jetzt lesen, daß deine Exzellenz mich für meine Mühen fürstlich entlohnen wird. Denn siehe, du bist vornehm und reich, ich aber arm und niedrig geboren."

Darauf beschmierte der Alte sich die ganze Stirn mit heiliger Asche, machte den Götteridolen in der Runde seine Reverenz und schritt voran nach den inneren Heiligtümern Siwas und Minakshis.

*

Unter der Triade der Hindu-Gottheiten ist Brahma der ursprüngliche Schöpfer, Wischnu der Erhalter und Siwa der Zerstörer. Allein, in der indischen Religionsphilosophie bedeutet Zerstörung nichts anderes als Wandlung; die Vernichtung: neues Dasein; der Tod: die Wiedergeburt. Deshalb verkörpert sich in Siwa die Kraft des ewigen Zeugens aus der Vergänglichkeit in die Ewigkeit, und das heilige Zeichen, unter dem der „Herr des Universums" verehrt wird, ist durch ganz Indien das Lingam, der Phallus, dessen Kult noch bis auf den heutigen Tag mit den seltsamsten, hier auch nicht einmal anzudeutenden Gebräuchen verknüpft ist.

Im Tempel der Minakshi ist Siwa in den verschiedensten Formen anzutreffen, denn er ist nicht nur Iswara, der Gebieter des Weltganzen, sondern auch Bhutesvara, der Herr der Geister, Gespenster und Dämonen. In dieser Gestalt trägt er Schlangen als Kopfschmuck, Totenschädel als Halskette. Zuweilen ergibt der Gott sich wüsten Trinkgelagen, an deren Schluß er mit Devi, seiner Gattin, den Weltentanz Tandava tanzt. Er ist dreiäugig; wie bei den Zyklopen, befindet sich das dritte Auge, das der Weisheit und des Zornes, mitten auf der Stirn; blau ist seine Gurgel, weil er einst ein tödliches Gift geschluckt hat, um die Welt zu retten; er hat fünf Gesichter und vier Arme; in seinen Locken strömt der mächtige Ganges, in seiner Hand hält er die Pinaka, den Dreizack, ein Rehfell hängt über seiner Schulter, sein Begleiter ist Nandi, der Stier. Zahllos sind die Formen und Attribute, unter denen immer wieder Siwa dem wundernden Besucher entgegentritt.

Wenn ein Hindupilger dem Allerheiligsten des großen Tempels sich naht, macht er den umgekehrten Weg durch, den wohl ein Europäer zu führen wäre, um Eindrücke davonzutragen: nicht aus Stille und Einfachheit in Glanz und Geräusch, sondern aus verwirrendem Glanz in das absolute Nichts der Vergeistigung und Verinnerlichung. Aus den unendlichen Arkaden mit ihren tausend Idolen, aus dem Gewühl

von Heiligen und Profanen, von Prieſtern, Betern und Pilgern tritt man in einen kleinen ſtillen Raum, in dem Gott und Göttin in Form kleiner Bronzen aus Blumengewinden hervorlugen, und dann in einen noch kleineren, noch heiligeren Raum, der, auf einem Altar von acht Elefanten getragen, nur das Zeichen des Gottes, das Lingam, enthält. Hier befindet ſich der erſchauernde Pilger in der unmittelbaren Gegenwart des unſichtbaren, allmächtigen Herrn der Welt.

*

Da der Eintritt in dieſes Allerallerheiligſte uns Europäern verſagt war, wandten wir uns alsbald der Halle der tauſend Säulen zu, einem der Wunder der drawidiſchen Baukunſt. Auch bedeutet die Zahl tauſend keine Phraſe, ſondern an den tauſend Säulen, die dieſe Halle tragen, fehlen tatſächlich nur fünfzehn, die eingeſtürzt ſind. Ein Wunder erlebt, wer durch dieſen Wald von Säulen ſchreitet, denn man blickt nicht etwa in ein Gewirr von Mauern und Lücken, ſondern von jedem Punkte aus in die gleiche herrliche, ſymmetriſche Anordnung, die keine optiſche Verſchiebung zu trüben vermag. Von jedem Standorte aus ſchaut man in ſechzehn Kolonnaden von verſchiedener Weite, ſechzehn gewaltige Perſpektiven eröffnen ſich wie ebenſo viele ſeltſame Spiegelungen. Die Szenerie iſt grandios bis zum Scheine der Unwirklichkeit.

An den Pforten, wie überall im Tempel, ſtehen die Gottheiten Ganeſa und Subramanya; Ganeſa, gewöhnlich der Elefantengott genannt, weil er einen Elefantenkopf beſitzt, iſt ein Sohn Minakſhis, der andere Türhüter iſt aus dem Leib Siwas entſprungen, wie Athena aus dem Haupte des Zeus.

Vor einem hohen Altar in der Mitte der Tempelanlage ſtand ein junger Prieſter mit einem mächtigen Kranz aus Jasminblüten in den Händen. Als wir Europäer, gefolgt von einem Schwarm von Neugierigen, von Pilgern und Bettlern, näherkamen, machte der Prieſter eine tiefe Verbeugung und der Führeralte ſprach feierlich: „Herr, durch den Mund dieſes jungen Brahminen entbietet dir der Oberprieſter ſeinen Gruß. Die Sitte erfordert, daß du jetzt meinem Gotte Siwa und ſeiner hohen Gemahlin dein Opfer in Form eines Geldgeſchenkes darbringſt!“

Darauf legte ich einige Rupien auf den Altar nieder und der Brahmine hängte mir mit einem Segensspruche den Blumenkranz um den Hals.

Geschmückt wie ein Pfingstochse, setzte ich meinen Weg fort.

*

Schon seit geraumer Zeit hatte sich mir ein Hindu von auffallender Erscheinung angeschlossen. Er war ein schlanker, bildhübscher und eleganter Mann von etwa dreißig Jahren. In dem braunen, feingeschnittenen Gesicht glänzten große intelligente Augen. Der ganze Oberkörper war nackt, aber Hals und Brust mit drei Rosenketten geschmückt. Von der Hüfte hing ein buntes Tuch herab. Von der Stirn leuchteten die beiden weißen, unten verbundenen Kalkstriche des Lingamzeichens. In der Hand hielt er ein Stöckchen. Er sprach ein leidliches Englisch und ward nicht müde, die bunten Wandmalereien zu erklären und mit vielem Humor zu kritisieren.

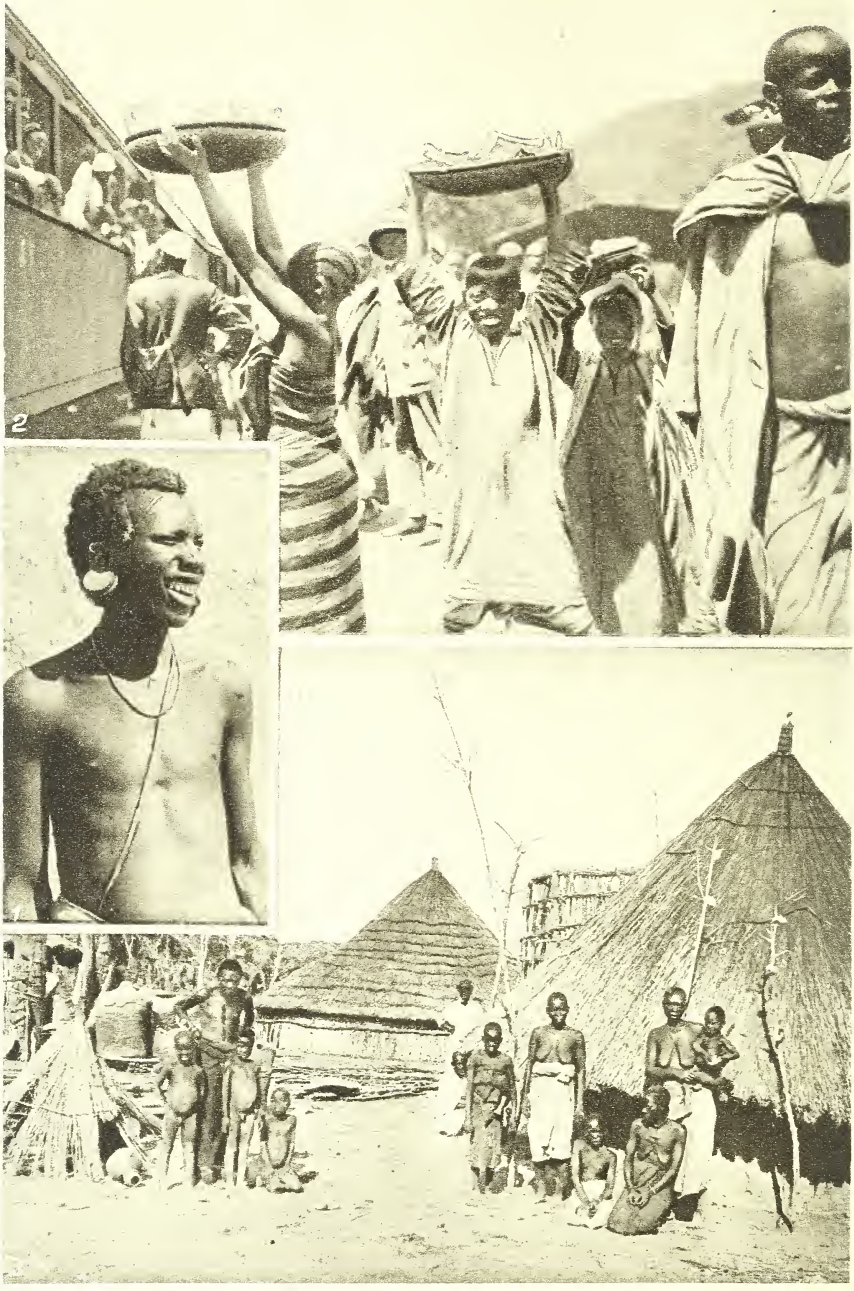
Noch interessanter als er selbst war sein Töchterchen, ein traumhaft schönes Kind von elf bis zwölf Jahren. Die schon stark entwickelte Kleine war ebenfalls mit Blumen geschmückt, außerdem trug sie einen Nasenring mit einer Perle und viele Ringe an den Fußzehen. Sie schritt gewöhnlich h i n t e r dem Vater her, mit Absicht, wie man bald merkte. Denn dieses Mädchen, obschon noch ein Kind, kokettierte wie eine Achtzehnjährige. Mit den großen, seitwärts gedrehten Augen sah sie den Europäer an, bemerkte er es aber, dann schlug sie die Augen mit einem reizenden Lächeln nieder, um gleich darauf das neckische Spiel fortzusetzen.

Wer war dieser Hindupilger? Gewiß ein vornehmer Mann, der von weit hergekommen war. Daß der alte Führer, als ich einen Augenblick allein ging, mir mit fliegendem Atem zuflüsterte: „Herr, laß dich nicht mit jenem ein — und warne auch deinen jungen Freund!“, hielt ich für Eifersucht. Allein des Rätsels Lösung war schon zur Hand.

Als der elegante Hindu wieder ein Stück vorausschritt, war auf einmal das reizende Kindchen an meiner Seite und legte seine kleine Hand zärtlich in die meine. Da nahm ich die Jasminkette vom Halse und warf sie, im Gedenken an ein anderes kleines Mädchen fern in Deutschland, der Indierin über den Kopf.

Plötzlich blieb da alles in der Runde stehen. Einen Augenblick banges Schweigen, dann ein Schrei des Entsetzens ringsum. Der

Robert-Koch-Straße in Daressalam



1. Mgogojüngling 2. Auf der Station 3. Afrikaniſches Dorf

alte Führer sprang herzu, riß die Blumenkette vom Halse des Kindes, warf sie auf den Boden und trat darauf.

„Herr!“ rief er, „was hast du getan?! Du hast das heilige Gewinde entweiht und deine eigene hohe Kaste befleckt!“

In diesem Moment ließ der geschmückte Hindu die Maske fallen. Er streckte die Hand aus und sagte mit lauter, unverschämter Stimme: „Jetzt beschenke mich, Herr, weil ich dir so vieles erklärt habe. Ich bin ein armer Teufel, der von Almosen lebt!“

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen: ein raffinierter Berufsbettler und ein auf den Gimpelfang abgerichtetes kleines Mädchen! Am liebsten hätte ich den eleganten Schuft geprügelt. Aber es half nichts; er pöbelte so laut hinter uns her, daß ich aus Furcht vor dem Aufsehen ein Geldgeschenk in seine Hand legte. Da schrie er noch lauter: „Wie! Und das kleine Mädchen, dem du sogar deine Zuneigung geschenkt hast, soll leer ausgehen? Gib auch ihr, Herr, eher wirst du uns nicht los!“

Auch das Kind erhielt sein Geschenk, und dann holte der Führeralte zu einer großen Ansprache aus.

„In deinem berühmten Vaterlande,“ sagte er, „bist du, o Herr, ein großer und weiser Mensch. Allein, die in einem Lande gesammelte Kenntnis genügt nicht für alle Länder. Deshalb bist du zu entschuldigen. Ich kannte jenen Hund von einem Sudra als Bettler, aber ich konnte es dir nicht gleich sagen, weil er Englisch versteht. Die Leute gehören der niedrigsten Kaste an und schon die Berührung befleckt. Es war ein entsetzliches Sakrileg, als du die heilige Blumenkette mit der Haut des Mädchens in Berührung brachtest. O Herr, nimm dich in Zukunft in acht und folge mir, der um dein Wohl besorgt ist! Siehe, jener niedrige Mensch sah elegant aus und war doch ein verachteter Bettler. Ich dagegen gehöre einer hohen Kaste an und muß, wie du siehst, eine schon etwas zerschlissene Khakijacke tragen. Deshalb ersuche ich dich, Herr, kaufe mir als Ehrengeschenk einen neuen Rock, denn wahrlich, vor deiner Exzellenz liegen die Kleiderhändler im Staube!“

*

Unser Ochsenwägelchen trägt uns am nächsten Tage in das Weichbild der Stadt und nach dem herrlichen Teppa Kulam, einem großen, quadratischen Wasserbehälter, in dessen Mitte ein Tempelschlößchen aus leuchtendem Marmor steht. Alljährlich im Januar werden Gott und

Göttin in einer großen Prozession hierhergeleitet — um zu baden. Die Charaktererscheinung der Landschaft ist der Banyanenbaum; man trifft mächtige Exemplare, die von einer ganzen Säulenhalle von Luftwurzeln umgeben sind. Der Vaigai-Fluß, über den unser Wagen auf breiter Steinbrücke rollt, ist um diese Zeit leer — bis auf eine Anzahl von Pfützen. In diesen stehen Hunderte von Wäschern und „waschen", indem sie die nassen Stücke auf Steine schlagen. Im Juni füllt sich der Fluß wieder vierzehn Fuß tief mit Wasser. Am Wege treffen wir den Tempel der „Göttin der — Windpocken". Auf dem flachen Dache stehen viele Tausende von Puppen, die der Göttin von den Eltern pockenkranker Kinder dargebracht wurden.

Auf den Straßen tummeln sich, wie in der ganzen Welt, spielende Kinder. Aber hier sind sie alle nackt — die Knaben ganz und gar, die Mädchen bis auf ein talergroßes, silbernes Gehänge. Die jungen Mädchen und Frauen gleichen an Figur und Haltung Fürstinnen. Sie betragen sich stolz und gleichmütig, ohne Scheu und ohne Neugierde. In den Höfen sieht man sie mit Kornstampfen beschäftigt. Die Märkte wimmeln von pittoreskem Leben, aber die heiße Luft ist fast undurchsichtig, so gesättigt ist sie mit Staub. Beturbante Schutzleute grüßen den Weißen durch Anlegen der Hand an die Stirn. Händler von Kunstgegenständen in Metall machen einen Salaam bis zum Gürtel, fordern aber das Zehnfache dessen, was sie schließlich annehmen.

*

Nacht. In den heißen Straßen Maduras ist es still und dunkel. Begegnende Hindus pilgern alle in der gleichen Richtung — nach dem Tempel. Unter ihnen der gebückte Führeralte und zwei Europäer, die wie Hindupilger aussehen. Ueber dem sonnverbrannten Gesicht des älteren ist der Schädel ganz kahl rasiert, auch der jüngere ist barhäuptig. Tücher hüllen die Schultern ein. Durch einen kleinen Seiteneingang gelangt man in die weiten Tempelhallen, die nun ganz spärlich erhellt sind — nur in der Ferne scheinen helle Feuerbrände zu leuchten. Seitwärts hinter den schattigen Säulen hinschreitend, nähern wir uns der ungeheuren, erleuchteten Halle, mischen uns unter das zahlreich versammelte Volk, und das seltsamste Erlebnis wird uns zuteil.

In der Mitte der Halle, empor aus einem Hexensabbat von Priestern, Tänzern, Tänzerinnen, Dienern und Volk, ragt eine ge-

radezu kolossale silberne Statue. Es ist Natasa, auch Sabbapathi genannt, und wiederum kein anderer als Siwa. Die immense Figur ist in Tanzstellung ausgeführt und trotzdem furchtbar zum Anschauen. Aus dem ungeheuren silbernen Kopf glühen schwarze Augen, so groß wie Teller, ein tiefschwarzer Schnurrbart ziert das wütende, von Kraft geschwellte Gesicht. Die silberplattierte Kolossalstatue steht auf einer gewaltigen Bahre, diese wieder auf Stangen, so groß und dick wie Schiffsmasten. Leitern sind angelegt, Brahminen beschmieren das drohende Antlitz des Gottes mit Butter, um seinen Leib werden mächtige Blumengewinde gelegt, die Bahre mit Teppichen und Tüchern verhüllt. In den mystischen Lichtern und Schatten, die durch Halle und Säulengänge geistern, singen unsichtbare Priesterchöre, vor ihnen, mehr im Lichte, stehen Musikanten mit seltsamen Instrumenten, im hellen Fackelschein tanzen halbnackte, geschmückte Tempeldirnen. Die dicken, silbernen Fußringe klirren.

Jetzt kommen fünf übergroße Elefanten durch eine Säulenkolonnade heran; es sind die heiligen Tiere des Tempels. Auf einmal stutzt der vorderste Elefant, schreitet dann rasch auf den Platz zu, wo wir stehen, und langt mit seinem Rüssel hinter die Säule. Das Tier hat uns gewittert, denn Europäer verbreiten infolge der Seife, mit der sie sich waschen, einen von Tieren und Naturmenschen leicht wahrzunehmenden scharfen Geruch. Wir werden entdeckt, sind im Nu von Priestern umringt und müssen uns durch ein schmerzliches Geldopfer loskaufen. Der Führer erhält eine gewaltige Strafpredigt und muß uns auf der Stelle entfernen.

Aber durch ein anderes Tor schlüpfen wir abermals in den Tempel und sehen nun aus sicherem Versteck die Prozession vorüberziehen. Voran im Scheine von Fackeln die fünf Elefanten, alle mit heiligen Zeichen weiß bemalt, dann singende und tanzende Mädchen, Posaunenbläser, Trommler, blumengeschmückte Brahminen und Mönche. Hinter diesem Vortrab schwankt im Halbdunkel der Höhe groß und phantastisch die silbrige Statue des Gottes in ihrer merkwürdigen, fast kriechenden Stellung, den grimmigen Kopf weit vorgestreckt. Siebzig Menschen schleppen unten das Idol, keuchend, schweißtriefend; Ermattete, die ausscheiden, werden sofort durch frische Kräfte ersetzt. Hinterher zieht der Schwarm des Volkes, singend, betend, die Hände emporstreckend. Draußen auf den Straßen schließt sich noch mehr Volk an. Zuweilen hält der Zug. Dann stürzen Leute

aus den Häuſern und bieten dem Gotte an langen Stangen Eßwaren, Früchte und Butter dar. Man hält ihm die Gaben an den Mund und legt ſie dann auf der Bahre nieder. Das Hausgeſinde ſteht vor den Türen und betet laut.

Eine Stunde ſpäter iſt der Zug, der die Hälfte des Tempelgebiets umgangen hat, wieder ins Innere zurückgekehrt und in den Straßen iſt es ſtill geworden.

*

In derſelben Nacht erhielt der Führeralte von dem hochbefriedigten Sahib neben ſeinem Lohn ein geradezu fürſtliches Trinkgeld.

„Biſt du zufrieden?“ fragte ich.

„Mehr als das,“ antwortete er, „ich bin überraſcht. Heute nacht werde ich wenig ſchlafen, ſondern in den Angelegenheiten deiner Exzellenz zu meinem Gott Siwa beten.“

Am nächſten Morgen vor der Abreiſe erſchien der Greis noch einmal und ſagte vertraulich:

„Herr, ich habe zu meinem Gotte Siwa gebetet, er möge es in deine Seele legen, mir jetzt zum Abſchied noch ein deinem hohen Stande entſprechendes großes Geſchenk zu machen — am liebſten nehme ich einen Siegelring, denn ſiehe — —“

Weiter kam er nicht. Ich warf ihn hinaus.

Als ich aber von meinem liebenswürdigen jungen Hamburger Gefährten mit Bedauern Abſchied genommen hatte und ſchon im Eiſenbahnzuge ſaß, trat der Alte noch einmal an das Coupéfenſter und ſagte: „Herr, laß uns in Frieden voneinander ſcheiden. Ich verzeihe dir. Sahibs regen ſich dann und wann auf, das liegt in ihrer Natur. Deshalb biſt du nicht zu tadeln. Leb wohl! Mein Gott Siwa möge deine Exzellenz ſicher durch Indien geleiten. Und vergiß nicht, was du mir verſprochen haſt: ein deutſch-engliſches Lexikon . . . eine Uhr . . . einen neuen Rock . . . einen Siegelring . . . vielleicht, wenn du willſt, etwas Geld . . . deine Photographie . . . einige neue . . .“

Was der Weiſe aus dem Morgenlande ſonſt noch wünſchte, ging unter in dem Geräuſch des Zuges, der aus der Halle hinausfuhr.

XXIX.

Wie man in Indien reiſt.

Unter die Götzen, die in Indien angebetet werden, zählt auch der weiße Menſch. Vielleicht ballt der vornehme Hindu die Hand in der Taſche, er haßt und verachtet vielleicht ſeinen Ueberwinder; äußerlich aber iſt er ganz aus Hochachtung und Unterwürfigkeit zuſammengeſetzt. Die Engländer haben ſich das furchtbare Kaſtenweſen klug zunutze gemacht und ſich ſelbſt, das heißt die ganze weißhäutige Raſſe, an die Spitze aller Kaſten geſetzt. Wie wäre es auch ſonſt möglich, fünfhundert Millionen Menſchen mit einer Handvoll Soldaten, die überdies den unterworfenen Völkern entnommen ſind, in Schach zu halten? In den Augen des Volkes iſt der Weiße ein ganz anders geartetes Weſen mit ſeltſamen Eigenſchaften. Seine Kaſte verbietet ihm jede, auch die geringſte körperliche Arbeit, die notwendige Bewegung verſchafft er ſich durch den Sport; in der freien Luft bewegt er ſich in der Regel nur kurz nach Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, aber nicht während der heißen Tagesſtunden; zu Fuß zu gehen, wäre ihm eine Schande und würde ſehr unliebſam auffallen, er erſcheint in einem Wagen oder hoch zu Roß; viele Diener müſſen ihn bedienen, ſein Bad bereiten, die Luft mit Fächern kühlen und ihm bei den einfachſten Verrichtungen behilflich ſein; die Speiſe der Eingeborenen wäre Gift für ihn, nicht einmal Brot kann er eſſen, wenn es zuvor nicht geröſtet iſt; wo er erſcheint, ſei es auf der Poſt, auf der Eiſenbahn, bei Gericht, überall muß das farbige Element vor ihm zurücktreten. Selbſt auf den weißen Landſtreicher, der ſich auf ſeiner Walze nach Indien verirrt, fällt ein Strahl dieſer Herrlichkeit; in der letzten Wagenklaſſe, die er benutzt, wird ihm ein geſondertes Abteil angewieſen, in das kein farbiger Menſch eintreten darf, der Herr Stationsvorſteher ſelbſt, gewöhnlich ein Euraſier, geleitet den Sahib

in sein Appartement; hat er kein Geld, so müssen ihm die Regierungsbeamten freie Fahrt bis zur nächsten größeren Station geben, sogar Zehrgeld obendrein, auch die staatlichen Rasthäuser darf er unentgeltlich benutzen, und beträgt er sich schlecht, beschwindelt oder verhaut er die Eingeborenen, dann darf kein farbiger Polizist Hand an ihn legen, nur ein weißer Beamter darf ihn verhaften. Der Grund aller dieser Bevorzugungen, selbst dem mittellosen Strolch gegenüber, liegt auf der Hand: das Prestige der weißen Rasse muß aufrechterhalten werden.

Reist schon der Mittellose gleich einem Fürsten, der Begüterte braucht mit keinem König zu tauschen. Da die indischen Eisenbahnen aus wohlerwogenen Gründen, die sich im Verlaufe dieser Skizze von selbst ergeben werden, keine Schlafwagen führen, erhält jeder Reisende erster oder zweiter Klasse während der Nacht eine ganze Bank zugewiesen. Nicht der Schaffner, sondern der Stationsvorsteher weist die Plätze an, die überall vorher bestellt werden müssen. Der deutsche Reisende, an ein Beamtentum gewöhnt, das sich über das Publikum stellt, von dem es besoldet wird, fällt unaufhörlich von einem Erstaunen ins andere. Just ist man in einer Stadt angekommen, in der man sich, sagen wir zwei Tage, aufhalten will. Der Zeitersparnis halber begibt man sich sofort in das Bureau des Stationsvorstehers, um gleich den Platz für die Weiterreise zu belegen. Der Herr Vorsteher, ein großgewachsener, bildhübscher Eurasier (Abkömmling eines Engländers und einer Eingeborenen), ist gerade riesig beschäftigt, eine Schar von farbigen Beamten umgibt ihn, denen er Papiere auszufertigen hat. Der Weiße erscheint in der Tür und es ist, als ob die Sonne aufgeht. Mit ehrerbietigem, höflichem Lächeln tritt alles zurück, der Stationsvorsteher reißt die Mütze vom Kopf und springt auf, um sich vor dem Götzen zu verneigen. Schweigend schiebt er seinen Stuhl hin, er ist zu sehr von Respekt erfüllt, um den hohen Besucher anzureden, und erwartet unterwürfig dessen Anrede. Im Nu ist Name, Wagenklasse und Reiseziel in ein Buch eingetragen, und am nächsten Abend findet der Reisende unfehlbar eine ganze Bank im Zuge für ihn reserviert, an das Fenster des Abteils ist ein Zettel mit seinem Namen angeklebt.

Nur in wenigen indischen Großstädten gibt es Gasthäuser für Europäer, aber es ist dennoch für Unterkunft gesorgt. Die Regierung unterhält Rasthäuser, sogenannte Dák Bungalows, in denen

man sich vierundzwanzig Stunden gegen geringes Entgelt aufhalten darf; ein Beamter ist vorhanden, der den Reisenden bedient und speist; an anderen Orten weist die Bahnhofsstation eine Anzahl von Betten für Europäer auf, und wo auch diese fehlen, hat jeder Reisende ohne weiteres das Recht, im Wartesaal zu übernachten.

Es scheint, daß Indien für den Reisenden ein Art Paradies ist, aber es scheint nur so, denn in Wirklichkeit ist es ein Paradies mit Fußangeln und Fallgruben. Zu den Eigentümlichkeiten des Wunderlandes mit seinen unvergleichlichen Bauwerken aus alter Zeit und seinem märchenhaften Volksleben gehören vier andere Erscheinungen, denen man weniger gern begegnet und dennoch nicht aus dem Wege gehen kann: die Pest, die Cholera, die Pocken und die Malaria. Die Pest wird durch Ratten und Wanzen verbreitet, die Cholera durch Feuchtigkeit in jeder Form, die Pocken durch unvermeidliche Begegnungen und die Malaria durch Stechmücken. Infolgedessen ist auf der Reise ungefähr alles tabu, was einem vorgesetzt wird. Wasser ist unter allen Umständen so gut wie Gift; da es auch in der Butter, im Tee, im Kaffee, kurz, in den meisten Speisen vorkommt, so weiß man nie, was man von ihnen zu halten hat. Der Tee, der serviert wird, ist nicht ganz heiß. Halt, sagt man zu sich selber, vielleicht hat das Wasser nicht ordentlich gekocht; lieber nicht, und man schiebt ihn zurück. Die Butter? Nein, ebenfalls lieber nicht. Ein für allemal von der Speisekarte verbannt. Selterwasser und Brause nebst anderen Limonaden sind trotz des nie schweigenden tropischen Durstes in Verruf erklärt, denn trotz des europäischen Zettels können sie doch im Lande hergestellt sein, und dann enthalten sie die Cholera. Man könnte sich zur Stillung des Durstes mit tropischen Früchten helfen, aber auch das geht nicht, denn die Dysenterie droht. Das Fleisch ist überall hundsmiserabel. Reis, Geflügel, Toast bleiben übrig, die man mit einiger Ruhe genießen kann. Man reist also als hochgeehrter Sahib wie ein Fürst und magert dabei zusehends ab. Am meisten tabu ist aber das Bett. Aus diesem Grunde sieht man in Indien jeden Europäer, der die Eisenbahnen benutzt, mit einem großen, wasserdichten, verschließbaren Sack bewaffnet. Ohne diesen Sack, der gewöhnlich aus grünem oder braunem Segeltuch hergestellt ist, kein Europäer. Der mysteriöse Sack enthält ein vollständiges Bett nebst Bezügen, Handtüchern und Reisedecke. Der Boy oder Bediente, ohne den ebenfalls kaum ein Sahib anzutreffen ist, trägt das Bett

überall hinter seinem Herrn her. Wer ohne Boy reist, was selten vorkommt, ruft auf jeder Station zuerst mit durchdringender Stimme das Wort: „Coolie!“, worauf ein fast nackter Hindu niederer Kaste erscheint und den unvermeidlichen Sack auf den Kopf nimmt.

*

Was mich betrifft, so habe ich auf den Boy verzichtet, um die Berührung mit allen Zufälligkeiten des Lebens und Reisens nicht zu vermeiden. Es geht auch so, nur muß man sich daran gewöhnen, zuweilen sein Bett selbst zu machen und auch sonst für alle Bedürfnisse vorzusorgen. In den indischen Großstädten, wie Bombay und Calcutta, merkt der Reisende freilich kaum, daß er sich im Auslande befindet — das nervenaufreibende Klima natürlich abgerechnet. Die großen Hotels, wie das bekannte Taj Mahal in Bombay oder das Gall Face-Hotel in Colombo, sind mit großem Luxus ausgestattet und bieten dem Gaste alles, was sein Herz nur wünschen kann: exquisite internationale Küche, windgekühlte Räume mit unzähligen elektrischen Fächern, eine unabsehbare farbige Dienerschaft, Musik und den Ausblick auf das Meer.

Im Innern des Landes ändert sich das Bild. Die erste Nacht auf der Eisenbahn rückt heran. Der ungeheure Staub der sonnverbrannten Ebenen hat den ganzen Zug außen und innen mit einer gelben Kruste überzogen. Die primitiven Waschseinrichtungen genügen nicht, den Körper sauber zu halten. Bald sieht man aus wie ein Hindu. Aber man gewöhnt sich an das Unvermeidliche und auch daran, überall im Nu ein Heim aufschlagen zu können. Mit der größten Ungeniertheit entkleiden sich die drei oder vier Passagiere und schlüpfen in die Pyjamas, öffnen den mysteriösen Sack und verwandeln die lange Bank in ein Bett. Kissen und Decken werden bezogen, das weiche Unterbett, Razai genannt, auf die Bank gelegt, und ermüdet von der gewaltigen Hitze des Tages, schläft man trotz Rüttelns und Schüttelns bald den Schlaf des Gerechten. Allerdings darf man häufig nur mit einem Auge schlafen, nämlich dann, wenn man in der Nacht oder früh am Morgen aussteigen soll.

Als ich von der uralten Stadt Schajehanabad, die heute Delhi heißt, nach der berühmten rosenroten Märchenstadt Jaipur reiste, legte ich mich mit Besorgnis auf meine Schlafbank, denn in der Morgenfrühe zwischen vier und fünf Uhr mußte ich den gastlichen Zug verlassen.

Zur Sicherheit zitierte ich den Herrn Stationsvorsteher, dieser wieder den Zugführer, der Zugführer den Wagenschaffner, der hoch und heilig schwor, den Sahib um vier Uhr des Morgens zu wecken. Nachdem er ein gutes Trinkgeld erhalten hatte, legte er die Hand an die Stirn und schwor noch einmal bei dem Andenken seines Vaters, die Stunde nicht zu versäumen. Als ich ihn aber fragte, ob er auch den Zug während der ganzen Nacht begleite, sagte er ganz naiv: nein, er ginge schon auf dieser Station ab, würde aber seinem Nachfolger einen heiligen Eid abnehmen, den Sahib nicht im Stich zu lassen. Nachdem die Wagentür geschlossen war, erhob sich mein einziger Mitpassagier, ein dicker, brauner Hindu hoher Kaste, von seinem Lager und sprach: „Herr, du hättest das Trinkgeld sparen können, ich werde dich wecken." — „Und wenn auch du verschläfst?" meinte ich. — „Unmöglich," erwiderte er, „seit meiner Jugend bin ich gewohnt, schon früh um vier Uhr mein Morgengebet zu sprechen, und mein Gehirn ist deshalb wie eine Weckuhr, ich wache ganz unfehlbar präzise um vier Uhr auf." Trotz all dieser Versicherungen legte ich mich gestiefelt und im Khaki-Anzug nieder und schlief bald wie ein Toter.

Plötzlich erwache ich mit einem Ruck, wirre Geräusche umschwirren mich und ein kalter Hauch streift über das Gesicht. Als ich auffahre, sehe ich mit einem Blick das folgende Bild: die Coupétür ist offen, der Zug hält in einem Bahnhof, in der schwachen Beleuchtung rennen Eingeborene hin und her, mein dicker Hindu steht so gut wie nackt, nur mit einem bis an den Nabel reichenden Jäckchen bekleidet, in der Coupétür und wirft in überstürzender Hast seine Siebensachen auf den Bahnsteig hinaus — Bettzeug, Kissen, Decken, Koffer, Schachteln, alles fliegt hinaus.

„What's up?" rufe ich. — „Jaipur!" schreit er zurück. Im Nu bin ich auf, werfe auch meinen sämtlichen Krempel auf den Bahnsteig und springe nach. Hinter mir der Hindu. Im nächsten Augenblick fährt der Zug zur Halle hinaus. Da ich der einzige Weiße war, der in Jaipur abstieg, hatte der Hoteldiener, der mich erwartete, es leicht, mich zu finden. Angezogen war ich, der Wagen hielt vor der Tür, ein paar Kulis ergriffen mein Gepäck und ich schritt zur Halle hinaus. Das letzte, was ich von meinem dicken Hindu sah, war ein Bild für Götter. Er stand, von seinem Jäckchen abgesehen, im Adamskostüm mitten auf dem erleuchteten Bahnsteig; um ihn herum, am Boden wild verstreut, seine Kleider, Betten, Koffer und Schachteln.

Das erste, wofür in jedem Hotel oder Rasthaus gesorgt wird, ist immer das Bad. Das zweite Verlangen richtet sich auf die Kühlung. In dritter Linie erst kommt die Speise. Wo Zimmer in Bahnhofsstationen vorhanden sind oder in staatlichen Rasthäusern wird für die Kühlung auf sehr sonderbare Weise gesorgt. Quer über den Raum ist ein mächtiges Stück Velvet gespannt, die Punka, die während der ganzen Nacht in schwingender Bewegung gehalten wird und dem schlummernden Sahib Kühlung zufächelt. Aber es ist keineswegs eine Maschine, die acht bis neun Stunden den Riesenfächer in Bewegung hält; draußen an der Mauer sitzt ein armseliger Mensch, der Punka-Walla, ein Hindu niedrigster Kaste, der die ganze Nacht ununterbrochen an einem Tau zieht. Für diese fürchterliche Beschäftigung erhält er acht Annas, in unserem Gelde siebzig Pfennig. Häufig habe ich versucht, einem dieser Aermsten den doppelten Betrag in die Hand zu drücken, aber ich habe das Trinkgeld stets zurückerhalten; diese armseligen Menschen sind derart verschüchtert, daß sie sich sogar davor fürchten, von dem weißen Götzen ein Geschenk anzunehmen. Erheiternder ist das Uebernachten in Rasthäusern, wo ein wohlgeschulter Diener vorhanden ist. Er sorgt für das kühle Bad, legt das Bett des Gastes auf und umspannt es mit dem Moskitonetz, dann jagt er im Busch hinter irgend einem unglücklichen Huhn her, das er schlachtet, zurichtet und auftischt. Das Haus ist auf allen Seiten offen, so daß die kühlere Nachtluft freien Zutritt findet. Sobald das Licht gelöscht ist, beginnt ein seltsames Leben. Ein ganz leises Rauschen zeigt an, daß große Fledermäuse durch Fenster und Türen ein- und ausfliegen, Eidechsen huschen und balgen sich am Boden und stoßen gellende Lockrufe aus, in den Wänden klopft und raschelt allerlei kleines Getier.

Eines Abends kam ich in Cawnpore an. Eine Viertelstunde Aufenthalt. Aber der anschließende Zug ist total besetzt, einen Platz hatte ich einmal ausnahmsweise nicht belegt. Der Stationsvorsteher läuft mit mir den ganzen Zug ab, es bleibt nichts übrig, als auf der Station zu nächtigen. In dem Riesensaal stehen vier Holzpritschen, daneben ein gewaltiger runder Tisch mit Stühlen und an den Wänden ein paar Bänke. Zwei andere weiße Gentlemen sind bereits hier eingetroffen; einer, anscheinend ein höherer englischer Beamter, sitzt am Tisch und läßt sich aus einem großen Korb von seinem farbigen Boy das Abendbrot servieren; der andere ist damit beschäftigt, sein Bett auf einer der Pritschen auszulegen. Dieser Beschäftigung gebe auch

ich mich hin und lege mich gleich nieder. Aber nur eine halbe Stunde, denn, da kein Moskitonetz vorhanden ist, beginnen diese blutdürstigen Insekten alsbald, mich aufzufressen. Die Lieblingsstelle der Moskitos sind die Fußknöchel. Spärlich bekleidet, wandle ich aus der weitgeöffneten Wartehalle hinaus und bleibe sofort wie gebannt stehen. Im silbrigen Mondschein liegt eine orientalische Feerie vor mir. Auf einem weiten Platze liegen Hunderte von Menschen auf dem Boden, zwischen ihnen gehen Kühe, Schafe und Esel spazieren; unter einer offenen Halle dem Bahnhof gegenüber liegen andere Hunderte, in Gruppen geordnet, zwischen sich kleine flackernde Lichter. Viele schlafen, nichts unter sich als ein buntes Tuch, andere unterhalten sich miteinander; in der Mitte der Halle sitzt ein Geschichtenerzähler und um ihn herum wohl zwanzig buntgekleidete Frauen und Mädchen, die andächtig zuhören und dann und wann in ein kurzes Lachen ausbrechen. Händler mit Süßigkeiten durchschreiten die Menge. Eintönige Lieder werden gesungen. Es kommen immer mehr Leute an, um die überheiße Nacht im Freien und in Gesellschaft zu verbringen. Kurz entschlossen, holte auch ich meine Decke und legte mich etwas abseits auf der Straße nieder, umfächelt vom lauen Hauch der Tropennacht, umklungen von uralten Gesängen, beschnuppert von Ochsen, Eseln und anderem Getier. Als ich in der Frühe erwachte, schien mir die Sonne ins Gesicht, der Platz war leer, aber ein halbnackter Hindu mit einer Peitsche in der Hand stand vor mir, machte, indem er die Hand an die Stirn legte, einen tiefen Salaam und sprach: „Herr, der Wagen ist bereit.“ Wirklich stand ein mit zwei Pferden bespannter Wagen vor mir, und der findige Fuhrmann erhielt seinen Lohn dadurch, daß der Sahib wirklich sofort einstieg und eine Stunde lang durch die Morgenfrische dahinfuhr.

Ein anderes Bild. Im „Hotel Cecil“ zu Delhi wird irgend ein großes Tier erwartet. Cook hat es avisiert und die weitestgehenden Vorbereitungen zur Unterhaltung des bedeutenden Mannes aus England sind getroffen worden. Aber das große Tier verspätete sich um einen Tag, ohne die Versäumnis telegraphisch anzuzeigen. Statt dessen kam ich, der von dieser ganzen Geschichte kein Sterbenswörtchen wußte. Auf dem Bahnhof tritt, nachdem ich kaum den Zug verlassen habe, ein sechs Fuß hoher indischer Lakai an mich heran, auf seinem Kopf strahlt ein bunter Riesenturban mit einer Feder, in der Hand hält er eine Karte, die er mir vor Augen hält. „Hotel Cecil“ steht

darauf. „That's all right!" sage ich. Darauf verbeugt sich der Mensch bis zur Erde und sagt: „Haben Eure Exzellenz die Gnade, mir zu folgen." Kolossal höfliche Leute hier, denke ich und folge. Draußen steht ein elegantes Automobil mit zwei weiteren Dienern, alle beturbant und mit Federn geschmückt. Zwei Schutzleute stehen am Wagenschlag und legen mit tiefer Verneigung die Hand an die Stirn. „So was von Liebenswürdigkeit ist unerhört", denke ich und steige ein. Im Hotel empfängt mich der Manager in eigener Person und geleitet mich in ein geradezu fürstliches Zimmer. Es ist morgens früh. Beim Frühstück steht der Manager hinter meinem Stuhl, alle Angestellten sehen verstohlen und respektvoll nach mir hin. Ebenso verstohlen ziehe ich mein Taschenspiegelchen hervor und schaue hinein. Ich kann nicht finden, daß etwas besonderes an mir zu sehen ist. Die Geschichte wird mir immer rätselhafter. Ehrfurchtsvoll bemerkt der Manager hinter meinem Stuhl: „Eure Exzellenz werden zuerst den Kutab Minar besichtigen, ein Reiseautomobil nebst Dienerschaft steht vor der Tür bereit." „So etwas von Fürsorge ist noch nicht dagewesen," sage ich zu mir selbst und trete hinaus. Als ich aber das Automobil sehe, wird mir die Sache doch zu bunt. Neben dem Chauffeur ein Diener. Vor dem Wagenschlag ein zweiter Diener, ein beturbanter Führer hoher Kaste und wiederum zwei Schutzleute. Ich drehe mich um und frage den Manager, was denn die Fahrt zum Kutab Minar kosten würde. Ganz erstaunt lächelt der Gefragte und erwidert, alles das würde durch Cook erledigt. „Zum Teufel," sage ich, „was habe ich denn mit Cook zu tun?" Der Manager erschrickt. „Ja, sind Sie denn nicht The Right Honorable Sir Soundso, Bart. M. P. usw.?" „Keine Spur," erwidere ich; „ich bin der ganz gewöhnliche Ph. B. aus Hamburg." „Dann ists ein Irrtum," sagt der Manager und richtet sich auf, und es kommt mir so vor, als ob seine Achtung um mehrere Meter sinkt. Etwas von oben herab bemerke ich: „Wenn Sie glauben, dies ist ein Irrtum, dann sind S i e im Irrtum, denn ich nehme das Automobil."

Und so fuhr ich denn als Stellvertreter des nicht eingetroffenen großen Tieres mit meiner Dienerschaft, von deren Köpfen die Federn wehten, stolz nach dem Kutab Minar, während das Volk an beiden Seiten der Straße sich bis in den Staub verneigte. Wo der Motorwagen hielt, sprangen sehnige braune Schutzleute herbei, halfen Seiner Exzellenz beim Aussteigen und trieben die Gaffer zurück, vor den Tem-

peln ſtanden die Prieſter in ihrem ſchönſten Ornat und erwarteten märchenhafte Trinkgelder, am Kutab Minar, dem höchſten Obelisken der Welt, warteten ſchon Hunderte von Eingeborenen, um den hohen Gaſt zu ſehen. Es war eine Märchenfahrt. Welch' eine Summe von Rupien ich aber abends für den Scherz auszuſpucken hatte, will ich lieber nicht verraten.

XXX.

Das große heilige Kaſi.

Das heiße, wühlende Kalkutta liegt im Abendſonnenſchein, als mein Wagen nach der Howrah-Station fährt, zuerſt an der ungeheuren grünen Fläche des „Maidan“ und dem ragenden Schloß des Gouverneurs vorüber, dann durch breite Straßen, in denen die Karoſſen der Europäer hin und wider rollen, durch enger werdende Gaſſen, gefüllt mit den Farben und dem Staub des indiſchen Volkslebens, endlich auf breiter Brücke über den Hoogly und nach dem Bahnhof.

Als ich, lange vor Abgang des Zuges, mein Abteil beſteige und der Kuli Coupékoffer und den unvermeidlichen Sack mit dem Bett hinter mir herſchiebt, iſt ſchon ein dunkelhäutiger Gentleman damit beſchäftigt, auf der gegenüberliegenden Bank ſein eigenes Bett auszubreiten. Dieſer alſo, denke ich, wird mein Schlafgenoſſe ſein. „Reiſen Sie nach Benares?“ frage ich den Hindujüngling in engliſcher Sprache. „Nicht ich,“ ſagt er und ſein Geſicht verklärt ſich, „mein Meiſter reiſt in das große heilige Kaſi, ich bin nur ſein geringer Diener.“ Der Jüngling entfernt ſich, ein anderer Hindu ſtürzt in das Abteil und ordnet das bereits geordnete Bett noch einmal. Ein dritter, ein vierter, ein fünfter erſcheint, um noch einen prüfenden Blick auf das Bett zu werfen. Immer mehr Menſchen drängen ſich heran, einer ſtellt einen verſchloſſenen Blechkaſten, der vermutlich Nahrungsmittel enthält, auf den Boden; ein anderer bringt einen goldglänzenden, ſorgfältig verdeckten Chettie mit Trinkwaſſer, der nächſte legt Blumen auf das Bett und ein anderer ein Paket Zeitungen. Als ſich auf dem Perron, juſt vor meinem Abteil, noch eine maleriſche Gruppe von etwa fünfzig Hindus anſammelt, bin ich ſchon feſt überzeugt, irgend ein ganz gewaltiges Tier werde mein Reiſebegleiter ſein, vielleicht ein ordenbehangener und diamantenbeſäeter indiſcher Ferſcht oder ein hoher geiſtlicher Würdenträger. Noch einmal ſteige ich aus dem Wagen und bin ſogleich der Gegenſtand großen Intereſſes

von seiten der harrenden Gesellschaft. Mit vielen Verbeugungen und Komplimenten nähert sich mir ein älterer würdiger Herr und sagt unter vielen Salaams: „Unser Herr wird die Ehre haben, in Gesellschaft des Sahibs nach Benares reisen.“ Als ich auf die Anrede eingehe und nicke, fügt der Sprecher in sehr höflichem Tonfall hinzu: „Wie ich sehe, ist der Sahib ein Offizier.“ Mein Khaki-Anzug, die Silberknöpfe an ihm und das Stöckchen, das ich in der Hand halte, haben den alten Herrn getäuscht. Ich kläre ihn aber darüber auf, daß ich ein auf der Studienreise begriffener Deutscher bin. Sofort umringt mich eine ganze Anzahl lächelnder Hindu, denn der deutsche Reisende erfreut sich in ganz Indien großer Achtung und Beliebtheit, wenigstens bei dem gebildeten Teil der Bevölkerung. In dem Deutschen sieht man ohne weiteres den Gelehrten, mindestens einen Professor. Von verschiedenen Seiten wird gefragt: „Herr, verstehen Sie Sanskrit?“ Alle wissen, daß die größten Sanskrit-Gelehrten Deutsche sind, und sie meinen, daß die Kenntnis des Sanskrit in den gebildeten Kreisen Deutschlands ganz allgemein sei. Beschämt muß ich zugeben, daß ich von Sanskrit leider sehr wenig weiß, aber es tut nichts, meine neuen Freunde schwärmen mich trotzdem an. Ein jüngerer Herr erklärt zum Entsetzen der andern, daß er Deutschland besuchen wolle, wenn er auch seine Kaste verlöre. Ein junger Student kann sich nicht genug tun in Fragen über die sozialen Verhältnisse Deutschlands. In der Schar von etwa fünfzig Menschen sind aber nur zehn oder zwölf, die ein verständliches Englisch sprechen.

Endlich wenden sich alle in einem tumultuarischen Enthusiasmus dem Eingang zu, denn nun erscheint der Erwartete. Kein Fürst, kein General, kein Kirchenlicht, sondern ein ganz einfacher junger Mann, der mit Wohlwollen und Lächeln naht und stürmisch begrüßt wird. Fünfundzwanzig Menschen präsentieren mich dem Jüngling, der die Hand voll Ergebenheit an die Stirn legt. Leider ist sein Englisch nicht allzu deutlich, aber ich erfahre doch, daß er zur Hochzeit seines Bruders nach Benares reist. Dieser Bruder ist fünf Jahre alt. Unter den stürmischen Nachrufen der Volksmenge auf dem Bahnsteig fährt der Zug ab. Ich kann meine Neugierde nicht länger zügeln und frage meinen Schlafkameraden: „Wer bist du und wer waren alle jene Menschen, die dir das Geleit gaben?“ „Alle diese Leute sind meine Diener,“ sagt er, „oder vielmehr Handlungsdiener, Gehilfen, Mitarbeiter, ich bin der Chef eines Handelshauses, und was Sie beob-

Suaheli-Schöne

Blick auf Dareſſalam

achtet haben, ist auf unser altes patriarchalisches System zurückzuführen — wir alle sind wie eine Familie." „Es war schön," meine ich, „wie die Leute um Sie besorgt waren, Ihr Bett in Ordnung brachten und es Ihnen so bequem wie möglich zu machen suchten." Stolz und bescheiden antwortet der Hindujüngling: „Ich gebe ihnen ja auch ihr Brot."

*

Der Morgen schreitet über die sonnenverbrannten Felder und schon ist die heilige Stadt ganz nahe. Längst ist mein Bett in dem grünen Sack, der mich durch ganz Indien begleitet, verschwunden, und ich stehe am Fenster in Erwartung der ersten Zeichen, die die Nähe der heiligen Stadt verkünden sollen. Auch mein junger Reisegefährte hat sich erhoben, gießt aus dem goldglänzenden Chettie Wasser über seine Hände und murmelt Morgengebete. Auf den Feldern draußen ist es schon rege. Schwerfällige Wasserbüffel gehen vor altertümlichen Pflügen aus Holz. Auf dem Rücken jedes Tieres sitzen schwarze Vögel, die sich durch die Bewegung durchaus nicht vertreiben lassen. Es sind Madenhacker, die den Büffeln das Geschmeiß aus dem zottigen Fell heraushacken. Raubvögel schweben in den Lüften. Elefanten und Buckelrinder schleppen Lasten und ziehen zweiräderige Ekkas über die staubigen Landstraßen, die die Felder kreuzen. Primitiv wie die Menschen sind die Behausungen, die am Zuge vorüberziehen. Alle Häuser aus sonnengebackenem Lehm, die Menschen braun und nackt, nur mit einer bunten Windel bekleidet, um die Blöße zu decken. Allein die Frauen machen eine Ausnahme. Schlanke Wesen mit großen braunen Gazellenaugen, schreiten sie stolzen Ganges, in bunten Musselin gehüllt, vorüber.

Als der Zug die Station Moghal Serai hinter sich gelassen hat, macht ein Schrei meines Hindugefährten mich auf die andere Seite des Zuges eilen — er deutet mit der Hand zum Fenster hinaus und kann nicht sprechen, Tränen rollen seine Wangen hinab, er faltet die Hände zum Gebet. Und als ich den Kopf zum Fenster hinausstrecke, umfasse ich mit meinen Blicken zugleich zwei seltsame Erscheinungen. Das Bahngeleise macht eine Krümmung und ich übersehe auf einmal den ganzen Zug, der mit vorgeschobenen Köpfen und gestikulierenden Händen wie besät ist. Wäre der Train ein Schiff, er würde sich sicher auf die Seite neigen, denn alle Passagiere sind an die

Fenster geeilt, haben die Bänke erstiegen, um über die Köpfe der vor ihnen Stehenden hinwegsehen zu können, und alle haben nur Augen für den Silberstreifen, der sich in der Ferne durchs Gelände windet, und die bunten pittoresken Zacken und goldig leuchtenden Spitzen, die seine Krümmungen begleiten. Wie ein Rausch ist es über die vielen Hunderte von braunen Reisenden gekommen. Aller Augen glänzen vor Begeisterung und Rührung, die Hände falten sich, ein lauter Singsang wird vernehmbar. Aber auch mir klopft das Herz höher, auch meine Augen werden weit, denn jene Silberschlange, die deutlicher und deutlicher wird, ist der heilige Ganges, der seine gebenedeiten Wasser an dem Mittelpunkt des Siwareiches vorüberströmen läßt, dem mit tausend Tempeln geschmückten großen Kasi, das die Sahibs Benares nennen.

Ein großer Reisender, dem kein Platz auf der Erde verborgen geblieben ist, hat die Behauptung aufgestellt, daß nur drei Städte der Welt wert seien, besucht zu werden. Zu diesen dreien durch Geschichte und Eigenart ausgezeichneten Städten rechnet er Benares. Unvergeßlich ist schon der erste Anblick des Flußufers mit seinen völkerwimmelnden Treppen, Ghats genannt, mit seinen ganz wunderbar pittoresken Bauten, die übereinander türmen und im heiligen Wasser des Ganges sich spiegeln. Dieses Wasser ist so gesegnet, daß es keine Unreinheit duldet, es ist von einer so göttlichen Reinheit, daß Gift und Unsauberkeit jeden entweihten Gegenstand verlassen, sobald das Gangeswasser ihn umspült. Und nun erst die Stadt, die auf der Spitze des Dreizacks Siwas ruht und von keinem Erdbeben, von keinem andern Naturereignis, wie viel weniger also von Menschenmacht erschüttert werden kann. Benares ist zugleich das Mekka und Athen der Hinduwelt. Millionen pilgern aus allen Landschaften der indischen Reiche nach Benares, denn schon die Gegenwart in der heiligen Stadt verbürgt Nachlaß der Sünden und zukünftige Seligkeit. Die Wasser des Ganges reinigen nicht nur den Körper, sie reinigen auch das unsterbliche Wesen des Menschen. Deshalb dient es nicht nur zum Bad, sondern auch gleichsam für innere Waschungen. Dasselbe Wasser, in dem täglich auf kurzer Strecke über hunderttausend Menschen baden, in das die Asche unzähliger am Ufer verbrannter Leichen gestreut wird, in das täglich Millionen von Blumengewinden gesenkt werden, trinkt man mit Wonne. Wäre die reinigende Kraft des Gangeswassers ein bloßes Märchen, so

könnten die Seuchen in Benares, besonders Cholera, gar nicht aufhören und müßten riesenhafte Formen annehmen. Der alte Glaube scheint aber tatsächlich einen Grund zu haben und mit der Beschaffenheit dieses Wassers zusammenzuhängen. Samuel Clemens, besser bekannt unter dem Namen Mark Twain, erzählt in seinem Werk „Tramps abroad", daß zu seiner Zeit die merkwürdigsten Versuche mit dem Gangeswasser unternommen wurden. Cholerabazillen zum Beispiel sollte es innerhalb weniger Stunden zum Absterben gebracht haben.

Gleich einer Vision aus Tausendundeiner Nacht liegt die Treppenflucht des Gangesufers vor dem verwunderten Blick und verschwindet wieder. Noch einmal wendet sich der Zug landeinwärts. Bei der Station Kasi verlassen die Hindu den Train. Die wenigen Europäer fahren noch eine Strecke weiter, um dann in herrschaftlichen Karossen, wie es sich für weiße Leute geziemt, in die gewaltige Gartenstadt des Europäerviertels, Sikrol, zu fahren.

In Sikrol, einer ausgedehnten Stadt voll breiter Alleen, in der jedes Haus in einem waldartigen Park steht, wo Ruhe und Beschaulichkeit in den Lüften weben, ahnt man noch nicht einmal die Nähe des großen wühlenden Kasi.

Noch voll von den Wundern des südindischen Heiligtums Madura, zog ich eines Morgens in der unvermeidlichen Karosse und mit der ebenso unvermeidlichen grünbeturbanten Dienerschaft vorn und hinten, den unterwürfigen Führer an der Seite, in Benares ein. Den Uebergang in die Eingeborenenstadt bildeten langgestreckte staubige Straßen voll verfallener Hütten, die Vorderseite offen, so daß man das Volk in seinen Handwerken oder in seinen häuslichen Verrichtungen beobachten konnte. Auf den ungepflasterten Straßen zwischen frei umherlaufendem Vieh nackte Kinder und verwahrlost aussehende halbnackte Männer. Immer dichter wird das Straßengewirr und enger, die Volksmassen wachsen, aber die Anzeichen des Verfalls mindern sich nicht. Alle Ordnung, wie wir sie in Europa schon mit der Muttermilch einsaugen, scheint aufgehoben. Alle hundert Meter weit stößt man auf einen Tempel, aber er verrät sich nur durch eigenartige Giebelung, durch vergoldete Dächer oder Turmspitzen, rund herum lehnen sich Häuschen und Hütten an ihn, und es umgibt ihn ein Labyrinth von engsten Gäßchen und Gängen. Den Führer vorn, einen Diener hinten, um Bettler und neugierige Müßig-

gänger abzuwehren, schreitet man durch diese Wunderwelt und wünscht sich noch mehr Augen, um alle Einzelheiten aufnehmen zu können. Alle Läden sind offen, süße Eßwaren und Früchte werden feilgehalten, tausend Andenken an die Pilgerfahrt nach Benares, durch die Weihe der Priester und Brahmanen geheiligt. Am häufigsten ist das Lingam, kleine Phallen aus poliertem Stein, das Zeichen Siwas, in einem kleinen Messinguntersatz stehend. Nirgend in Indien tritt der Phalluskult so zutage wie in Benares. Nicht nur in den Tempeln, überall in den Straßen, in Mauernischen und auch auf freien Plätzen findet man das Lingam aufgestellt. Daneben eine Fülle von Götzenbildern, Siwa mit vielen Armen und Gesichtern, sein Sohn Ganesa mit dem Elefantenkopf, die heiligen Genossinnen der Götter und Statuen von Heiligen. In dem Volk, das sich durch die Straßen schiebt, sind alle Kasten vertreten, vom Paria, der sich vor den Höherstehenden duckt und vom Betteln lebt, bis zu dem reichen alten Pilger, der, von zahlreicher Dienerschaft begleitet, die Tempel aufsucht. In den Ländern des Glaubensverfalls begreift man es kaum mehr, daß, wie Kipling erzählt, viele hochgestellte und gelehrte Hindus, darunter Millionäre an Gütern, allen irdischen Ballast von sich tun, ihre Paläste, ihre Reichtümer, ihre Familien verlassen und unerkannt im Alter nach den heiligen Stätten ziehen, um im Angesichte des Ganges ihr Leben zu beschließen. Dem Europäer, der sich nur eine Stunde in der Hitze und im Staube der heiligen Stadt umhergetrieben hat, scheint ein solches Lebensende ein schier entsetzliches Schicksal.

Das bunte, traumhafte Gewirr wird noch verstärkt durch die Menge von Tieren, die sich unbehelligt unter die Menschen mischen: zumeist heilige Kühe, die vor den Gemüseauslagen seelenruhig ihr Futter auswählen, Scharen von Pariahunden, Gangesmeerschweinchen, Pfauen und den Lasttieren, Pferden, Kamelen und Elefanten. Dann und wann sucht sich eine dichtbehangene Ekka, einer jener zweiräderigen Karren, die unseren Droschken entsprechen, ihren Weg durch das Gewühl. Und überall ein ewiges Schlagen von Gongs und Läuten von Glocken, das aus tausend Tempeln dringt.

*

Aus tausend Tempeln! Klingt es nicht wie eine übertriebene Redefigur? Aber Benares zählt in der Tat nicht weniger als 1454 Hindutempel, 272 Moscheen, mehrere Dschaintempel, einen Buddhistentempel, zusammen über 1800 Gotteshäuser. Fast alle diese Tempel

schließen sich gegen den Europäer ab, das Betreten dieser Stätten ist angesichts des Fanatismus der niederen Bevölkerung mit Lebensgefahr verbunden. Einzig den sogenannten Affentempel und noch den Tempel der heiligen Kuh darf man besuchen; auf den hochheiligen goldenen Tempel darf man höchstens durch ein Loch in der Mauer einen Blick werfen.

Als wir am Affentempel vorfahren, eilen sofort nicht weniger als drei Polizisten herbei und stellen sich, militärisch grüßend, dem Sahib zur Verfügung. Eigentlich ist es der Tempel der Durga, einer finsteren Personifikation der Gemahlin Siwas, und nur volkstümlich Affentempel genannt, weil man in seinen Mauern ganze Scharen der heiligen Hanuman-Affen (Semnopithecus entellus) zu halten pflegt. Jetzt sind's einige Hunderte, früher zählten sie nach Tausenden. Auf Wunsch der Regierung wurde diese Affenplage vermindert, und zwar in der Weise, daß man ein paar Tausend in die Wälder brachte, da es dem Hindu nicht erlaubt ist, ein Tier zu töten. Oben auf einer Mauer stehend, von wo der Blick frei in die Tiefe des ziemlich verwahrlosten Gebäudes fällt, beobachteten wir den ganzen Affenkram. Dickbäuchige Paschas saßen auf den Gesimsen, junge Mütter mit ihren Babies im Arm sonnten sich, Affenjünglinge und Jungfrauen jagten einander über Mauern und Baumzweige. Inmitten dieses Getriebes lag unten auf den Steinfliesen des Tempels faul und gemütlich der Herr Oberpriester. Als er meiner hoch oben auf der Mauer ansichtig wurde, lächelte er empor, schwenkte die Hand hin und her und rief mit krächzender Stimme einige mir unverständliche Worte. Sofort stürzte aus einem Seitengange ein anderes halbnacktes Individuum, erkletterte meinen Standort und überbrachte mir eine Blume sowie ein Körbchen voll Mais, die Affen damit zu füttern. Die Biester kümmerten sich aber nicht im geringsten um das Futter. Der Abgesandte des Oberpriesters wich aber nicht eher, bis er ein Geschenk entgegengenommen hatte. Nachdem es in die Hand des Oberbonzen geglitten war, blinzlte dieser mit einer letzten verzweifelten Kraftanstrengung zu mir empor, wälzte sich auf die Seite und schlief weiter.

Ganz anders im Tempel der Kuh, in dem selbst unser Führer von heiligen Schauern ergriffen ward und sich vor dem Idol einer großen liegenden steinernden Kuh tief verneigte. Diese Kuh, die in einem Säulenhof liegt, muß große Anziehungskraft besitzen, denn sie ist ganz umgeben von Büßern und Betern, die ihre Blumengewinde über die

Hörner hängen und sie mit gefalteten Händen anbeten. Hier nahm uns schon wieder der Vertreter eines Brahmanen in die Arme, überreichte den obligaten Blumenkranz, führte uns geheimnisvoll treppauf und -ab, über Mauern und Dächer, bis wir schließlich an einem Fenster standen, durch das der Blick auf die Dächer des berühmten goldenen Tempels fiel. Alle Kuppeln sind mit Gold gedeckt, die in der Sonne glänzen. Dieses Haus, dem Siwa als Herrn des Universums geweiht und die wichtigste Stätte des Lingamkults, gilt als der heiligste Hindutempel in ganz Indien.

Von den weiteren etwa 1800 Tempeln sah ich nur noch einige von außen, darunter den unmittelbar über dem Flußufer thronenden Nepalese-Tempel, dessen Friese mit so obszönen Schnitzereien „geschmückt" sind, daß man ihren Inhalt auch nicht einmal andeuten kann. Alle anderen Tempel blieben tabu.

*

Morgenfrühe am Ganges. Noch zögert die Sonne unter dem Horizont, aber schon ist sie ganz nahe, wenngleich der heilige Strom noch von grauen, zarten Schleiern bedeckt ist. Eine Barke kommt auf den Pfiff des Führers herangeschwommen, sie ist mit einem erhöhten Sitz versehen und hat schon des Sahibs geharrt; in der frischen Morgenluft erschauernd, steigt man ein, und langsam schwimmt das Schifflein durch die Dämmerung den Strom abwärts.

In den engen Gassen, die den Ganges säumen, war es schon lebhaft. Einander drängend, zogen schon Hunderte, ja Tausende an den Strom, um die heiligen Waschungen und Bäder vorzunehmen, Männer und Frauen, Hohe und Niedere, in den Händen reiche Blumengewinde zum Opfer für den Strom und die Götter. Auf langer, stark geneigter, glitschiger Treppe geht es zuletzt abwärts an das Ufer, aber seine Bauten sind noch im Dämmer versteckt, nur Glockentöne und Gongschläge vibrieren durch die Luft und verraten die Tausende heiliger Orte, vor denen die Pilger, Büßer, Yhogis, Brahmanen und andere fromme Menschen sich sammeln.

Plötzlich zerreißt der Dunstschleier, die Sonne geht auf und wirft ihren hellen Goldschimmer über den Ganges und die heilige Stadt. Von stetigen Händen gerudert, schwimmt meine Barke nahe dem Ufer, und ein Anblick, so märchenhaft, wie die Welt keinen zweiten aufzuweisen hat, wird mir zuteil. Vom Wasser aus führt eine unabseh-

bare Treppenflucht, vielfach durch seltsame Bauten unterbrochen, nach der hochgelegenen Stadt empor, und oben stehen Palast an Palast, Tempel an Tempel in einer so bunten, unbeschreiblichen Unordnung, daß nach dem Gesetz der Berührung der Extreme in diesem Wirrwarr eine höhere Ordnung schon wieder zu erkennen ist. Das Gewimmel der Kioske, Schreine, Pavillons, Kapellen, Terrassen, Türmchen, Spitzen und Zacken in allen Farben eint sich zu einem malerischen Durcheinander von riesigen Dimensionen. Dazwischen ungeheure Bauten mit Wohnungen für arme Pilger, von frommen Hindumillionären errichtet, gewaltige Tempelmauern mit goldgleißenden Dächern, halbversunkene Paläste, an deren Aufbau oder Niederlegung kein Mensch denkt, und zwischen all den Hinduheiligtümern die ragenden Minaretts der Aurangzeb-Moschee, denn in Benares sind seit Jahrhunderten alle Religionen des Orients vertreten.

Aber der wunderbare Anblick der ewigen Stadt Indiens mit ihrem blauen Himmelsbaldachin, unter dem Adler ihre majestätischen Kreise ziehen, während die heiße Sonne höher und höher steigt, verschwindet bald vor der märchenhaften, seltsamen, wirbelnden Lebenswelle, die sich aus der Stadt über alle die vielstufigen Ghats an das Flußufer ergießt. Hoch oben, über den hundertstufigen Granittreppen, steht es wie eine dicke Mauer von Menschen; aber überall lösen sich, als die Sonne eben über dem Horizont erschienen ist, kleine Scharen weiß behangener Gestalten los, die langsam, unter Gesang und Glockengetön, ins Wasser schreiten. Die letzten Steinstufen münden noch in Flöße und Holztreppchen, die weit ins Wasser vorgeschoben sind. Die, die jetzt ins heilige Wasser des Ganges hinabtauchen, sind die Brahminen und Angehörigen der höchsten Kasten: noch darf kein Mensch niederer Herkunft den Göttern nahen, denn zuerst stehen sie in Verkehr mit den „Göttern auf Erden", den Brahminen. Eine Viertelstunde später hat sich das Bild gründlich verändert. Nun strömt es förmlich über die Ghats ins Wasser, und das ganze Stromufer ist belebt durch Tausende und aber Tausende von Betern.

Ganz dicht schwimmt jetzt die Barke am Ufer hin. Alle Treppen, Stege, Flöße, das Wasser selbst ist voll von badenden, sich waschenden, die heiligen Bräuche vollziehenden Hindus. Männer und Frauen durcheinander, die älteren Damen ungeniert mit entblößtem Körper, die jüngeren in bunte Tücher gewickelt. Auf den Stegen sitzen, Stirn und Wangen mit heiliger Asche beschmiert, viele Hunderte reglos, den Blick

auf den Strom gerichtet, in tiefer Selbstversenkung. Weit hergekommen sind sie vermutlich, die Pilgerfahrt hat Monate in Anspruch genommen, aber endlich war das Tor der Seligkeit, der ewige Ganges, erreicht, und nun sitzen sie hier in Verzückung, ganz in den Anblick des Stromes versunken, dessen Anblick allein schon die irdischen Begierden und Sünden auslöscht. Andere stehen im Wasser und trinken aus hohler Hand die Gangesflut, die am Ufer schon trüb ist von den Millionen Blumen, die hinabgesenkt worden sind. Ein steinalter Mann, dünn wie ein Gerippe, steht, solange ich ihn von meiner Barke aus beobachten kann, mit erhobenen Händen, bewegungslos, auf der Stirn drei rote Querstriche, und fleht zu Wischnu, dessen Zeichen er trägt. Andere wieder schöpfen vermittels einer kleinen Schale unablässig Wasser und gießen es unter Gebeten in den Strom zurück. Frauen hüpfen im Wasser auf und ab. Die Blumen, meistens gelber Jasmin, werden nicht immer haufenweise in den Fluß geworfen, man sieht Beter, die jede Blume einzeln fallen lassen und mit einem Segenswunsch begleiten. Ein junges Mädchen wirft drei Kokosnüsse in den Strom und streckt die Hände gen Himmel zum Gebet. Manche Büßer halten sich die Nase zu, indem sie ihre Gebete murmeln. Und von oben drängen immer neue Scharen von Pilgern nach, das ganze Stromufer gleicht eine Stunde nach Sonnenaufgang einem kribbelnden und wimmelnden Ameisenhaufen. Langsam geht es an all den heiligen Ghats und ihren Tempeln vorüber, vorbei an den kleinen Werften, wo die Hindus ihre Toten verbrennen, um die Asche nachher in den Ganges zu streuen, vorbei an Stellen, wo das Gangeswasser als ganz besonders heilig und kräftig gilt und die deshalb viel besuchter sind als die übrigen, bis die Barke, jetzt im brennenden Sonnenschein des Vormittags, am Dasawamedh Ghat anlegt und der Sahib, umschwärmt von Volk und Bettlern, das unvergleichliche Leben am heiligen Strom hinter sich läßt.

XXXI.

Indiſche Wunder.

I. Der Traum in Marmor.

Schon geht es auf Mitternacht. Auf beiden Seiten ſteht dunkel und doch wie in ein ſilbriges Licht getaucht der Wald. Geheimnisvoll raunend, recken ſich die Aeſte der ragenden Pippulbäume über den breiten Pfad, der im Mondlicht wie eine ſchneebedeckte Straße durch den Wald läuft. Alles iſt ſtill. Nur die Hufe der Pferde bringen ein dumpfes Getön hervor. Gleich fabelhaften Märchentieren leuchten auch die beiden Schimmel im hellen Glanz des Erdtrabanten. Hinter den Pferden auf hohem Sitz gleich Statuen die beiden Hindukutſcher mit lang nachwehenden Schleiern. Wie eine Geſpenſtererſcheinung huſcht es durch den ſchweigenden Wald, ſeltſam und phantaſtiſch. Hinter mir, im Dunkel der Nacht, liegt jetzt die alte Kaiſerſtadt Agra, voll von Wundern aus der verſunkenen Zeit der Großmoguln, des gewaltigen Palaſtes, mit dem Kleinod der Perlmoſchee, der Feſtungen, die einer Ewigkeit trotzen ſollten, der aus Marmor und Edelſteinen aufgebauten Luſthäuſer für allerliebſte Frauen; vor mir aber, hinter der durchbrochenen Wand des Forſtes, harrt das herrlichſte Bauwerk der Welt, der Taj Mahal, jene wunderbare Huldigung des großen Mogulkaiſers Schah Jahan an das Weib ſeines Herzens. Jetzt ruhen beide, der Kaiſer und Mumtaj-i-Mahal, die „Erhöhte des Palaſtes“, in jenem weltberühmten Mauſoleum.

Und ich ſehe wie in einer Viſion den Kaiſer über denſelben Weg ziehen, den auch mein Wagen einſchlägt. Sein edles weißes Berberroß ſchreitet ſtolz in goldener Rüſtung. Hinter ihm bewegt ſich ein glänzendes Gefolge von Rittern. Noch iſt der Kaiſer jung und ſtark, und ſeine kühnen, ſchönheitstrunkenen Augen blicken hochgeſinnt über die Scharen, die ihm folgen; voll Zärtlichkeit aber haften ſie an einer bunten Sänfte, die die Schönſte der Schönen birgt, das Juwel des

Harems, seine Lieblingsgefährtin. Schwere rotseidene Vorhänge, mit goldgewirkten Koransprüchen bedeckt, verhüllen das göttliche Antlitz, damit kein profaner Blick es treffe. Einmal sprengt der Kaiser an die Sänfte heran und lüftet den Vorhang; da streckt sich eine kleine weiße Hand aus der roten Seide und der Mondschein beleuchtet einen Augenblick ein Frauengesicht von unwiderstehlichem Reiz. Bei Cawnpore sah ich einmal im Abendsonnenschein auf dem Dache einer Bauernhütte ein Hindumädchen von so strahlender, stolzer und lieblicher Schönheit, wie ich es nie zuvor gesehen hatte — und sie ist es jetzt, die in meiner Vision dem Kaiser entgegenlächelt.

Da rollt der Wagen scharf abwärts durch ein dunkles Tor, das den Mondschein ausschließt, die großen schweigenden Banyanen und Pippul bleiben zurück — und der Spuk ist verschwunden. Nur noch wenige Umdrehungen der Räder und eine Szenerie taucht auf, herrlicher und märchenhafter als jeder Traum, den die Phantasie gebären kann. Aus mondlichtüberstrahlter Ebene ragt ein schneeweißes Schloß, es glänzt wie ein Stern am Firmament und seine sanften Formen sind von einer Harmonie, die mit Musik verwandt ist. Lieblich und erhaben steht es da, groß und unwirklich, gleich einem Märchengespinst aus Tausendundeiner Nacht von den Geistern Aladdins selbst erbaut. Das ist der Taj Mahal, der „Traum", die „Elegie in Marmor". Mit Recht ist gesagt worden: „Giganten haben den Bau begonnen, Juweliere haben ihn vollendet."

Ein Garten der Seligen breitet sich aus. Ihn durchzieht ein langes, schmales Gewässer, in dem sich der Mond spiegelt, an beiden Seiten stehen stimmungsvoll hohe dunkle Zypressen. Aber am Ende des Wasserlaufes, da, wo er sich zu verjüngen und wo die Alleen zu beiden Seiten einander zu berühren scheinen, erhebt sich ein riesiges Portal mit herzförmigem Eingang, und über diesem ungeheuren Portal schwebt gleichsam frei in den Lüften eine gewaltige strahlende Kuppel, die der goldene Halbmond krönt. Kleinere Kuppeln stehen auf den Seitenflügeln des Schlosses, das die Formen des Portals achtmal wiederholt. An allen vier Ecken des Schlosses stehen völlig frei, weißglänzend wie es selber, über die dunklen Baumkronen in die Höhe ragend, vier schlanke Türme, Minaretts, von denen einst die Muezzin zum Gebet riefen. Keine Schilderung, nur das Bild, das Gemälde vermag den Reiz dieses schönsten aller Werke der maurischen Kunst vor das Auge zu führen.

Der Fuß stockt, das Herz schlägt höher beim Anblick dieses Körper gewordenen Traums im Mondenschein. Unmerklich rinnt eine Stunde dahin im stillen Anschauen des Märchenschlosses.

*

Der Taj Mahal spiegelt sich in den Fluten des Jumna, nach dem Ganges der heiligste Strom Indiens. Auch er ist dem göttlichen Siwa entsprossen, und seine Fluten, in denen, wie zu Benares, viele Tausende frommer Hindus baden, besitzen hohe Heilkräfte. Die Bilder gewaltiger Burgen wirft noch der spiegelnde Fluß zurück, einst aber, vor Jahrhunderten, strahlte er ein über alle Maßen glänzendes Leben wider. Das war zur Zeit der großen Mogulkaiser, die eine der vielen Völkerwellen nach Indien getragen hatte. Sie waren tatarischen Ursprungs, führten den persischen Titel Schah, auch war die Hofsprache Persisch. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wurde das mohammedanische Reich der Großmoguln durch Baber gegründet. Sein Nachkomme Schah Jahan, der von 1628 bis 1657 blühte, errichtete die Prachtbauten, die noch heute zu den Wundern des Märchenlandes Indien gehören. Der Reichtum der Großmoguln war fabelhaft, wie es sich noch heute im Sprichwort ausdrückt. Ihr Einkommen soll jährlich über 1500 Millionen Mark betragen haben. Ruft man sich dabei ins Gedächtnis, daß die Menschenarbeit in jenen Ländern so gut wie nichts kostet, dann erstaunt man nicht mehr über die Pracht und den Reichtum der Bauwerke. Nicht nur der Taj Mahal gehört zu den Wundern Indiens, auch die Burgen und Paläste, die aus der Mogulzeit stammen, sind Werke, deren Umfang ebenso ungeheuerlich wirkt wie ihre jetzt zum Teil schon vergangene Pracht. Von Akbar dem Großen sind die Marmorbauten am Ufer des Jumna begonnen, aber fast alles, was Schönheit und Pracht ausstrahlt, geht auf seinen Enkel Schah Jahan zurück. Sein Palast besteht aus vielen wundervollen Einzelbauten, alle aus weißem Marmor, über und über mit Edelsteinen inkrustiert, die jetzt Glasstücken haben weichen müssen, denn die echten Steine wurden längst geraubt. Mit Staunen wandelt man durch das labyrinthische Schloß, durch die gewaltige Audienzhalle Diwan-i-Khas mit herrlichem Ausblick auf die Gärten, in denen zur Zeit des Glanzes Turniere stattfanden, man wandelt durch Moscheen und Basare, in denen die Damen des Hofes einst ihre

Einkäufe machten, marmorene Bäder tun sich dem Auge auf, die Wände ganz und gar aus Spiegelmosaik, die Pavillons, die Gemächer der Prinzessinnen, die verschwiegenen Zimmerchen mit durchbrochenen Galerien, durch die man wohl sehen, aber nicht gesehen werden konnte, sind ohne Ende. Unten in den Höfen pflegten Elefantenkämpfe vorgeführt zu werden, an manchen Stellen reichten die Fluten des Jumna bis an das Schloß, und prächtige Staatsbarken belebten den Strom. Viele Jahrzehnte ist an all diesen Palästen gebaut worden. Elefanten und Kamele schleppten das kostbare Material aus allen Teilen Asiens herbei, besonders den weißen, einen rosigen Schimmer verbreitenden Marmor aus Jaipur, roten Sandstein, bunten Marmor, Kristall und alle Edelsteine, die in Ceylon und Indien gefunden werden. Ueber die Baumeister, die alle diese Wunderwerke aufgerichtet haben, gehen die Meinungen auseinander. An dem Taj Mahal, der ganz aus weißem Marmor besteht, im Innern geradezu übersät mit Edelsteinen und mit der entzückendsten Bildhauerarbeit ist, sollen zwanzigtausend Handwerker zwanzig Jahre lang gearbeitet haben. Als Baumeister gilt Austin von Bordeaux, andere führen den Bau auf Meister aus Schiras und Bagdad zurück.

Wenn man die Burg des großen Kaisers durchwandelt, gelangt man auch in einen kleinen Marmorsaal, und schaut man hier aus einem der Fenster hinaus, dann sieht man in der Ferne das Märchenschloß liegen. In diesem Raum hat der von seinem Sohne Aurangzeb entthronte Kaiser sieben Jahre gefangen gelegen, gepflegt von seiner frommen Tochter Jahanara. Als Schah Jahan starb, war sein brechendes Auge auf den Taj Mahal, seinen Traum aus Marmor, gerichtet.

*

Auf ein Pochen öffnet sich mir die Pforte des Palastes. Zwei Wächter erscheinen, leuchten dem Gast mit zwei Laternen ins Gesicht und treten, nachdem sie festgestellt haben, daß ein Sahib nächtlicherweile Einlaß begehrt, um an den Gräbern des Kaisers und seiner Geliebten seine Andacht zu verrichten, mit tiefer Verneigung zurück. Ein Führer erscheint und leitet den Gast unter Fackelbegleitung treppauf und -ab. Die weißen Wände leuchten im Schein des Lichtes auf, die Edelsteine in den Wänden glitzern. Hohe Gewölbe, die das Echo der Schritte zurückwerfen. Sanft geschwungene Linien, weite Kuppel-

gänge, viele stille Gemächer. Etwa in der Mitte des Gebäudes, tief unten, in einer weiten Halle, stehen zwei Marmorsarkophage. Neben ihnen sitzt ein uralter Imam und betet. Gebückt naht ein Diener des Heiligtums und überreicht mir einen Korb duftender Blumen. Von seltsamen Schauern ergriffen, überkommt auch mich, wie die Hindus und Mohammedaner, ein Gefühl tiefer Andacht, und ich streue meine Blumen über die Gräber der beiden aus, die hier noch im Tode vereint sind.

Auf mondbeschienenen Wegen geht es durch den schweigenden Forst zurück nach Agra.

II. Kutab Minar.

Delhi ist die neue Hauptstadt des modernen Kaiserreiches Indien. Die Stadt besteht aus drei Teilen. Das Europäerviertel ist wie ein prächtig angelegter Park, in dem jedes einzelne Haus einem Landschlößchen gleicht; im Südwesten liegt die staubige und wühlende Eingeborenenstadt, auf der andern Seite das Fort und die alte gewaltige Königsburg. Wegen seiner vielen Tempel und Moscheen nennt man Delhi auch das indische Rom, wiewohl diese Bezeichnung viel mehr auf Benares paßt. Aber das Wunder Delhis, mit seinem schöneren, indischen Namen Schahjahanabad geheißen, ist nicht die heutige Stadt, sondern das Bild der Vergangenheit, das sich dem Wanderer draußen vor den Toren in der weiten Jumna-Ebene bietet.

Meilenweit ist die Gegend bedeckt mit den Zeugen einstiger Pracht und Herrlichkeit: Paläste und Ruinen, Burgen und Tempel, riesige Mausoleen und unentwirrbares Gemäuer, zwischen dem einst Geschlechter blühten, scheinen in wildem Durcheinander über die sonnenverbrannte Ebene hingestreut. Die Ruinen sind es des alten Indrapat, der Kaiserstadt, in deren Gassen und auf deren Plätzen sich einst ein glänzendes Leben abgespielt hat.

In Delhi selbst grüßt den Gast das Fort mit dem alten Königspalast des Schah Jahan, noch gewaltiger und reicher als das Schloß zu Agra, ein Wunder dem, der es durchschreitet, aber leider teilweise zur Kaserne umgewandelt, in der die Soldateska der jetzigen Landesherren untergebracht ist. Eine weitere Sehenswürdigkeit der Stadt ist die Jama Masjid, die größte Moschee der Erde. Am Freitag füllen Tausende von Mohammedanern den Platz vor dem Gotteshaus, die riesige Freitreppe, die nach der Moschee emporführt, und diese selbst.

Das Gebäude ist auf einem 9 Meter hohen und 140 Meter breiten und langen Viereck errichtet, ganz aus weißem Marmor erbaut und in gleichmäßig längliche Felder eingeteilt, deren Spitzen alle nach Westen weisen, wo Mekka liegt. Jedes der länglichen Felder ist bestimmt, einen Beter aufzunehmen, der ja Platz haben muß, die rituellen Beugungen und Fußfälle vornehmen zu können.

Die größte Sehenswürdigkeit Delhis ist indes das Kutab Minar, ein Riesenturm, das größte Minaret der Welt. Auf der Fahrt nach diesem indischen Wunder quert man viele der Trümmer der alten Millionenstadt, sie reichen aber noch weit selbst über das siebzehn Kilometer entfernte Kutab hinaus. Hier liegt noch das schöne Mausoleum Humayuns, eines der Großmoguln, eines Sohnes von Baber. Ein Blick genügt zu der Feststellung, daß dieses Gebäude das bescheidenere Vorbild des Taj Mahal gewesen sein muß. Nicht weniger als 150 Prinzen und Prinzessinnen sind in dem Mausoleum Humayuns zur Ruhe gebettet. Auch das Grab der treuen Jahanara ist hier und der Wanderer bekränzt es mit Blumen.

Endlich aber taucht der seltsame Turm am Horizont auf — freilich nicht seltsamer als der Eiffelturm in Paris oder die Washingtonsäule in der Hauptstadt am Potómac. Unterhalb dieses ungeheuren steinernen Fingers, der in den Himmel empordeutet, schwindelt dem, der emporsieht, der Kopf. Die gewaltige rote Säule scheint oben die Himmelswölbung zur berühren. Die Sage geht, einer der Großmoguln habe die Säule errichten lassen, damit eine seiner Töchter auf der Spitze im Angesichte des Flusses Jumna ihre Gebete verrichten könne. Der Jumna ist fern, aber bei klarem Wetter von der Spitze des Minarets deutlich zu erkennen. Der Kutab, zu deutsch „Polarstern", erhebt sich 76 Meter in die Luft, 14 Meter ist sein unterer und 3 Meter sein oberer Durchmesser. 376 Stufen führen auf die fünf höchsten Galerien empor.

Auch dieser, von eingelegten Koransprüchen bedeckte Turm, der einen großen Teil der Punjab-Ebene beherrscht, ist ein Zeichen versunkener Pracht und eine Mahnung an die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes.

III. Die rosenrote Märchenstadt.

Eines Tages, in der Morgenfrische, zog ich nach durchfahrener Nacht in die Fürstenstadt Jaipur ein. Es war kalt. Raubvögel

zogen ihre Kreise in der Luft und stießen ab und zu mit heiserem Schrei in die Felder nieder. Durch schöne, breitangelegte Alleen der Europäerstadt führte der Weg. Die Straßen waren noch ganz still. Das eigentliche Jaipur lag fernab, aber mein Herz schlug ihm schon ungeduldig entgegen, hatte doch schon die rosenrote Märchenstadt in meinen Knabenträumen eine Rolle gespielt. War's möglich? Eine ganze große Stadt in Rosa? Sollte ein solcher Traum in Wirklichkeit auf Erden anzutreffen sein?! Noch ahnte ich nicht, daß die Wahrheit alle Phantasie in den Schatten stellen sollte. Dem Fürsten, der einen Teil seiner Selbständigkeit sich bewahrt hat, seine eigenen Marken druckt und ein Selbstherrscher ist, war ich, wie es das Gesetz fordert, angemeldet, und so fuhr ich denn wohlgemut in das Gasthaus, das ebenfalls Eigentum Seiner Hoheit des Maharadscha ist.

Als ich nach erfrischendem Bade an der Frühstückstafel saß und einen Imbiß genoß, der weder gut noch reichlich war, während zwei hinter mir stehende Diener mit Fächern die Hunderte von Fliegen abwehrten, tauchte auf einmal neben mir eine Gestalt auf, die direkt der spanischen Ritterzeit entsprungen zu sein schien, ein sechs Fuß hoher Krieger mit Stahlhelm und gewaltigem, in der Mitte geteiltem Vollbart, am linken Arm einen gigantischen runden Schild. Dieses Gespenst von einem Radschputen-Krieger hielt mir schweigend einen großen Brief hin. Der schon harrende Führer, ebenfalls ein bildschöner Radschpute, übersetzte das Schreiben. Es war vom Fürsten, enthielt die Erlaubnis zum Besuche der Stadt und die Mitteilung, daß mir am Nachmittag ein Reiteleſant aus dem Marstall Seiner Hoheit zur Verfügung gestellt werden würde. Der das Schreiben brachte, war einer der Schildträger des Maharadscha.

Die Einfahrt in Jaipur, dieser einzigartigen indischen Großstadt in Radschputana, gehört zu den tiefsten Eindrücken meines Lebens. Die seltsame Laune des Begründers der Stadt hat es zum Gesetz gemacht, daß alle Bauwerke — Paläste, Türme, Wohnhäuser, Märkte —, kurz sämtliche Gebäude, einen Anstrich in Rosa erhalten müssen. Und man fährt in diese breiten, seltsamen Straßen ein, gefüllt mit braunen Menschen von einem herrlichen Schlage, und wohin das Auge sieht, Rosa, nichts als Rosa — man möchte sich in die Arme kneifen, um festzustellen, ob man nicht das Opfer eines verrückten Traums geworden ist. Im Gegensatz zu anderen indischen Städten sind die Straßen von Jaipur breit und quadratisch angeordnet. Die Häuser sind nicht hoch,

aber viele sind bizarr geformt, voll von Zacken und Türmchen. Die langen Zeilen der Wände schimmern in dem sanftesten Rosa, und in dieses unendliche Rosenrot sind Tausende von weißen Ornamenten eingelassen. Den Märcheneindruck erhöht das pittoreske Straßenleben. Hunderte von Männern reiten hoch zu Roß in stolzer Haltung durch die Straßen, ein Hochzeitszug, in dessen Mitte ein buntgeschmückter Elefant das Brautpaar trägt, zieht heran und verweilt einen Augenblick, damit der Sahib von seiner Kutsche aus alles nach Gebühr bewundern soll, singende Frauen und Mädchen folgen dem Zuge; auf den Märkten ein vielfarbiges Gewimmel brauner Menschen; lastentragende Kamele gehen wiegenden Schrittes durch enge Nebengassen.

Um den Zauber dieses Bildes noch zu erhöhen, beleben viele Hunderte von Pfauen alle Straßen und Plätze. Sie schreiten ohne Furcht durch das dichteste Straßengewimmel, sitzen auf Dächern und Gesimsen und fliegen mit langnachwallenden Schweifen durch die Luft. In Radschputana ist den Göttern der Pfau geheiligt; auf seine Tötung stehen nicht weniger als sieben Jahre Kerker. Neben diesen herrlichen Vögeln, die bekanntlich zu den Urtieren Indiens gehören, schwärmen Tausende von Tauben umher und keine geringere Zahl von Affen, die in ganzen Familien die Hausdächer bevölkern. Man stelle sich das Bild vor: eine Stadt in rosenroter Farbe, die Straßen belebt von einem bunten, märchenhaften Volkstum, der schöne Pfau so gemein wie der Sperling, auf den Dächern Tausende von Aeffchen, die Luft gefüllt von Schwärmen von Tauben; Elefanten als Lastkamele und Buckelrinder als Zugtiere — darüber der reine, blaue Himmelsdom mit einer heißen Sonne, in deren Strahlen unzählige Raubvögel ihre majestätischen Kreise ziehen. Es ist ein Traum, ehe es Wirklichkeit geworden ist, und wird wieder zum Traum, wenn die Gegenwart verrauscht.

Meinen Schildträger neben dem Kutscher auf dem Bock, den bärtigen Führer auf dem Rücksitz des Wagens, ziehe ich langsam durch die Straßen nach dem Palast Seiner Hoheit. Vor dem Palast steht an der Straße ein Gebäude, das die merkwürdigste Architektur der Welt aufweist — es ist die „Halle der Winde", und seine Oberfläche sieht wirklich aus wie der vom Wind bewegte Meeresspiegel, wenigstens ist an dem ganzen großen Gebäude kein ruhiges Fleckchen zu entdecken. Die Fassade besteht aus lauter Erkerchen bis in die höchsten Spitzen hinauf. Dahinter, von Gärten umgeben, steht der Palast des Maha-

Hafen von Dareſſalam

Einfahrt in den Hafen von Dareſſalam
Kapitän Dohert von der „Tabora" und Philipp Berges

radscha. — Seine Hoheit befanden sich nicht ganz wohl und blieben unsichtbar.

Am Nachmittag, nachdem ich in schnellem Trabe weit vor die Stadt hinausgefahren war, stand an einer Wegbiegung der riesige Elefant, der meinen Führer und mich in die Berge des Aravalligebirges tragen sollte zur Besichtigung von Amber oder Alt-Jaipur, oder vielmehr nach den Ruinen, die noch übrig sind. Amber wurde 1728 von dem Fürsten Jai Singh II. verlassen, der Sage nach wegen einer üblen Prophezeiung, der Geschichte nach wegen Wassermangels. Jetzt bedeckt die Gegend ein ungeheurer Trümmerhaufen, von einer mörderischen Vegetation dicht umsponnen, ein Unterschlupf für Tiger und Schlangen.

Ich bin mir ganz klar darüber, daß ich in meinem Leben bewußt und unbewußt viele Sünden begangen habe, aber ich weiß auch, daß ich auf meinem Elefantenritt von Jaipur nach Amber die meisten dieser Schandtaten abgebüßt habe. Es muß eine besonders alte steife Kuh gewesen sein, auf deren Rücken ich ritt, denn bei jedem Schritt wurden einem die Knochen derartig zusammengeschüttelt, daß man sich nur darüber noch wunderte, sie nicht auch rasseln zu hören. Versuchte man, sich mit den Händen an dem Doppelsattel festzuhalten, so lief man Gefahr, sich die Arme auszureißen. Vor mir ritt auf einem anderen Elefanten eine überschlanke Engländerin, die Gattin eines Lords, — was ich ihretwegen für eine Angst ausgestanden habe, das ist nicht zu blasen. Ich fürchtete nämlich jeden Augenblick, sie mitten durchbrechen zu sehen. Aber, Gott sei Dank, es ging alles gut. In einem Gasthause am Wege gab es einen erträglichen Kaffee, den ich mit Lord und Lady zusammen einnahm. Mein Führer schlug die Einladung aus, er sagte, es sei just Zeit für das Nachmittagsgebet, und richtig stand er eine halbe Stunde lang hinter dem Hause, schüttelte sich hin und her und betete zu Allah.

Den langen Rückweg marschierte ich zum grenzenlosen Staunen meiner Radschputenbegleitung zu Fuß. Keine hundert Pferde hätten mich wieder auf diesen Elefanten gebracht. Ich gab ihm zum Abschied ein großes Stück Zuckerrohr, wofür die alte Kuh mich zärtlich ansah.

Abends erging ich mich noch einmal in den Lustgärten Seiner Hoheit zu Jaipur. Ein Diener ließ Drachen in die Luft steigen zur Belustigung der Familie des Fürsten, die mir unsichtbar blieb, aber von versteckten Fenstern aus den Garten überblicken kann. Diese

Familie besteht aus drei Frauen, dreihundert Konkubinen, ungezählten Kindern, dreihundert Pferden und hundertundfünfzig Elefanten. Als der Mond emporstieg und die rosenrote Stadt mit weißlichem Schimmer übergoß, kletterte ich in die berühmte Sternwarte des Fürsten Jai Singh II., der Jaipur 1728 gründete, hinab und bewunderte die vielen seltsamen astronomischen Instrumente und die Art, auf grotesken Umwegen Kunde von Zeit und Raum zu erlangen.

XXXII.

Ueber den Indiſchen Ozean.

Aus Hitze und Staub, zum erſten Male körperlich und ſeeliſch ermüdet, kehrte ich eines Tages nach langer Pilgerfahrt durch das Wunderland Indien an die Küſte zurück und fühlte nur noch eine einzige Sehnſucht in der Bruſt: das Meer. Verräteriſch und ganz von ferne, wenn der heiße Staub allzu dicht, die große Einſamkeit allzu laſtend wurden, waren auch ſchon Erinnerungsbilder aus dem Norden aufgetaucht. Jetzt lenzt es in der Heimat, ſprach eine leiſe Stimme, kühl und warm zugleich wehen unter den geſünderen, nördlicheren Himmelsſtrichen die Lüfte; wie ſchön wäre es jetzt da oben, wo bald die Kaſtanienkerzen in milder Frühlingsluft ſtrahlen. Erſt lockte die Fremde, jetzt aber die Heimat. Alles wird man ja ſatt, des Schlummers ſelbſt und der Liebe, auch des ſüßen Geſanges und begeiſterten Reigentanzes — auch des Reiſens, doch das brauchte der heimverlangende Griechenfürſt ſeinem Wirt Alkinoos nicht zu ſagen, wurden ihm die Schiffe doch ſchon gerüſtet. Auch für mich wird es Zeit, an die Heimkehr zu denken und den ewig wandelbaren Greis des Meeres um Rat anzugehen, denn trennend und verbindend liegen weite Meere zwiſchen mir und dem fernen Norden. „Sage mir, o Proteus, die Götter wiſſen ja alles, wie ich heimgelange über das fiſchwimmelnde Weltmeer.“ In alter Zeit hätte der Meergreis mir ſicher befohlen, erſt eine Hekatombe zu opfern und allerlei Hokuspokus zu machen, heute würde er wahrſcheinlich ſagen: „Nimm einfach den nächſten Dampfer der Deutſchen Oſtafrika-Linie, o Sterblicher, dann gelangſt du ſo gut wie ſicher, nachdem du noch einen kleinen Abſtecher nach Afrika gemacht haſt, heim zum lieben Lande der Väter.“

Zunächst hielt mich das sonnenverbrannte, gewaltige Bombay noch fest, die Stadt der Parsen, deren seltsame, helmartige und glänzende Kopfbedeckungen den Straßen und Märkten ihren Charakter aufdrücken. Wie überall in den heißesten Erdgegenden, tritt das Leben der Weißen erst in die Erscheinung, wenn die Sonne sinkt. Während des Tages ist die Stadt in Glut gehüllt. Erst wenn das Dunkel heraufzieht, und auch dann nur für kurze Zeit, findet am Strand eine lebhafte Promenade statt. Europäische Herren und Damen sind vielfach schon im Evening Dreß, die dunklen Parsifrauen lieben es, sich in bunte Farben zu hüllen, ihre Gatten und Söhne sind europäisch gekleidet bis auf den Helmputz. Für den, der Bombay als Eingangstor zu einer indischen Reise benutzt, gibt es in dieser Weltstadt viel zu sehen. Erstaunlich imposante Staatsbauten haben die Engländer aufgerichtet, das Eingeborenenleben der Millionenstadt ist bunt und fesselnd, ganz in der Nähe der Stadt, auf dem Malabarhügel, stehen die weltberühmten „Türme des Schweigens", die merkwürdige Begräbnisstätte des Parsenvolkes, das seine Toten den Geiern zum Fraß vorwirft. Bombay liegt auf einer Halbinsel, und wenn man irgendwo in der Stadt ein höheres Gebäude besteigt, sieht man auf beiden Seiten den blauen Indischen Ozean liegen. Der Reiz dieser exotischen Weltstadt ließ mich kalt. Lässig und krank brachte ich meine Tage auf einem Balkon des riesigen Taj-Mahal-Hotels zu und sehnte mich nur nach dem Meer, das im Sonnenglanz vor mir lag und über dessen Rücken das rettende Schiff schon heraneilte.

*

Endlich war das Schiff, der Reichspostdampfer „König" der Deutschen Ostafrika-Linie, der den Dienst zwischen Bombay und den ostafrikanischen Küstenplätzen vermittelt, fahrtbereit. All das Herrliche, was ich in Indien gesehen und erlebt hatte, lag gewissermaßen unter einer Staubschicht in meinem Innern verborgen, erst der reine Hauch des Meeres sollte diesen Staub wieder verwehen. Es war eine unvergeßliche Stunde, als ich durch die unendlichen Docks dahinfuhr in dem Bewußtsein, bald nach den Strapazen und Aufregungen der Wanderschaft in die wundersame Ruhe des Schiffes und der Meereseinsamkeit eingehen zu sollen.

Ueber einem Dock wehte die deutsche Flagge. Hier lag der schlankgebaute „König". An der Brücke, die ans Land führte, stand

der Kapitän und empfing den Gast mit offener, kräftiger, norddeutscher Herzlichkeit. Alles auf diesem Schiff atmete Ruhe, Gemütlichkeit, Sauberkeit. Es war wie eine Rettung. „Wo ist meine Kabine?“ „Suchen Sie sich eine Kabine aus, wir haben nur vier Passagiere, und davon gehören zwei zur farbigen Menschheit.“ Einen dieser Gäste sah ich gleich darauf am Lande vor dem Schuppen stehen. Ein stämmiger, kleiner Araber mit schwarzem Vollbart und starkgebogener Nase, in europäischer Kleidung. Um den Hals trug er einen dicken Kranz von frischen Blumen. Eine Abschiedsgabe seiner arabischen Freunde und Verehrer in Bombay. Auch trug diesen Blumenkranz kein Unwürdiger, es war der Scheich Suleman bin Nasor, der frühere Wali oder Bürgermeister von Daressalam, der von einer Weltreise heimkehrte. In den kritischen Zeiten, die das Deutschostafrikanische Schutzgebiet durchzumachen hatte, stand Scheich Suleman treu zu den Deutschen, zu deren Gunsten er sein Ansehen und seinen Einfluß in die Wagschale warf, und im Dienst der Deutschen war er denn auch ein reicher Mann geworden. Wie alle Araber, liebte er es, zu paradieren — das Blumengewinde verschwand nicht von seinem Halse, bis der Dampfer das Dock verließ. Auf dem Verdeck ergingen sich die beiden anderen Passagiere, ein großgewachsener, aber magerer und etwas kränklich aussehender Europäer und eine elegant gekleidete, hübsche Araberin — seine Gattin. Als sie an mir vorüberschritten, hörte ich, wie sie sich Suaheli miteinander unterhielten, aber ganz unvermittelt begannen beide Deutsch zu sprechen, und es klang seltsam vertraut, als der Mann seine dunkle Gefährtin mit dem Kosewort „Mütterchen“ anredete und das Mütterchen ihm in fließendem, nur ganz leicht fremdländisch gefärbtem Deutsch antwortete. Ein auffallendes, ungleiches Paar. Dieser Gast war der bekannte Deutsch-Ostafrikaner Kurt Toeppen, der als Publizist und auch auf anderen Gebieten sich einen Namen gemacht hat. Er gehört gewiß zu den kundigsten und „ältesten“ Afrikanern, aber die Weißen können es ihm nicht vergessen, daß er einst, vor Jahren, zum Islam übergetreten ist und eine Araberin geheiratet hat. In den Kolonien ist das Rassenvorurteil bekanntlich stärker als in der Heimat und besitzt auch eine gewisse Berechtigung, aber man muß einzelne Fälle, die sich durch ihre innere Geschichte erklären, von allgemeinen Anschauungen losstrennen können. Diese Araberin aus dem alten vornehmen Blut der Sultane von Lamu und Maskat ist, nicht nur der Sprache nach, sondern

auch in Gesinnung und Anschauung eine deutsche Frau geworden. Wollte man den Uebertritt zum Islam als ein unvergeßliches Verbrechen ansehen, so dürfte Emin Pascha, der deutsche Doktor Schnitzler, weder in der englischen noch in der deutschen Geschichte eine Rolle spielen.

*

Die Hauptbedingung einer schnellen Seereise bleibt immer, daß der betreffende Kasten etwas Backbord-Schlagseite hat. Hängt er dagegen nach Steuerbord über, das ist schlimm, dann tritt auch unterwegs irgend eine Verzögerung ein. Das wird mir jeder richtiggehende Kapitän ohne weiteres bestätigen.

Und der Dampfer *hatte* die gewünschte Schlagseite, als er spät am Abend aus den Docks von Bombay hinausfuhr. Langsam verlosch am Horizont das Licht von Colaba Point. Die Venus stand ganz tief am Himmel und warf einen so hellen Schein auf das dunkle Meer, daß auf ihm ein heller Silberstreif funkelte. Ueber das Wasser strich ein Hauch, so mild und weich wie Mutterhände. Hoch oben funkelte in geradezu blendendem Glanz der Jupiter. Nicht weit von ihm entfernt versprühte der schöne Rigel sein Licht. Die zweimal drei Kerzen des gewaltigen Orion flammten wie Fackeln. Und aus dem Osten klomm das falsche Kreuz schräg am Horizont empor, ihm folgte bald das echte Kreuz des Südens, in dessen Nähe stets als ewiges Kennzeichen eine himmlische Lichtwolke schwimmt.

Bis auf die kurze Zeit des Monsuns herrscht auf dem Indischen Ozean immer schönes Wetter, das Wasser ist tiefblau, die Luft ist still und heiß, der unbewölkte, blaßblaue Himmel steht wie eine Glocke aus zartem, farbigem Glas über dem Meer; jeder Abend bringt einen Sonnenuntergang von unvergeßlicher Herrlichkeit, jede Nacht das Schauspiel des kristallklaren südlichen Himmels — in ungetrübter Schönheit verfließen Tage und Nächte. So innig und still wie die Natur, erscheint dem von langer Wanderfahrt Heimkehrenden auch das Leben an Bord. Das Schiff scheint im Ozean stillzustehen, nichts ist zu verspüren, als ein sanftes Wiegen, das selbst am Tage eine schlummerartige Stimmung hervorzaubert. Vorder- und Hinterdeck sind belebt durch ein buntes Volksgewimmel. Hunderte von Indiern mit ihren Frauen und Kindern machen die Ueberfahrt nach Afrika mit. Alle kampieren an Deck. Während der ersten beiden Tage war

noch Bewegung in dem Völkergemisch, dann haben alle sich in Gruppen geteilt, feste Plätze belegt, aus Segeltuch und aufgeschichteten Koffern kleine Heimstätten für ihre sorgsam behüteten und buntverschleierten Frauen erbaut und verträumen ihre Tage in süßem Nichtstun. Abends tönen seltsame, fremdartige Gesänge empor, die vielleicht schon vor Jahrtausenden in Indien gesungen wurden. Nie wird der Frieden gestört. Nur der junge Arzt hat alle Hände voll zu tun, obgleich eigentlich niemand an Bord krank ist, aber die braunen Naturkinder kommen doch mit tausend geringfügigen Klagen zu dem „Doktor-Sahib" — — es kostet ja nichts.

Die kleine Gesellschaft der Reisenden erster Kajüte hat sich wie eine Familie eng um den Kapitän geschart, einen echten norddeutschen Schiffer von vertieftem Wesen und großer Menschenkenntnis. Wenn der „alte Afrikaner" Toeppen in den Abendstunden erzählt, sieht man im Geiste die ganze Entwicklung Ostafrikas an sich vorüberziehen. Die arabische Dame erzählt — von Berlin und Paris; wenn man die Augen schließt, glaubt man eine Weltdame deutscher Herkunft sprechen zu hören. Scheich Suleman spricht nur wenig Deutsch und die Unterhaltung bei Tisch bewegt sich deshalb häufig in Suaheli. Die Afrikaner fallen beinahe unter den Tisch, als ich mich einmal mit Hilfe meiner schwachen, aus Büchern zusammengelesenen Kenntnisse des Suaheli einmische und mit einem „Baß maneno" schließe, was in der gebrauchten Zusammenstellung etwa unserem deutschen „Halts Maul" gleichkam. Der Scheich war etwas überrascht über diese Zumutung. In der Stille und Gemütlichkeit dieser kleinen Ueberfahrt von Asien nach Afrika, die etwa fünfzehn Tage währt, verflüchtete sich der indische Staub und die Seele wurde wieder rein und frei.

*

Eines Morgens zeichnete sich am südwestlichen Horizont eine hohe, geschwungene Linie ab, unter der bald schattige Streifen und Klüfte sichtbar wurden. Der erste Blick auf Afrika. Die Berge von Uganda waren aufgetaucht. Blau und hell strahlte über ihnen der Himmel. Von dem Dunkel, das so lange über dem schwarzen Erdteil gelagert hat, war nichts mehr zu bemerken. An der Küste ging es nun abwärts, der Aequator war längst überschritten, am Himmel sah man in der Nacht zur gleichen Zeit den Großen Bären des Norden und das

leuchtende Kreuz des Südens; Kilindini-Mombassa zog vorüber, das sich uns später noch mehr enthüllen sollte, und endlich tauchte die langgestreckte Insel Sansibar auf, das Reiseziel unserer Araber. Als die Hauptstadt noch fern am Rand des Meeres lag, ging mit dem Scheich eine erstaunliche Metamorphose vor. In bürgerlichem Gewande stand er vom Mahle auf, aber eine Stunde später erschien er auf dem Verdeck in überreicher arabischer Kleidung. Ein braunes, goldgesticktes fließendes Gewand umhüllte seine Gestalt, im Gürtel steckte ein breiter, edelsteinbesetzter Dolch, und auf dem Haupte trug er einen bunten, silberdurchwirkten Turban. Als die pittoreske Hafenfront der Stadt Sansibar mit dem ragenden Sultanspalast, in dem jetzt die englische Regierung haust, sichtbar wurde, kam dem Schiff ein wahrer Schwarm von Booten entgegen, gefüllt mit reichgekleideten Arabern, Soldaten, Offizieren; in einem saß sogar eine ganze Musikkapelle, die einen Heidenspektakel vollführte. Dieser Empfang galt unserem Scheich Suleman, der lächelnd und stolz an der Reling stand und hinabgrüßte. Nachdem das Schiff Anker geworfen hatte, ziemlich weit draußen auf der Reede, erklommen die Gäste das Verdeck und es entwickelte sich eine tumultuarische Begrüßungsszene. Drüben am Land konnte man deutlich einen großen Volksauflauf beobachten, lauter Freunde, Bekannte und Neugierige, die den von der Weltreise heimkehrenden Scheich landen zu sehen wünschten. Ganz still und ohne Aufsehen war noch ein anderer ganz vornehmer Araber an Bord gekommen, der Seyyid Hamed bin Nasor, ein Angehöriger der sansibaritischen Fürstenfamilie, der seine Verwandte, die Frau Toeppen, begrüßte und heimholte.

*

Am nächsten Tage war ich in der prinzlichen Familie, einem Hause, in dem noch unverfälschte, alte arabische Sitte herrschte, zu Gast. Sansibar ist die Insel der Gewürznelken. Schon wenn man im Ruderboot über den weiten Hafen der bunten Stadt sich nähert, glaubt man sich von einem würzigen Hauch, der aus dem Innern des Landes herüberweht, umfangen. Die bunte Wasserkante der Stadt wird überragt vom Turm des Palastes, der trotz seiner vielen Galerien einen ganz europäischen Eindruck macht. Das Boot läuft auf den Sand, kräftige Suahelineger nehmen den Reisenden auf ihre Schultern und tragen ihn an den Strand. So gut man sich aber auch nach der Karte

orientiert haben mag, es ist kaum möglich, fünf Schritte allein zu gehen, denn am Strande treibt sich ein Führergesindel umher, das selbst mit Hilfe des Stockes nicht abzuwehren ist. Die Leute haben einen besonderen Trick. Sie folgen dem Ankömmling, der sich rasch davonmacht, und behaupten höflich, er habe einen falschen Weg eingeschlagen, der in eine Sackgasse führe. Der richtige Weg führe nach einer anderen Seite, den die Führer bezeichnen und dann zurückbleiben. Auf einmal sieht man sich in einem solchen Gewirr von Gäßchen und Mauern, daß man sich doch des Führers bedienen muß, der den Fremden nun kalt lächelnd denselben Weg leitet, den er zuerst einschlagen wollte und der natürlich der richtige war.

Ein uraltes, mächtiges Haus in der Nähe des Strandes. Ein schwarzer, beturbanter Diener nimmt die Karte in Empfang und führt den Gast eine Flucht von steinernen Treppen empor in ein Turmgemach, durch dessen Fenster der Blick auf das Meer fällt. In Afrika hat jeder gleich seinen Spitznamen weg, und ich höre denn auch sofort den meinigen. Die Sklaven geben einander die Meldung weiter: „Bana m' Kuba Gazeta", zu deutsch „der Herr Zeitung". In dem Raum stehen keine Möbel, nur an den vier Wänden läuft ein niedriger Diwan entlang. In einer Ecke steht ein y-förmiges kleines Holzgestell, in dem ein dickes, aufgeschlagenes Buch ruht, der Koran. Gleich darauf füllt sich das Zimmer, die Gattin des Herrn Toeppen, die als Dolmetscher fungiert, stellt zwei ältere, unverheiratete Damen vor, die Prinzessinnen Ascha und Scherifa. Ihre Tracht ist wie eine altertümliche Illustration aus einem Buche arabischer Märchen. Den Oberkörper umhüllt ein rotes Tuch, mehr ein zarter Schleier aus feinstem Gewebe, die Beine stecken in langen, zartblauen und grünen Hosen, die unten in Volants über den nackten braunen Fuß fallen. Die glänzend polierten Nägel an den Fußzehen sind mit Henna rot gefärbt, über den Nagel der großen Zehe geht nur ein zarter roter Strich. Ueber den Kopf ist ein eigenartiges Gestell, eine Art Holzrahmen, der mit schwarzem Leder überzogen ist, gestülpt. Das ist die von der Religion den Frauen vorgeschriebene Gesichtsmaske, aber die Prinzessinnen tragen sie nur gleichsam pro forma, denn man kann das ganze Gesicht sehen. Beide Damen haben schöne, sanfte Gesichter, sie sprechen nicht viel, sondern sehen den „Bana Gazeta" nur aus großen braunen Rehaugen zärtlich an. Das Haupthaar ist etwas spärlich, besonders in der Mitte am Scheitel; dies kommt von der Sitte, das Haar nach beiden Seiten allzu

straff anzuziehen. Da der Fremdenbesuch vorher schon bekannt war, füllt sich der Raum schnell mit neugierigen Verwandten, meistens jungen Damen, die sich nach höflicher Begrüßung still auf den Diwan setzen. Der Hausherr, der unverheiratet ist, Seyyid Serhan, ist nicht anwesend; an seiner Stelle macht der Bruder, Seyyid Hamed, die Honneurs. Er läßt sein Töchterchen holen, den Stolz des Hauses, die kleine Prinzessin Aziza. Begleitet wird sie von einer Negermatrone, die sich still und scheu in eine Ecke setzt, das Gesicht verhüllt, aber aus den freigelassenen schwarzen Augen das neunjährige Kind unverwandt beobachtet. „Ist die Negerin wohl die Dienerin des Kindes?" frage ich. Erstaunt vernehme ich die Antwort. Es ist die Mutter der Prinzessin. Eine seiner Konkubinen hat dem Prinzen die Tochter geboren, ihre dunkle Hautfarbe verrät auch ihre Herkunft. Die kleine Aziza trägt ein rotseidenes, hemdartiges Kleid und auf dem Kopf eine bauschige bunte Mütze, die das ganze Haar verhüllt. Die Füße sämtlicher Damen sind nackt, aber beim Gehen bedienen sie sich merkwürdiger Holzsandalen, die unten in einen langen Stiel auslaufen. Sie gehen gleichsam auf Stelzen.

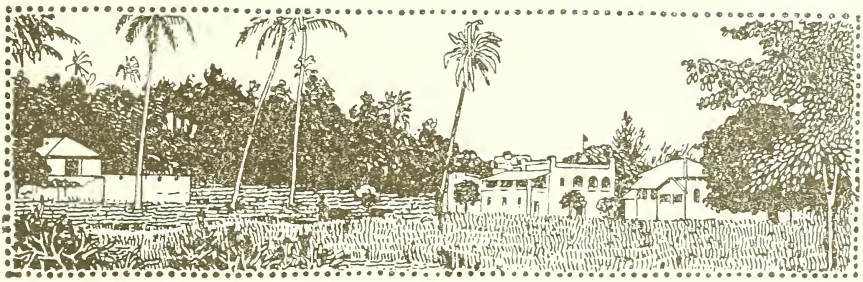
Als die Unterhaltung in Fluß gekommen ist, wird eisgekühlter Scherbet in Gläsern gereicht, später dicker, starker Kaffee, der aus einer goldenen Kanne in goldene Täßchen gegossen wird. Dazu gibt es Kuchen und Zigaretten. Da die Gesichtsmasken der Prinzessinnen durch einen Querbalken den Mund verschließen, müssen die Damen ihre Tassen seitwärts ansetzen. Es sieht sehr komisch aus, und wenn keine Männer in der Nähe sind, machen die Aermsten es sich natürlich bequemer. Arabischer Sitte gemäß überreicht man beim Aufbruch ein Gastgeschenk — diesmal ist es ein seidenes Gewand, in das die fürstlichen Jungfrauen, die da oben in ihren Turmgemächern ungenossen verblühen, mit eigenen Händen zarte Goldornamente gestickt haben.

In dem unscheinbaren Hause hat sich noch ein letzter, verlöschender Schimmer der einstigen arabischen Herrlichkeit auf Sansibar erhalten. Mit der jüngeren Generation, die in englische Schulen geht und in englische Dienste tritt, schwindet auch dieser letzte Schimmer dahin.

*

Kurze Fahrt bringt den „König" von der vorgelagerten Insel Sansibar nach dem Festland. Voll Spannung fliegen die Gedanken schon voraus nach dieser letzten Etappe der Reise um den Erdball. Die

Einfahrt in den Hafen unserer deutsch-ostafrikanischen Hauptstadt Daressalam ist wie ein Wunder. Der charakteristische Affenbrotbaum, der sich am Ufer zeigt, läßt keinen Zweifel darüber, daß der Erdteil Afrika erreicht ist; wenn man aber durch die schmale Einfahrtsrinne in das riesige Hafenbecken von Daressalam einläuft, sieht man mit erstaunten und entzückten Augen eine unverkennbar deutsche Stadt, umkränzt von Palmen und Kasuarinen, sich am Ufer ausbreiten. Zwei Kirchen mit ragenden Türmen grüßen herüber, Straßenzeilen in den vertrauten Baustilen der Heimat werden sichtbar — und doch glüht oben die heiße Tropensonne und die Ufer ringsumher sind bedeckt von der üppigsten, südlichen Vegetation.



XXXIII.

Ein Abſtecher nach Deutſch-Oſtafrika. Heimkehr.

Ueber dem Hafen des Friedens, unſerer oſtafrikaniſchen Hauptſtadt Daresſalam, hängen große weiße Wolken. Die Regenzeit beginnt. Ab und zu geht ein heftiger blendender Regenſchauer nieder, aber unmittelbar darauf ſtrahlt der Himmel wieder in heiterer Bläue und die Sonne brennt in unverminderter tropiſcher Glut. Die Neger und zierlichen Suahelifrauen, die durch die Straßen ſchreiten, kümmern ſich nicht viel um die Regengüſſe, die während des Morgens in Intervallen niedergehen, ſo raſch wie der Regen die Tücher, die ſtatt der Kleider getragen werden, durchnäßt, trocknet ſie auch die Sonne wieder. Daresſalam liegt wieder da im Glanz des ſtrahlenden Lichtes der Tropen und im goldenen Rahmen ſeiner eigenen Schönheit. Wer dieſe deutſche Stadt auf dem ſiebenten ſüdlichen Breitengrade nicht geſehen hat, kann ſich auch nach Bildern keinen richtigen Begriff von ihrem Reize machen. Vom Indiſchen Ozean aus, durch den das Schiff auf die afrikaniſche Küſte zuſteuert, iſt die Stadt nicht zu ſehen. Draußen, am offenen Meer, liegen nur einzelne vorgeſchobene Gebäude, ſteht nur der ragende Leuchtturm; des Beſuchers harrt ſozuſagen ein Theatercoup. Das Schiff ſteuert auf eine enge Einfahrt zu und gelangt in ein weites, rundes Hafenbecken, und hier erſt — wie die Hamburger Binnenalſter im kleinen — öffnet ſich das Panorama der Stadt. Der rieſige Hafen, der in ſeiner Form auch wiederum unſerem Hafen Rabaul im Bismarck-Archipel gleicht, iſt nicht in ſeinem ganzen Umkreis bebaut. Die Stadt erblickt man zur Rechten und ſie gewährt einen ganz überraſchenden

und wundersamen Anblick. Zwischen wehenden Palmen, leuchtenden Kasuarinen und ungeheuren Baobab streben, nicht weit voneinander, zwei Kirchen empor, blinken rote Ziegeldächer und weißgetünchte Wände — eingebettet in eine tropische Vegetation liegt hier eine liebliche deutsche Stadt.

Ueber die funkelnde Bucht gleitet das von kräftigen schwarzen Armen geruderte Boot. Am Lande harrt die Rickscha, die auch hier, leider zweisitzig, eingeführt ist, denn der zweisitzige Karren ist entschieden zu schwer für einen Läufer, nota bene, wenn zwei Fahrgäste sich von einem Kuli ziehen lassen. In schnellem Trabe geht es jetzt das Kaiser-Wilhelm-Ufer entlang, wo die wichtigsten Gebäude liegen: die Post, mehrere Aemter, das Klubhaus. Ein wenig hineingerückt in den Busch findet man das riesige, „Kaiserhof" genannte Tropenhotel. Wenn man sich hier, etwa zum Mittag, niederläßt, dringt das Bewußtsein, daß man sich in Deutschland befindet, unwiderstehlich auf den Besucher ein, besonders wenn er aus englischen Ländern kommt. Der große Speisesaal und die geräumigen Veranden enthalten ein ganzes Heer von Tischen, aber so viele Tische, so viele Gäste, denn jeder hat das Bestreben, sich allein hinzusetzen. Aemter, Ränge, Chargen, Gewerbe, Chefs und Angestellte, alles streng geschieden. Etikette ist Trumpf. Herren in weißen Tropenanzügen, adrett vom Scheitel bis zur Sohle, gehen, sich links und rechts steif verbeugend, durch den Saal und nehmen in einsamer Majestät an dem angestammten Tischchen Platz. Man trinkt einander über den Saal hinweg zu, und nachdem man getrunken hat, präsentiert man mit den Gläsern. Nur Barbaren verletzen hier den Komment. Der Fremde, der unbekannt ist und noch keine Besuche gemacht hat, wird mit Blicken angesehen, die zu sagen scheinen: „Was will dieser Landstreicher hier?" Aber dies ist eine Täuschung, die Zugeknöpftheit liegt im deutschen Wesen, es geht nicht ohne Strammstehen und Sichvorstellen; wird man aber einmal mit den Leuten bekannt, dann trifft man in der ganzen Welt keine liebenswürdigeren und zuvorkommenderen Männer als in den deutschen Kolonien. Was sie vor den meisten Angehörigen anderer Nationen voraus haben, das ist die gründliche Bildung und das beinahe angeborene Interesse für Wissenschaft und Künste. Man kann noch sehr darüber im Zweifel sein, ob die englischen Gesellschaftssitten den unsrigen vorzuziehen sind. Auf der langen Fahrt durch die englischen Länder der Erde habe ich manche

Gepflogenheit als Widersinn und, fast möchte ich sagen, als Barbarei empfunden. Man läßt sich an einem besetzten Tische nieder, ohne die Anwesenden eines Blickes zu würdigen; vielleicht kommt man ins Gespräch, vielleicht auch nicht. Möglicherweise sitzen die Teilnehmer während der ganzen Mahlzeit nebeneinander wie die Oelgötzen. Da ist unsere Sitte des Vorstellens schon besser. Es ist wahr, daß die Rangunterschiede bei uns, sowohl zu Hause als auch in den Kolonien, zu aufdringlich hervortreten. Aber schließlich hinken alle Vergleiche und die Wahrheit bleibt, daß einer vom andern lernen muß.

Als ich abends in der gedeckten Veranda saß, ging draußen eine jener unbeschreiblich schönen Mondnächte durch die Lande, für die Daressalam berühmt ist. Vom tiefdunklen Himmel strahlten die Sterne wie Fackeln. Träumend standen die Palmen und Kasuarinen in der transparenten, warmen Luft. Ganz aus der Nähe ertönte das überlaute Konzert der Ochsenfrösche und Zikaden. Aber dieses lärmende Geräusch störte die Stille nicht, es machte sie nur noch fühlbarer. In diesem Augenblick flammten draußen die Bogenlampen auf und fast zur gleichen Zeit begann, so schien es, ein Regenschauer niederzugehen. Man hörte unaufhaltsam die großen Tropfen auf den Asphalt klatschen. Ein seltsames Phänomen, denn Mond und Sterne standen unverändert am klaren Himmel. Ein Blick in den Lichtkreis klärte das Wunder auf. Große schwarze Käfer, grüne Heuschrecken und anderes Getier, vom Licht angezogen, fielen ohne Unterbrechung in ganzen Scharen aus der Luft, stießen unten klatschend auf und vermochten sich vom Boden nicht wieder zu erheben. Dieser merkwürdige Platzregen mußte in kurzen Pausen von Dienern mit dem Besen zusammengefegt und beseitigt werden.

Durch die helle Nacht wandelte eine kleine Gesellschaft Weißer noch spät nach der Eingeborenenstadt, die gleichsam im Busch liegt. Vom Mondschein übergossen, stand das Denkmal Wißmanns auf einem freien Platze. Als einmal einer seiner alten Askari, aus dem Innern kommend, die erzene Figur seines Herrn in Daressalam erblickte, lächelte er nur und sprach: „Mich kann man nicht anführen. Das ist gar nicht Wißmann. Ich weiß, daß Wißmann tot ist.“ Vorbei geht es an schweigenden Europäerhäusern und auf breiten Wegen in das Dorf, aus dem uns dumpfer Trommelklang entgegendringt. Eine Ngoma wird hier abgehalten. Eingeborenentänze, denen sich Männlein und Weiblein mit Leidenschaft hingeben. Unterwegs geht

eine junge, schlanke, zierliche Bibi vor uns her, sie geht langsamer und langsamer, und als wir ganz nahe sind, sagt sie höflich mit wohllautender Stimme: „Jambo, Bana.“ Leise ertönt noch ein „Karibu“ („komm näher“) hinter uns her.

Lauter und lauter werden die Trommelklänge, bis der Tanzsaal sich vor uns öffnet. Er besteht nur aus einem freien Platze zwischen den Hütten. Zwei Kreise von Tänzern füllen ihn aus. Männer und Frauen tanzen getrennt — und nicht etwa Tango oder Wackeltanz. In der Mitte des Kreises steht der Musikant und schlägt leidenschaftlich auf die längliche Trommel. Um ihn herum hüpfen im Gänsemarsch, dicht hintereinander, die Jünglinge, jeder mit einem Zierstöckchen in der Hand. Bald stampfen sie mit dem einen Fuß auf den Boden, bald mit dem andern. Ihre Gesichter drücken Seligkeit und Weltvergessenheit aus. Nicht weit entfernt, vollführen die Dorfjungfrauen denselben Hokuspokus, alle sind schön geschmückt und der Kreis der Tänzerinnen ist so dicht, daß zwischen den einzelnen Figuren keine Hand Platz hätte. Um jeden Kreis hat sich eine dicke Mauer von bewundernden Zuschauern gebildet. Die Ngoma: der Tanz, und das Schauri: die Beratung, sind die Steckenpferde unserer schwarzen Landsleute.

*

Die schönste Partie des schönen Daressalam ist die Kasuarinen-Allee, die am Strande entlangführt. Zur Rechten hat man zuerst die Bucht, die sich mehr und mehr verengt, bis das freie Meer sichtbar wird; zur Linken stehen mächtige alte Bäume, zwischen denen in der Ferne die Häuser schimmern. Hier liegt in einem weiten Naturpark das Gouvernementsgebäude und draußen am Meer das mächtige Krankenhaus. Das Ufer erhebt sich etwas über den Strand, unten im Sande treiben Tausende von grünen Landkrabben ihr Wesen, sie sitzen in Erdgängen, nur die gestielten Augen sehen hervor, und wenn sich Beute zeigt, huschen sie ungemein schnell über den glitzernden Sand. Die Stadt selbst mit ihren Geschäftshäusern, Kaufläden und Auslagen macht ganz den Eindruck einer deutschen Landstadt; befindet man sich einmal inmitten einer der Hauptstraßen, dann ist von den Tropen eigentlich gar nichts mehr zu merken. Bis auf die heiße Sonne natürlich. Hier wohnt ein biederer deutscher Schlachter und appetitliche Würste hängen am Haken im Schaufenster, nicht weit

davon der Bäcker mit seinem Brot und seinen Kuchen, alle Handwerker sind vertreten; die Eleganz der weißen Damen läßt darauf schließen, daß auch für die Damenkonfektion bestens gesorgt ist. Die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung", ein einflußreiches und vornehmes Organ, unter der gediegenen Leitung des bekannten Forschers Dr. Zintgraff, führt den Bürgern von Daressalam geistigen Stoff zu. Für den andern Stoff sorgt eine am Platze befindliche Großbrauerei, die fünf verschiedene Biersorten braut und das ganze Hinterland versorgt. Nicht weit davon ist eine große Wagenbauanstalt. Ueberhaupt kann man leicht ein reges, geschäftliches Treiben bemerken. Einzelne Straßen, wie die Robert-Koch-Straße, sind von einer einzigartigen Schönheit, breit angelegt, voll herrlicher Bäume, die Häuser mit breiten Veranden versehen. Am Ende der Stadt liegt der kleine Bahnhof der Taborabahn. Eine kurze Fahrt ins Land hat mehr Wert für den, der Plantagen besichtigen will, als für den Naturfreund, denn hier enthüllt sich ihm nichts als die typische afrikanische Flachlandschaft.

*

Unter unseren Kolonien ist Deutsch-Ostafrika diejenige, die für die Zukunft von hervorragender Bedeutung werden kann. Ihr Inland stellt die Verbindung dar zwischen den innerafrikanischen Seen und dem Indischen Ozean. Die Küstenniederungen sind zwar von der Malaria heimgesucht, aber weiter im Innern, im Hochland, ist eine ausgedehnte Plantagenwirtschaft möglich. Sowohl an den Hängen des Usambara-Gebirges als auch auf den Hochflächen des Kilimandscharogebietes gedeihen Kaffee, Tabak, Vanille, Reis, Sisal, Palmen, Baumwolle usw. Auch die Kultur der Gummibäume, deren Produkt zurzeit leider unter einer miserablen Konjunktur leidet, macht Fortschritte. Nach Gruber wurden bei der letzten Erhebung über 600 000 Kokosbäume, 60 000 Kakao-, $3^1/_2$ Millionen Kaffeebäume und nicht weniger als 20 Millionen Gummibäume gezählt. Für den Baumwollenbau waren 8000 und für die Gewinnung von Sisalhanf 17 000 Hektar Landes in Benutzung genommen. Einzelne Gegenden des inneren Hochlandes, wie Ruanda, Urundi und Unjamwesi, weisen eine ertragreiche Rinderzucht auf, und auch weite Gebiete im Norden des Njassasees sind für die Viehzucht geeignet. Die Eisenbahn von Daressalam, die jetzt Tabora erreicht, und die von

Tanga ausgehende Eisenbahnlinie werden den Verkehr schon in der nächsten Zeit außerordentlich heben. Widerstände bilden die Trockenheit, die manche Länderstriche beherrscht, die Tsetsefliege und das eingeborene Element, das, wo es nicht feindlich gesinnt ist, sich doch wenig aus der Arbeit für den weißen Herrn macht. Die Gesamtbevölkerung besteht aus 10 Millionen Negern und 28 000 Nichteinheimischen. Unter den 3700 Weißen, die sich dem Handel und dem Plantagenbau widmen, sind etwa 2700 Deutsche. Zu den Hauptplätzen an der Küste gehört das für Europäer recht gesunde Tanga, eine freundliche kleine Stadt mit einer Eingeborenen-Niederlassung, die als ein Muster deutschen Einflusses auf das Negerelement gelten kann. Die Straßen sind schnurgerade angelegt, sauber und gesund, und wenn mich nicht alles täuscht, befinden sich sogar Hausnummern an den Hütten.

Wer sich nur die Küste angesehen hat, hat nicht das Recht, sich weiter über Land und Volkstum, Entwicklung und Aussichten zu verbreiten. So vielen Beamten und Pflanzern man begegnet, so viele Urteile über das Leben in Deutsch-Ostafrika und über das Volkstum unserer schwarzen Landsleute vernimmt man auch. Ein nach siebenjährigem Aufenthalt aus dem Innern nach Europa heimkehrender Eisenbahn-Ingenieur hatte für die Schwarzen, mit denen er die ganze Zeit über im Busch zu hausen gezwungen war, nur den Ausdruck: „Brave Jungens.“ Durch unser ganzes Schutzgebiet, sagte er, kann man mit einem Stöckchen in der Hand ziehen, ohne irgend eine Gefahr von seiten der Menschen befürchten zu müssen. So sicher reist man in Europa nicht — die weißen „Schensi“ sind gefährlicher als die schwarzen. Von diesem Afrikaner stammt auch die folgende reizende Erinnerung: Zur Zeit, als man den Kometen Halley erwartete, der bekanntlich in Afrika prachtvoll zu beobachten gewesen ist, zog unser Ingenieur mit einer großen Karawane von Negern durch den Urwald. Um Unruhen zu vermeiden, hielt er ein Schauri ab und sagte seinen Leuten: „Kinder, in den nächsten Tagen wird am Himmel ein großer heller Stern mit einem langen Schweif auftauchen. Ihr braucht euch dabei nichts zu denken, vor allem braucht ihr euch nicht zu fürchten, denn daran, daß ich von dem Kommen dieses Sternes schon unterrichtet bin, ehe er zu sehen ist, könnt ihr schon erkennen, daß weder Zauberei noch sonst etwas Böses im Spiele ist.“ Einige Abende später stand der Komet wirklich mit seinem langen Schweif am dunklen

Nachthimmel. Da schauten die Träger nur in die Höhe, lachten, stießen einander an und sagten überlegen: „Kasi ulaya“ („europäische Arbeit“).

*

An einem strahlenden Morgen lief das Prachtschiff der Deutschen Ostafrika-Linie, die „Tabora“, Kapitän Doherr, in den Hafen von Daressalam ein. Da packte ich zum letzten Male meine Siebensachen und ging an Bord. Noch einmal zog Sansibar vorüber, das liebliche Tanga wurde noch einmal angelaufen, zum Schluß das weniger liebliche Mombassa, und dann ging es nach Norden an der Küste entlang europawärts. Eine Reise um die Erde mag selten so vom Wetter begünstigt gewesen sein wie die meine. Die „Tabora“ war das zehnte Schiff, das ich benutzte. Auf einzelnen hatte ich Ueberfahrten von 21 und 24 Tagen Dauer zurückgelegt, und zwar in allen Teilen der Erde. Und in dieser ganzen Zeit war ich nicht einem einzigen stürmischen Tage begegnet. Auch die lange Heimfahrt gestaltete sich zu einem einzigen langen Sommertage. Auf dem Schiffe eine vorwiegend englische Gesellschaft vornehmer Leute. Ein heiteres, fast ausgelassenes Treiben herrscht an Bord. Zum großen Badebassin, das auf dem Verdeck steht, geht man täglich zweimal wie zu einem Schauspiel, um die reizenden englischen jungen Ladies, darunter eine Herzogin, baden zu sehen. Die Räume der „Tabora“ sind von einer ausgesuchten Pracht und Eleganz, der Rauchsalon ganz in Marmor, die Bedienung musterhaft. Von Suez ab geht es durch den Kanal, des Nachts mit zwei Scheinwerfern. An beiden Seiten die sandigen Dünen der Wüste, am Horizont schwankende Kamele. An den Ufern Araber und Beduinen in weißen Burnussen. In Port Said, der bewegten internationalen Stadt, wird Abschied von Afrika genommen, die letzten Geschenkstücke werden von Händlern erstanden, die so aufdringlich und klettenhaft sind, daß sie nach der Abfahrt des Schiffes einfach über Bord gejagt werden müssen.

Kühler und kühler wird die Luft, in der Straße von Messina weht ein eisiger Wind, denn in Europa ist es jetzt Vorfrühling. Als an einem rauhen Morgen Neapel erreicht wird, trägt der rauchende Vesuv eine Schneekrone, und das schöne Neapel selbst sieht aus wie Hamburg im Spätherbst, grau und naß.

Der Schnellzug führt mich durch Italien zurück nach Deutschland. Heiß wallt es im Herzen auf, als deutsche Laute wieder das Ohr

umklingen. Und wie blau das Meer auch fern im Süden ist, wie bunt und lockend auch Indien, wie herrlich auch die Tropeninseln —, doch lautet das Schlußwort der Reise um die Erde:

Nord un Süd,
De Welt is wied;
Ost un West —
To Hus is best!

— Ende. —

Fremdenblatt-Druckerei, Hamburg.

ASIEN
SACHALIN
ALEUTEN
VEREINIGTE STAAT
WINNIPEG
SEATTLE
KALIFORNIEN
CHICAGO
St LOUIS
S. FRANCISCO
PEKING
TIENTSIN
TSINGTAU
TOKIO
YOKOHAMA
SHANGHAI
GROSSES
Wendekreis des Krebses
CANTON
HONGKONG
PHILIPPINEN
MANILA
HAWAII
MEXICO
PENANG
SINGAPORE
SUMATRA
JAP
KAROLINEN
ANGAUR
WELTMEER
Äquator
BORNEO
NEU GUINEA
KL SUNDA Jn
MARKESAS
SAMOA
GESELLSCHAFTS Jn
COOK Jn
TAHITI
TUAMOTU
PALMERSTON
TOWNSVILLE
AUSTRALIEN
WEST-
SÜD-
NEU SÜD-WALES
BRISBANE
Wendekreis des Steinbocks
FREMANTLE
SYDNEY
ADELAIDE
AUCKLAND
VICTORIA
NEU SEELAND
WELLINGTON
TASMANIEN

ASIEN
EUROPA
AFRIKA
BRASILIEN
ATLANTISCHES WELTMEER
OTTAWA
MONTREAL
NIAGARA
NEW-YORK
BUFFALO
LONDON
HAMBURG
BERLIN
CÖLN
PARIS
WIEN
GENUA
MADRID
LISSABON
ALGIER
KANARIEN
MOSKAU
TEHERAN
KAIRO
PSAID
SUEZ
MURSUK
TOGO
OUALA
ROMA
DAR ES SALAAM
TANGA
SANSIBAR
MOMBASSA
ADEN
KAPSTADT
CARACAS
RIO DE JANEIRO
BUENOS AIRES
MONTEVIDEO
DELHI
AGRA
LUCKNOW
BENARES
JAIPUR
CALCUTTA
BOMBAY
MADURA
NABRAS
TUTICORIN
COLOMBO